



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

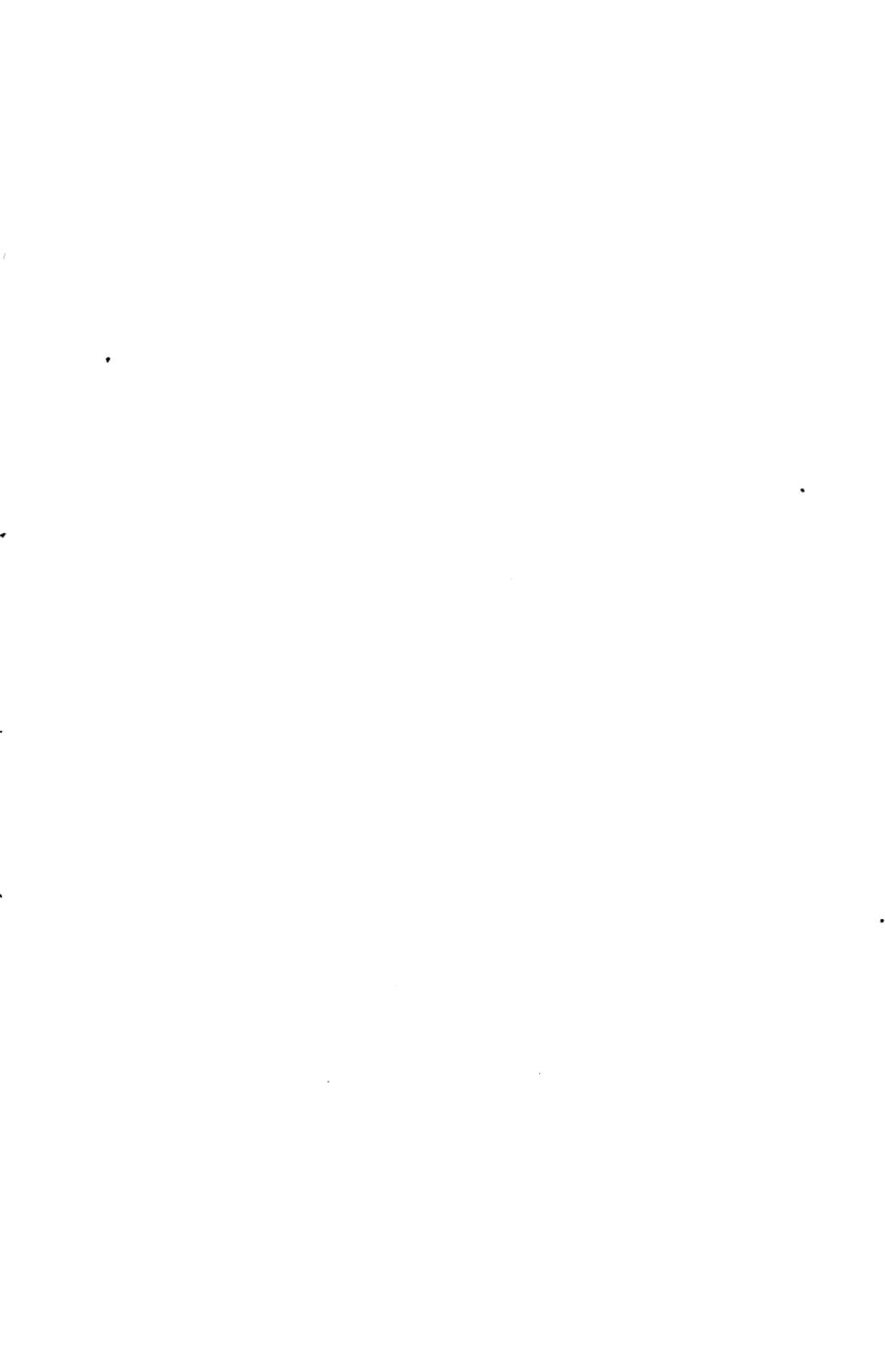
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

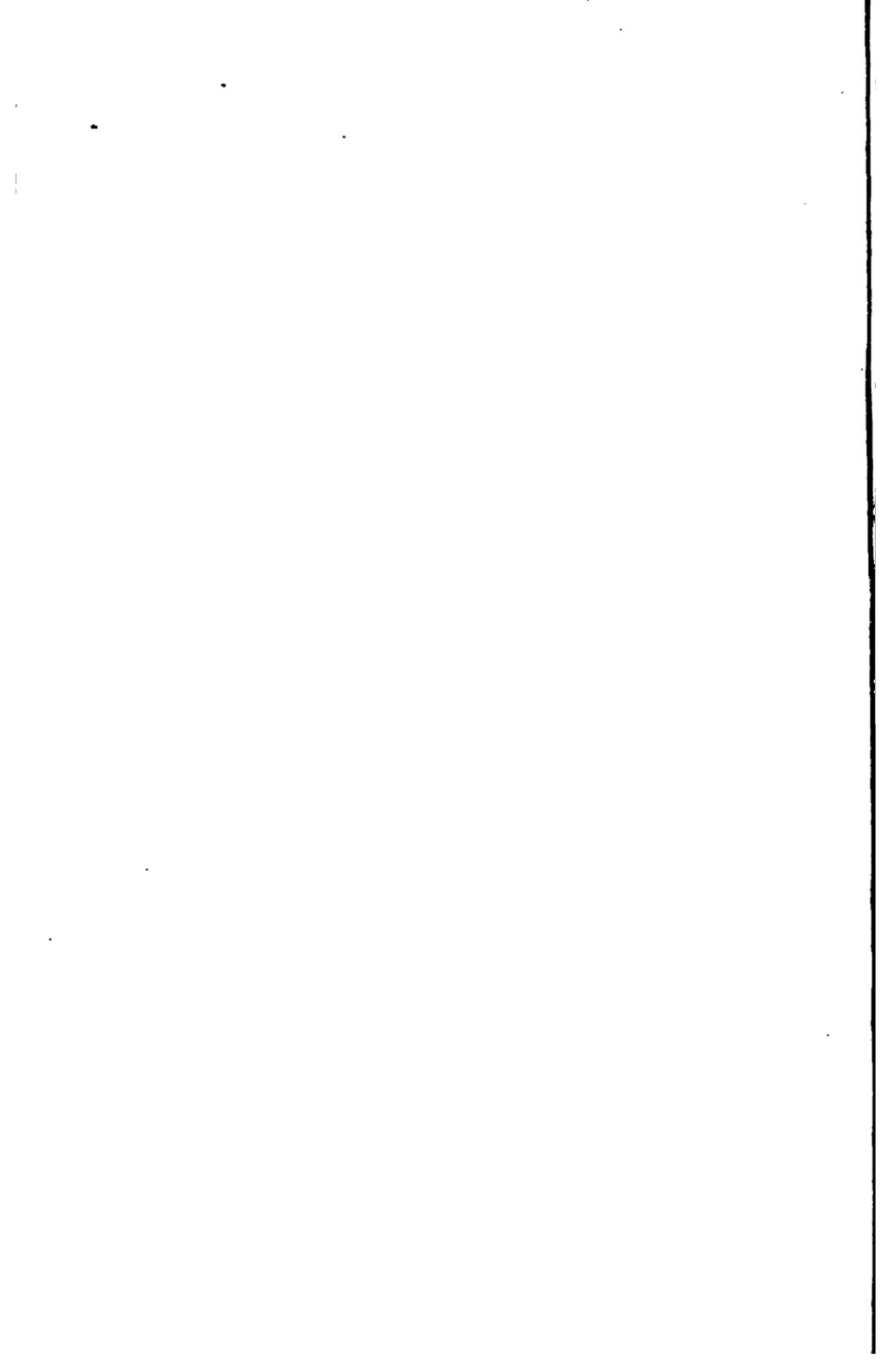




BENKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA







Die Alttestamentliche Wissenschaft

in ihren wichtigsten Ergebnissen

dargestellt von

D. Rudolf Kittel

o. Professor an der Universität Leipzig

Mit 14 Tafeln und 21
Abbildungen im Text

KITTEL

4. aufs neue durchgearbeitete und erweiterte Auflage



1921

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

.04337451

MAIN

Sechs Vorträge für Volksschullehrer,
gehalten im Auftrag des Königlich
:: Sächsischen Kultusministeriums ::

MS 1114
K5
1921
1921

Einleitung.

Was sind gesicherte Ergebnisse? Grade der Sicherheit.

Ehe ich mich anschide, von den wichtigsten gesicherten Ergebnissen der Wissenschaft vom Alten Testamente, soweit sie der neueren Zeit angehören, zu reden, mag es sich vielleicht empfehlen, eine nicht unwichtige Vorfrage zu stellen, von der ich vermute, daß sie mancher unter uns und überhaupt mancher, der von gesicherten Ergebnissen der biblischen Wissenschaft redet oder nach ihnen fragt, sich noch nicht mit hinreichender Klarheit gestellt hat. Es ist die Frage: Was sind überhaupt gesicherte Ergebnisse? Welche Vorstellung ist mit diesem Begriffe zu verbinden?

Mit dieser Frage handelt es sich zunächst noch nicht um das Materielle; nicht darum: ist diese oder jene Tatsache geschichtlich? oder dergleichen. Davon mag später die Rede sein. Hier handelt es sich mir vorläufig nur um den — nicht im Sinne der pädagogischen, sondern der allgemeinen wissenschaftlichen Methodik — rein methodischen Grundsatz: in welchem Sinne dürfen wir bei der biblischen, im besonderen der alttestamentlichen, Wissenschaft gesicherte Ergebnisse erwarten? gibt es für ihre Ergebnisse eine absolute oder etwa nur eine relative Sicherheit? sind alle ihre Ergebnisse, auch wenn wir sie im weiteren Sinne nach unserer besten Überzeugung kurzweg als „gesicherte“ bezeichnen, schlechtthin und unumstößlich sicher, oder gibt es etwa Gewißheiten, Sicherheiten verschiedenen Grades, die wir, streng genommen, sorgsam zu unterscheiden hätten?

Tatsächlich ist das letztere der Fall.

Eine Sicherheit ersten Grades gewinnen wir auf Grund von Urkunden, sofern sie diesen Namen im strengen Sinne verdienen, finden sie sich innerhalb der Bibel oder in Inschriften, Tafeln, Papyri usw., und sofern sie selbst glaubwürdig sind und in unzweideutiger Art Auskunft geben. (Die letztere Einschränkung beziehe ich darauf, daß ja auch eine vortreffliche und an sich durchaus glaubwürdige Urkunde einzelne minder klare oder uns heute nicht mehr vollständig verständliche Angaben oder Ausdrücke enthalten kann.) Aus einer Urkunde dieser Art können wir eine Gewißheit ersten Ranges, gesicherte Tatsachen und feststehende Ergebnisse in demjenigen Sinne, in dem überhaupt die Geschichte von solchen reden kann, entnehmen.

Neben ihr gibt es aber auch eine Sicherheit zweiten Grades. Sind an sich vortreffliche Urkunden, so wie es vorhin angenommen ist, nicht in allen Stücken unzweideutig; oder sind sie uns nicht vollkommen erhalten, sondern nur in Bruchstücken, an denen wesentliche Bestandteile fehlen: so tritt in der Notwendigkeit der Erklärung und Deutung des nicht vollkommen Klaren oder der Ergänzung des nur teilweise auf uns Gekommenen aus dem uns Gegebenen im Zusammenhang mit dem uns sonst Bekannten ein Element der Subjektivität, also des persönlichen Abwägens nach Wahrscheinlichkeitsgründen, nach eigener Auffassung und dergleichen zu dem objektiven Befunde hinzu.

Es versteht sich von selbst, daß die Sicherheit des so gewonnenen Ergebnisses schon nicht mehr genau so groß sein kann wie im ersten Falle. An Stelle der wirklichen historischen Gewißheit ist die hohe Wahrscheinlichkeit getreten, eine Wahrscheinlichkeit, die dem Bearbeiter des Stoffes, vielleicht auch zuständigen Beurteilern, der Gewißheit gleichkommen kann, so daß sie nach ihrer besten

Überzeugung glauben, von einem „gesicherten Ergebnis“ reden zu dürfen, die aber doch streng genommen eben nur eine hohe Wahrscheinlichkeit und die persönliche Überzeugung namhafter Forscher für sich hat, möglicherweise aber durch weitere Tatsachen oder andere Autoritäten umgestoßen werden kann. Kurz, es handelt sich um Sicherheit zweiten Grades:

Für sie ist das genannte Beispiel nur eines an Stelle vieler. Ist die Urkunde an sich schon nicht ersten Ranges, sondern nur zweiten, also beispielsweise nicht von den beteiligten Personen oder ihren Auftraggebern, Zeugen, Zeitgenossen u. dgl. selbst herkommend, sondern nur aus dem den Ereignissen nach Zeit, Ort, Umgebung schon etwas fernerstehenden, wenn auch noch wohl unterrichteten Kreise kommend, so ist sie selbstverständlich wieder nur Quelle einer Sicherheit zweiten Ranges. Oder aber ist die Urkunde selbst zwar ersten Ranges, soll aber zur Erschließung von Vorgängen benutzt werden, die in ihr selbst nicht enthalten sind, sondern dem in ihr Enthaltenen nur nahestehen, so betreten wir mit den an sich noch so berechtigten und notwendigen Schlüssen aus gesicherten Tatsachen natürlich nur dann den Boden voller Sicherheit, wenn sie sich mit zwingender Notwendigkeit ergeben, in jedem anderen Falle den einer Sicherheit zweiten, wo nicht dritten Grades.

Auch eine solche, eine Sicherheit dritten Grades gibt es. Neben Urkunden ersten und zweiten Ranges haben wir solche dritten Ranges, die den Ereignissen verhältnismäßig ferne stehen, aber doch über sie noch im ganzen gut unterrichtet sind, mindestens noch wertvolles Material für unsere Erkenntnis enthalten. Und neben Schlüssen zwingender Art oder solchen von höchster Wahrscheinlichkeit, die aus feststehenden Tatsachen abzunehmen sind, gibt es solche von hoher, ziemlich hoher, einer gewissen

Wahrscheinlichkeit, bis herab zu der mit größerer oder geringerer Zuversicht behaupteten Möglichkeit. Vieles von dem hierher Gehörigen hat das Kennzeichen der Subjektivität, der persönlichen Überzeugung des Forschers von selbst an sich. Im großen Ganzen hat hier ihre Stelle die in der Wissenschaft, auch der biblischen, viel gebrauchte und überall da, wo wir nicht über die Gewißheit ersten Ranges verfügen, unentbehrliche Hypothese, d. h. die wissenschaftlich begründete Vermutung.

Bei der Benutzung und Ausbeutung der Urkunden über das unmittelbar in ihnen Enthaltene hinaus spielt selbstverständlich der Scharfsinn, die Phantasie, die die Zusammenhänge schauende Intuition eine große Rolle. So entsteht die Hypothese. Sie zu scheitern ist Torheit; sie ist ein unentbehrliches und überall da, wo sie sich in ihren Grenzen hält, wertvolles wissenschaftliches Hilfsmittel. Aber es versteht sich von selbst, daß sie ihrem ganzen Wesen nach immer nur eine Gewißheit dritten, im günstigsten Falle zweiten Grades darbieten kann. Trotzdem können wir auch auf sie unter Umständen ein gesichertes Ergebnis im weiteren Sinne aufbauen. Es gibt Hypothesen — auch die Kopernikanische Weltansicht ist nur eine Hypothese! — die durch vielfältige Erprobung und immer neue Nachprüfung im Laufe der Jahre einen so hohen Grad der Wahrscheinlichkeit erlangen, daß man sie kurzerhand wie Tatsachen behandelt und die Wissenschaft mit ihnen weiterarbeitet, als wären sie feststehende Ergebnisse. Es ist das eine Art abgefürzten Verfahrens und abgefürzten Sprachgebrauchs, den Eingeweihten wohl verständlich, der großen Menge leicht gefährlich. Trotzdem wird der Sprachgebrauch häufig auch in populären Darstellungen festgehalten; hier wäre es richtiger, zwischen dem wirklich Sicherem und dem durch Hypothese Erschlossenen strenger zu scheiden, schon deshalb,

weil keineswegs alle Hypothesen schon den Rang der Kopernikanischen erreicht haben. Auch in der biblischen Wissenschaft gibt es neben vielfach oder fast allgemein angenommenen solche, denen nur ihr Erfinder selbst oder etwa sein nächster Kreis größeres Zutrauen entgegenbringt, und neben solchen, die dauernder Besitz der Wissenschaft sind, solche, die nur ein kurzes Dasein geführt haben oder führen werden.

Man mag aus alledem sehen, wie wesentlich es ist, wenn man nach den gesicherten Ergebnissen der alttestamentlichen Wissenschaft fragt, erst die Vorfrage nach Art und Wesen der wissenschaftlichen Gewißheit auf unserem Gebiete zu stellen. Erst damit ist das Feld hinreichend bereitet, auf dem wir weiterarbeiten sollen. Es ergibt sich aber auch weiter, wie leicht es auf diesem Gebiete, wie auf jedem Gebiete der Wissenschaft, kommen kann, daß in gemeinverständlichen, für einen weiteren Leserkreis bestimmten Darstellungen kurzweg von „gesicherten Ergebnissen“ die Rede ist, wo es sich tatsächlich durchaus nicht immer um dieselbe Art der Sicherheit handelt. Was einem Forscher mit hoher oder ziemlicher Wahrscheinlichkeit aus den vorhandenen Tatsachen erschlossen scheint, das kann sich ihm leicht in einem Lichte darstellen, daß er persönlich davon überzeugt ist, es handle sich um ein sicheres Ergebnis, während andere Bedenken dagegen hegen. Ist dies der Fall, so muß streng genommen der stark hypothetische Charakter der Annahme betont werden. Aber auch wo es nicht der Fall ist, dürfen wir, beim Lichte besehen, die Grenze zwischen wirklicher Sicherheit und nur subjektiver Gewißheit des Ergebnisses nicht verwischen.

Ich betrachte es daher als meine besondere Aufgabe, in der nachfolgenden Darstellung nach Kräften den Unterschied zum Ausdruck zu bringen zwischen den

wirklich feststehenden Tatsachen und den mit höherer oder geringerer Wahrscheinlichkeit aus ihnen gezogenen Schlüssen oder auf sie gebauten Vermutungen; ebenso zwischen dem von der Mehrheit der Forscher Angenommenen und demjenigen, was meine persönliche Auffassung darstellt.¹

Es wäre nun hier schon eine verlockende Aufgabe, die Frage der pädagogischen Methodik heranzuziehen und zu erwägen, wieweit bei dem eben beschriebenen Sachverhalte die Ergebnisse der biblischen — für mich der alttestamentlichen — Wissenschaft überhaupt Gegenstände des Volksschulunterrichts sein können. Ich muß mich aber hier im Blick auf meine eigentliche Aufgabe, die Ergebnisse selbst mitzuteilen, auf die Bemerkung beschränken, daß natürlich die Sicherheit ersten Ranges unbedingt auch Besitz der Schule, soweit der in Frage stehende Gegenstand selbst ihr angehört, werden muß; daß aber auch die zweiten und dritten Grades nicht unbedingt von ihr auszuschließen sein wird, wofern nur dem Unterrichtenden selbst das richtige Unterscheidungsvermögen zwischen den verschiedenen Graden der Sicherheit zur Verfügung steht. Eine ganz andere, viel tiefer in die spezifisch unterrichtlichen Sachfragen hineinführende Frage ist freilich die: in welchem Umfange und besonders auch auf welchen Altersstufen Ergebnisse der letzteren

¹ Einzelne Besprechungen dieses Büchleins haben die obigen Bemerkungen übersehen, woraus natürlich Mißverständnisse entstehen mußten. Andere hätten da und dort den Grad der Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit anders eingeschätzt. Das sind unvermeidliche Schranken jeder solchen Arbeit. Bei allem redlichen Bemühen, nur Gesichertes als sicher, nur Wahrscheinliches als wahrscheinlich darzustellen, wird doch — soll der Gelehrte nicht zum Registrator werden — kein Autor seine Persönlichkeit und damit das Subjektive ausschalten können. Ich glaube, diejenigen, die über Einzelnes anders denken als ich, wären gegebenenfalls in derselben Lage.

Art zu den Gegenständen gehören, auf die der Schüler ein Recht hat.

Gehen wir nun zur Darstellung der neueren Ergebnisse der alttestamentlichen Wissenschaft selbst über, so denke ich den Stoff, natürlich unter Beschränkung auf die Haupttatsachen oder auf einzelne besonders charakteristische Erscheinungen, in der Weise vorzuführen, daß ich drei Hauptgebiete der wissenschaftlichen, auf das Alte Testament sich beziehenden Arbeit durchgehe und in ihnen das mir besonders bedeutsam Erscheinende auswähle. Selbstverständlich ist damit der Stoff lange nicht erschöpft; aber es wird niemand schwer fallen, von den behandelten Stoffen aus auf verwandte weiterzuschließen oder mit Hilfe der am Schlusse des Büchleins an die Hand gegebenen Literatur weitere Stoffe heranzuziehen. Die drei genannten Hauptgebiete sind das der Ausgrabungen, das der Litterarkritik und das der geschichtlichen und religionsgeschichtlichen Forschung.

1. Abschnitt.

Ergebnisse auf Grund der Ausgrabungen.

Auf Grund der Ausgrabungen, über die also zunächst zu reden sein wird, sind eine Reihe von neueren Ergebnissen zutage getreten, die uns neue und zum Teil überraschend reiche Blicke für das Verständnis des Alten Testaments eröffnen.

1. Kapitel.

Babylonisch=assyrische Parallelen zu den biblischen Urgeschichten.

Die genannten Parallelen und ihre Bedeutung für das Verständnis der biblischen Urgeschichte sollen uns zuerst

in Kürze beschäftigen. Indem ich sie hier mit behandle, sage ich vielleicht manchem nichts oder wenig Neues. Die Fragen sind vor bald zwanzig Jahren aus Anlaß des sogenannten, durch das Auftreten von Professor Delitzsch hervorgerufenen Babel-Bibel-Streitens in der breitesten Öffentlichkeit verhandelt worden. Immerhin können wir sie auch hier nicht ganz missen. Ich beschränke mich aber auf die Hauptsachen, vor allem auf die von größerer grundsätzlicher Bedeutung. Im besonderen sehe ich vorläufig von den zahlreichen Bestätigungen, Beleuchtungen, Ergänzungen und Berichtigungen der biblischen Erzählungen aus der Königszeit ab, die wir in den assyrisch-babylonischen Keilschriften besitzen. Sie sollen in Kapitel 4 ihre Würdigung finden.

1. Schöpfung und Sündenfall. — Wir beginnen mit Schöpfung und Sündenfall. Es darf als allgemein bekannt angesehen werden, daß nicht nur die Bibel ihre Erzählung über die Erschaffung der Welt besitzt, sondern daß auch eine Anzahl alter Kulturvölker Geschichten über denselben Gegenstand hatten, die notwendig zur Vergleichung mit der biblischen auffordern. Doch verdient keine von ihnen den Namen einer Parallelerzählung mit Ausnahme der babylonischen. Sie existiert in mehreren Redaktionen, die wir hier zusammennehmen.

Das Wesentliche ist, daß es im Anfang der Dinge noch keine Götter gab, nur eine flüssige Masse. Dieses flüssige Urmeer oder Chaos ist dargestellt in zwei Wesen geheimnisvoller Art, dem Ozean (apsu) und dem Meere (tiāmat). Aus ihnen gehen die Götter hervor. Sie beschließen Ordnung in die ungeordnete Masse zu bringen, d. h. eine Welt zu schaffen. Jene Vertreter des Chaos suchen das zu hindern und empören sich. So gestaltet sich die Schöpfung zu einem gewaltigen Kampfe der Götter gegen die Elemente und Kräfte in der Welt, vor allem

Marduks, des Frühsonnen- und Schöpfergottes, gegen Tiāmat, den Ozean, der als gewaltiger Drache vorgestellt wird. Gott Marduk besiegt den Drachen und spaltet ihn in zwei Hälften: die eine wird zum Himmelsgewölbe gemacht, aus der anderen bildet er die Erde. Dann schafft er die Himmelskörper und läßt Sonne und Mond scheinen. Es folgen die Pflanzen und Tiere und zuletzt der Mensch.

Vergleicht man diesen babylonischen Mythos mit der biblischen Erzählung, so sind zunächst gewisse Ähnlichkeiten unverkennbar. Beide nehmen ihren Ausgang vom Chaos („die Erde“, d. h. hier die Welt, „war noch wüst und wirt“ heißt es in 1. Mos. 1, 2). In beiden wird sodann die Urflut (tiāmat, hebräisch tehom) gespalten in die oberen und unteren Wasser. In beiden bildete die Erschaffung der Himmelskörper, sodann der Pflanzen und Tiere und zuletzt des Menschen eine wohlgeordnete Stufenfolge; in beiden scheint auch die Formel: „er machte es gut“ eine gewisse Rolle zu spielen.

Aber neben ihnen stehen freilich auch ganz wesentliche Verschiedenheiten. Im biblischen Berichte steht am Anfang aller Dinge und absolut über sie erhaben Gott selbst, der eine und geistige, und er schafft als sein erstes Werk das Licht; im babylonischen in echt heidnisch-pantheistischer Weise das Chaos, aus dem als erstes Gebilde der Weltentstehung die Götter hervorgehen. Dort ist Gott vor allem — hier muß die Gottheit erst werden! Besonders aber wird der heidnisch-pantheistische Charakter der babylonischen Erzählung deutlich an der Stellung jener Tiāmat. Der Ozean ist belebt gedacht, die Schrecken des Meeres und sein Widerstand gegen die Erde sind in einem Drachenwesen zusammengefaßt, und die ganze Welterschöpfung ist vorgestellt als ein gewaltiger Kampf, ein ungeheures Ringen zwischen der Gottheit und der Natur. Mit Mühe muß der ewigen Natur von der Gott-

heit das ordnende Schaffen abgerungen werden. Auch die Menschenschöpfung selbst erweist den Gegensatz. Dort das Formen des Menschen nach Gottes Bilde, dem dann Gott seinen Lebensodem einhaucht — hier aber wird einem der Götter der Kopf abgehauen und aus seinem Blute, mit Erde gemischt, ein Mensch gebildet. Kurz: hier ist Vielgötterei, Heidentum und Naturreligion, dort Gotteinheit und Religion des Geistes, die ihren Höhepunkt darin erreicht, daß Gott durchs bloße Wort schafft.

Immerhin, so groß und so tiefgreifend die Verschiedenheiten sind, so daß die biblische Erzählung ihrem Geist und Gehalt nach turmhoch über der heidnischen steht: die Berührungen sind doch so nahe, daß sie eine Erklärung heißen. Der Zufall reicht nicht aus, sie verstehen zu lehren. Irgendwie und in irgendwelchem Sinne muß wohl eine ursprünglich gemeinsame Quelle beider, eine beiden gemeinsame, mündliche oder schriftliche alte Überlieferung vorausgesetzt werden. Die Frage kann nur sein, wie und aus welcher Zeit sie etwa zu erklären sei. Darüber soll im Zusammenhang der Slutgeschichte noch die Rede sein.

Hier beschränke ich mich zunächst darauf, den bleibenden religiösen Gehalt der biblischen Schöpfungsgeschichte ins Licht zu stellen. Es wäre ja erst, sollte die biblische Schöpfungsgeschichte nach allen Seiten hin behandelt werden, auch noch ein Wort über ihr Verhältnis zu den Ergebnissen der Naturwissenschaft zu sagen. Doch würden wir damit leicht über die Grenzen unseres Themas hinausgreifen; das Wesentliche wird in dem sofort zu Sagenden indirekt mit enthalten sein.¹ Den bleibenden Gehalt der Schöpfungsgeschichte sehe ich darin: Erstens: Gott selbst schafft, nicht die Natur erzeugt sich selbst. Sie enthält den schärfsten Protest gegen jede Art

¹ Siehe weiteres darüber unten in der „Besprechung“ S. 255 ff.

von Pantheismus. Zweitens: Gott schafft mühelos, ohne Kampf. Gott und Welt sind kein Gegensatz. Sie enthält den schärfsten Protest gegen den Dualismus. Drittens: Gott schafft durchs bloße Wort: der Hergang und Gott selbst sind rein geistig gedacht. Viertens: Gott offenbart in der Erschaffung der Welt, besonders des Menschen, sein Wesen als Macht, als Weisheit und als Liebe: der Mensch ist sein Bild. —

Zur biblischen Erzählung vom Sündenfall besitzen wir keine eigentliche Parallele in Babylonien. Ein Siegelzylinder, den man eine Weile fälschlich als Abbildung des Sündenfalles ausgab, kann hierfür kaum ernstlich in Betracht kommen. Wir können nur sagen, daß die Vorstellung von einem am Anfang der Menschengeschichte stehenden paradiesischen Glückszustande, den man gern als goldenes Zeitalter bezeichnete, durch manche Völker des Altertums hindurchgeht. Ebenso der Gedanke, daß der Mensch durch eigene Schuld das Glück der ersten Zeit verscherzt habe. Auch die Vorstellung, daß die Schlange als die dem Menschen feindlich gesinnte Macht oder als schädliches, feindseliges Prinzip dazu mitgewirkt habe, läßt sich belegen. Desgleichen die Idee des Lebensbaumes und manches andere. Aber alles das sind einzelne Züge, die sich da und dort finden; eine zusammenhängende Erzählung, die als Parallele zur biblischen gelten könnte, ist bis jetzt nicht gefunden.

Am ehesten läßt sich noch der babylonische Adapamythus zur Vergleichung heranziehen. Aber er behandelt nur einen einzelnen Zug der biblischen Geschichte und dazu in ziemlich eingenartiger Weise. Ein von der Gottheit geschaffener Mensch Adapa (= Adam?) verscherzt die ihm zugedachte Unsterblichkeit, indem er Lebensbrot und Lebenswasser, das ihm die eine Gottheit zugedacht hatte, damit er ewig lebe, durch einen anderen Gott irregeleitet,

zurückweist. Er kann nun nicht im Himmel bleiben, sondern muß auf die Erde zurück.

Eine gewisse Ähnlichkeit an einem bestimmten Punkte ist unverkennbar. Es ist der Versuch, das Todesgeschick des Menschen zu deuten. Auch sonst klingt noch ein gewisser gemeinsamer Grundton durch beide, die biblische und die babylonische Erzählung, durch: der Mensch war ehemals nach Gottes Willen zu ewigem Leben bei ihm bestimmt. Es sollte ihm durch Essen von Lebensspeise vermittelt werden. Er ist aber dieses ihm zugedachten Gutes verlustig gegangen und muß nun auf Erden als sterblicher und von Übeln heimgesuchter Mensch sein Dasein führen. Aber es ist doch kaum mehr als ein fernes Klingen, das freilich abermals eine im letzten Grunde gemeinsame Wurzel der Überlieferung ausweist, aber auch nicht mehr. Viel deutlicher tritt hier die ungeheure Verschiedenheit in die Erscheinung und in ihr die Macht des monotheistischen und sittlichen Geistes in Israel gegenüber jenem polytheistischen Mythos.

So viel läßt sich über diesen Gegenstand auf Grund der Ausgrabungen sagen. Die mancherlei Fragen, die sich gerade an diese Erzählung, wie auch an die Schöpfungsgeschichte, anknüpfen, sind freilich damit nicht erschöpft. Aber ihre Beantwortung kann man zu einem wichtigen Teil nicht mehr unter die allgemein gültigen „Ergebnisse“, jedenfalls nicht die der Ausgrabungen, rechnen. Vielmehr handelt es sich dabei mehrfach um die persönliche Stellungnahme des einzelnen Forschers — ohne daß die letztere darum willkürlich oder gar gleichgültig zu sein brauchte. Meine Auffassung werde ich am Schluß dieses Abschnittes kurz darlegen.¹

2. Die Sintflut. — Wesentlich deutlicher tritt nun

¹ Siehe S. 19f.; weiteres zu diesen Fragen unten S. 105f. und in der Wiedergabe der angeschlossenen Besprechung, S. 255 ff., 282 ff.

freilich die Parallele wieder zutage bei der Geschichte von der großen Flut. Die biblische ist bekannt, die babylonische findet sich in dem in neuerer Zeit mehrfach berühmt gewordenen altbabylonischen Epos von Gilgamesch. Das Epos besteht aus zwölf Tafeln und erzählt die Abenteuer eines Königs Gilgamesch und sein heißes Mühen um ewiges Leben. Eine einzelne Episode in dem jedenfalls in alte Zeit, vielleicht bis zum Anfang des dritten Jahrtausends v. Chr. zurückgehenden Gedicht stellt die erste Tafel mit der Beschreibung der Sintflut dar. Auch sie, wie die biblische Erzählung, berichtet von einem frommen Manne, hier Utnapischtin (auch Xisuthros) geheißten, den die Gottheit zu retten gedenkt und der darum ein Schiff bauen soll, in das er allerlei Getier nimmt, und der dann am Ende der Flut eine Taube, darauf eine Schwalbe und zuletzt einen Raben auffliegen läßt.

Die Übereinstimmung ist hier, wie man nicht verkennen kann, teilweise überraschend. Aber auch hier sind die Verschiedenheiten augenscheinlich, und sie sind auch hier mehrfach größer und vor allem viel tiefer greifend als die Berührungen. Man kann nur sagen, es ist hier und dort eine andere Welt, dort die des erhabenen Monotheismus, hier die der Vielgötterei mit allen ihren Schwächen und Verirrungen. Die Götter selbst erschrecken vor der Flut; sie flüchten sich in den Himmel und ducken sich vor Angst „wie Hunde“, und als Noah das Opfer bringt, da sammeln sie sich „wie Fliegen“ um das Opfer. Das zeigt hinlänglich, daß auch da, wo Berührungen stattfanden, doch zugleich auf der einen Seite eine Läuterung und Umprägung erhabenster Art oder auf der anderen eine starke Trübung stattgefunden hat.

Wie aber ist der ganze Hergang zu erklären? Die Frage führt uns zugleich noch einmal auf die Schöpfungsgeschichte zurück.

Man hat gerne angenommen, daß die Juden im babylonischen Exil, als sie unter den Babyloniern lebten, die Bekanntschaft mit babylonischen Mythen machten und daß bei dieser Gelegenheit ein jüdischer Priester jene Stoffe übernommen und sie in seiner Weise umgearbeitet habe. Wie es sich im übrigen mit der letzten Gestaltung einer bestimmten (der priesterlichen) Schicht in unseren biblischen Erzählungen verhalten mag: — daß Israel in der Zeit des babylonischen Exils erstmals die Bekanntschaft mit den babylonischen Mythen gemacht und jetzt erstmals selbst von jenen Stoffen geredet haben sollte, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Man griff deshalb zu dem Ausweg, die Zeit der starken politischen Berührung Israels mit Assur in den Tagen der Könige von Omri und Ahab an als die Zeit der Entstehung unserer biblischen Erzählungen unter dem Einfluß der babylonischen Muster zu erklären. Diese Annahme war verständlich, so lange wir nichts von den Amarnatafeln wußten. Seitdem wir sie kennen und wissen, daß zu ihrer Zeit schon, d. h. schon im 15. Jahrhundert v. Chr., babylonische Mythen in Ägypten, und dann sicher auch in Kanaan, gelesen und studiert wurden, darf auch diese Annahme als überwunden gelten. Haben schon die alten Kanaaniter, ehe es ein eigentliches Volk Israel gab, einzelne jener Mythen gekannt — auf welchem Wege sie mit ihnen bekannt wurden, wird später klar werden —, so spricht alles dafür, daß die babylonische Form der Schöpfungs- und Flutgeschichte den Israeliten spätestens bald nach ihrer Festsetzung in Kanaan, d. h. in der Richterzeit bekannt wurde.

Es ist möglich, daß Israel auf diese Weise in ihren Besitz kam, und daß eine allmähliche und mit der Zeit immer stärkere Umbildung durch prophetisch gesinnte Männer in Israel stattfand, deren Ergebnis die heu-

tigen biblischen Erzählungen sind. So stellen sich den Hergang manche Forscher vor. Aber für sehr wahrscheinlich kann ich, wenigstens was die Flutgeschichte anlangt, diese Annahme nicht halten. Wir werden nämlich über die Richtigkeit der biblischen Überlieferung, nach der wichtige Teile des späteren Israel ihre Herkunft aus dem fernen Osten ableiteten, schwer hinüberkommen. Ist das der Fall und haben schon in alter Zeit bei den Völkern des Ostens jene Geschichten von der Entstehung der Welt und der großen Flut gelebt, so ist es durchaus wahrscheinlich, daß auch jene im Osten wandernden Stämme und Geschlechter, aus denen Teile des späteren Israel herausgewachsen sind, schon in grauer Vorzeit und ehe sie mit den Kanaanäern in Berührung traten, Kunde von jenen Überlieferungen besaßen.

Ja wenn wir annehmen dürfen, wozu immer wieder, trotz einzelner entgegenstehender Meinungen, die Mehrheit der Forscher neigt, daß jener Überlieferung von der großen Flut irgendwie die historische Begebenheit einer gewaltigen, vor Zeiten über größere Gebiete der Ostländer hereingebrochenen Überschwemmung zugrunde liege, so liegt nichts näher als die Annahme, daß sowohl die biblische als die babylonische Flutgeschichte auf gewissen gemeinsamen — dann bekanntlich zu vielen anderen Völkern weitergetragenen — Erinnerungen ruhen, die sich frühe mit sagenhaften Zügen mischten, welche letzteren sich dann in selbständiger Weiterbildung ausgestalteten. Die Ähnlichkeit beider Erzählungen ist zu groß, als daß man annehmen dürfte, daß sie nicht einen gewissen Weg gemeinsam gemacht hätten, und ihre Verschiedenheit ist zu groß, als daß man annehmen dürfte, daß nicht jede einen langen Weg für sich machte.

3. Die Urväter. — Endlich noch ein Wort über die biblischen Urväter. Wir besitzen bekanntlich in 1. Mos. 5

eine Liste von zehn Urvätern der Menschheit von Adam bis auf Noah. Sie stammt aus der Priesterchrift (P) — eine Bezeichnung, über die weiterhin noch die Rede sein soll.¹ An anderer Stelle, nämlich im jahwistischen Teil der Urgeschichte (J), finden sich nun zwei weitere, aber nur als Bruchstücke auftretende Geschlechtslisten, eine kürzere von Adam bis Enos gehende und eine längere von Adam durch Kain hindurch zu Lamech (dem Vater Noahs) gehende. Sieht man diese beiden Bruchstücke näher an, so läßt sich nachweisen, daß sie eigentlich zusammengehören und zusammen eine Liste darstellen, welche also die jahwistische Parallele zu jener priesterlichen Liste bietet.

Weitere genaue Beobachtung, bei welcher freilich zugleich die Wortbedeutung der hebräischen Namen in beiden Listen, sowie gewisse leichte Wandlungen der Namen im Hebräischen — wie sie aber ähnlich in allen Sprachen vorkommen — beachtet werden müssen, ergibt nun ferner als sichere Tatsache, daß auch diese zwei Listen, die jahwistische und die priesterliche, im letzten Grunde auf eine Liste zurückgehen. Es ist beidemal dieselbe Liste, nur mit leichten Abwandlungen. Um das zu verstehen, muß man sich gegenwärtig halten, daß Nr. 4 Kain und Kenan nur Varianten desselben Namens sind, ebenso Nr. 6 Irad und Jered und Nr. 8 Metuschael und Metuschala. Es bleibt sonach nur noch der Unterschied, daß Henoch das eine Mal als Nr. 5, das andere Mal als Nr. 7 gezählt wird, sowie daß Mahalalel von P (Nr. 5) bei J als Methujael (Nr. 7) auftritt. Vgl. die Tabelle.

Außerdem muß noch hinzugenommen werden, daß die Wortbedeutung von Nr. 1—3 eine und dieselbe oder fast dieselbe ist: Adam und Enos heißen „Mensch“, Set wahrscheinlich Söhling, Sproß. Wenn also Kain einmal

¹ Siehe über diese Bezeichnung, ebenso über J unten S. 88f.

der Sohn des Enos (= Mensch) und das andere Mal der Sohn des Adam (= Mensch) heißt, so ist er damit beidemal als der Sohn des Urmenschen gekennzeichnet, und die grundsätzliche Einheit der Listen wird auch dadurch neu erhärtet.

Dieser Tatbestand findet nun eine merkwürdige Beleuchtung durch den weiteren Umstand, daß auch die Babylonier die Überlieferung von zehn Urmenschen, die sie die Urväter nennen, besitzen. Wir haben sie zwar nur aus der späteren Überlieferung des Berosus.¹ Allein dessen sonstige Zuverlässigkeit gibt uns hinreichende Gewähr für die Richtigkeit seiner Mitteilungen auch hier. Ich nenne hier nur drei seiner Namen: Nr. 3 Amelu heißt zu deutsch „Mensch“. Nr. 7 Evedoranchus oder in babylonischer, daraus zu entnehmender, Grundform Enmedurancki ist in Babylonien der Name eines Lieblings der Gottheit, den die Gottheit ihrer besonderen Gemeinschaft würdigte. Es ist daher kein Zweifel, daß er dem Wesen nach, wenn auch nicht dem Namen, dem biblischen Henoch entspricht. Dasselbe gilt von Kixuthros, dem babylonischen Noah.

Auch hier stoßen wir also in Babylon auf eine alte Geschlechtstafel, die im letzten Grunde, bei allem Auseinandergehen beider im einzelnen, eine deutliche Parallele zur biblischen darstellt. Das dürfen wir, glaube ich auch hier als ein sicheres Ergebnis in Anspruch nehmen. Über die Deutung im einzelnen gehen die Meinungen auseinander. So viel folgt aber aus jener Tatsache jedenfalls: erstens, daß wir es hier nicht mit willkürlich erfundenen Namen und Listen des biblischen Erzählers zu tun haben, wie man manchmal meinte, sondern mit ur-

¹ Streng genommen handelt es sich demnach hier nicht um ein Ergebnis der „Ausgrabungen“. Aber der Sache nach gehört der Gegenstand mit jenen zusammen.

alten Überlieferungen, die in den Ostländern umgingen; zweitens aber auch, daß bei dem Auseinandergehen im einzelnen die biblischen Listen nicht ohne weiteres als Urkunden angesehen werden dürfen, die eine bis in die Einzelheiten erweisbare Geschichte im strengen Sinne darbieten.

Den ganzen Sachverhalt mag die folgende Tabelle am einfachsten beleuchten:

1. Mos. 5 (P)	1. Mos. 4, 25f. (J)	1. Mos. 4, 17f. (J)	Babyl.
1. Adam	Adam	Adam	
2. Set	Set		
3. Enos	Enos		Amelu
4. Kenan		Kain	
5. Mahalalel		Henoch	
6. Jered		Irad	
7. Henoeh		Mechujael	Enmeduranti
8. Metuschala		Metuschael	
9. Lamech		Lamech	
10. Noah			Xifuthros

4. Das Ergebnis. — Wir fassen zusammen. Als festes Ergebnis dürfen wir herausstellen, daß sich zu wichtigen Erzählungen aus der biblischen Urgeschichte Parallelen außerhalb der Bibel finden. Sie gehen bis in gewisse Einzelheiten hinein, bei aller Selbständigkeit der biblischen Darstellung im übrigen, neben der biblischen Erzählung her. Daraus im Zusammenhang mit dem sonstigen Charakter¹ der biblischen Erzählungen von der Urgeschichte der Menschheit — über den hier, da es sich um die Ausgrabungsergebnisse handelte, zunächst nur ganz gelegentlich zu reden war — darf der Schluß gezogen werden, daß die Erzählungen, so wie wir sie lesen, nicht kurzweg als Urkunden im strengen Sinne des

¹ Vgl. dazu die Besprechung unten S. 258.

Wortes angesehen werden können. Aber sie sind darum auch nicht einfach Sagen oder Mythen im gewöhnlichen Sinn. Vielmehr sind sie zu werten teilweise als Erzeugnisse eines kindlich naiven Zeitalters, teilweise als tiefdurchdachte, von hervorragenden Organen der prophetischen Offenbarungsreligion in deren Geist eingetauchte Gebilde. So erscheinen die wichtigsten von ihnen (ohne in allen Punkten geschichtlich zu sein, vielmehr in manchen Stücken umkleidet mit dem Gewande der Sage und des Mythos) in dem, auf was es ankommt — nicht in ihren Einzelheiten, wohl aber in ihren großen Grundtatsachen —, als wahre Begebenheiten von höchstem und bleibendem religiösem Werte.

Die Slutgeschichte berichtet von einer großen, die Menschen jener Gegenden in grauer Vorzeit schwer heimsuchenden Slut; die Schöpfungsgeschichte gibt in prophetischem Geiste von der ewig wahren Tatsache Zeugnis, daß der weise Schöpferwille des einen geistigen Gottes die Welt ins Dasein rief; und die Geschichte vom Sündenfall sagt uns, daß es damals in jener fernen Urzeit, als zum ersten Mal geschaffene Wesen sich dessen bewußt wurden, daß sie Menschen heißen und hernach daß sie Sünder seien, in ihren Seelen so oder ähnlich zugegangen sei, wie die Erzählung uns berichtet; sie malt uns in poetischem Gewande die wahre Begebenheit, daß mit der erstmaligen Scheidung eines menschlichen Willens von dem Willen der Gottheit ein tiefer unheilbarer Riß durch das menschliche Wesen ging und daß tatsächlich einmal der Moment im Leben der Menschen eingetreten sei, in dem sie die Bekanntschaft der Sünde und der ihr folgenden furchtbaren Entzweiung von der Gottheit machten. Überall, wo Menschen den rechten Ernst des Bösen und der Sünde sich klar machen, da muß es ihnen auch klar sein, daß die Menschen der Ur-

zeit — wie immer sie sonst beschaffen sein mögen und was immer ihre weitere Vergangenheit sein mag — nicht träumend oder spielend in das Bewußtsein des Bösen hineindämmerten, sondern daß dieser Übergang nicht ohne schwerste Erschütterung und nicht ohne tiefen Fall sich bei ihnen vollzog. Das ist bei aller dichterischen und sagenhaften, selbst mit mythologischen Zügen ausgestatteten oder aus primitiver Erzählungsweise stammenden Form im einzelnen der im weitesten Sinne tief historische Gehalt der Erzählung.

2. Kapitel.

Der Kodex Hammurapi und das altisraelitische Gesetz.

1. Bedeutung des Kodex Hammurapi. — Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß im Jahre 1901/2 aus Anlaß der französischen Ausgrabungen an der Stätte der alten persischen Hauptstadt Susa ein gewaltiger Dioritblock, mit Keilschriftzeichen beschrieben, zutage gefördert wurde, dessen Inhalt sich alsbald als das von dem babylonischen König Hammurapi ums Jahr 2000 v. Chr. erlassene Gesetz ergab. Wie diese babylonische Urkunde gerade auf den Boden des alten Persien kam, interessiert uns hier nur nebenher. Ich begnüge mich deshalb mit der Bemerkung, daß der Fundort zum alten Elamiterreiche gehörte und daß der Block, der ohne Zweifel als wertvolles Heiligtum galt — er hat die Gestalt einer Säule, einer Art Massebe, und trägt zuoberst das Bildnis des Sonnengottes, der augenscheinlich dem König das Gesetz verkündet —, bei Gelegenheit eines Einfalls der Elamiter geraubt und hierher verschleppt worden ist. Dgl. die Abbildung auf Tafel I.

Viel wichtiger ist für uns die Frage nach der Be-

deutung dieses merkwürdigen Schriftdenkmals zunächst für Babylonien, vor allem aber für die Bibelforschung. In dieser Beziehung kann nun gar kein Zweifel darüber aufkommen, daß wir seine Bedeutung überhaupt nicht zu hoch anzuschlagen imstande sind. Es hat in Babylonien schon vor Hammurapi allerlei Rechtsatzungen gegeben. Aber die Art und Weise, wie dieser König ein fast alle Gebiete des Lebens umfassendes Recht schafft und auf diesem Wege seinem Reiche die Möglichkeit darbietet, in fast allen wichtigen Angelegenheiten eine wohlbedurchdachte, das höchste Maß von Billigkeit anstrebende Entscheidung zu finden, darf als die Tat eines Genies bezeichnet werden. Das Urteil wird bestehen bleiben müssen, auch wenn man die Unvollkommenheiten, die jenes Gesetzbuch begreiflicherweise noch in sich schließt, vollauf zu würdigen weiß. Ohne Zweifel bedeutete dies Gesetz wie jedes in sich klare und nach Grundsätzen der Billigkeit verfaßte Recht eine ungeheure Wohltat für Hammurapis Reich. Es wird, wie wir wahrscheinlich machen können, mehrfach abgeschrieben und demgemäß in den verschiedenen Teilen des Reiches verbreitet worden sein.

Nun stand Palästina, besonders seine nördlichen Gebiete, von alters her unter babylonischer Herrschaft. Ob sie unter Hammurapi selbst noch ausgeübt wurde, wissen wir nicht mit voller Sicherheit, obwohl es bei der hohen Bedeutung und machtvollen Stellung dieses Königs recht wahrscheinlich ist. Mit voller Sicherheit aber können wir behaupten, daß das Land früh unter dem Einfluß der babylonischen Kultur stand und daß dieser Einfluß in ganz Syrien, besonders aber in seinen nördlichen Gebieten, noch Jahrhunderte nachher fort dauerte. Es ist daher gar nicht unwahrscheinlich, daß in den Tagen Hammurapis auch in Syrien, weil es zum babylonischen

Reiche gehörte, nach jenem Gesetzbuch Recht gesprochen wurde, noch viel weniger, daß, auch wenn Syrien sich jetzt schon oder bald hernach politisch von Babylon löste, dessen Gesetz dorthin vordrang und zur Grundlage der Rechtsprechung gemacht wurde. So gut wir etliche Jahrhunderte später, als Palästina und Syrien dem Namen und der Form nach unter ägyptischer Oberhoheit standen, babylonische Schrift und babylonische Gottheiten, höchstwahrscheinlich auch babylonische Mythen, hier vorfinden, ebensogut, ja noch mehr dürfen wir zur selben Zeit — der Amarnazeit — und schon früher das babylonische Gesetz, sei es in Abschriften, sei es infolge mündlicher Wiedergabe, in Syrien und Palästina als bekannt und gebraucht voraussetzen. Denn das unmittelbare praktische Bedürfnis, noch verstärkt durch die vielfachen Handelsbeziehungen mit dem Osten, wird noch viel mehr, als dies bei rein abstrakten Stoffen der Fall war, zur Herübernahme und Verwendung jenes Rechtes gedrängt haben.

In welchem Maße dieses Herübernehmen tatsächlich geübt wurde, das können wir, ganz abgesehen vom biblischen Gesetze, auch aus der Erzählung des Alten Testaments ermessen. Man vergleiche — um nur ein Beispiel anzuführen — mit den betreffenden, aus der biblischen Geschichte allbekanntesten Abschnitten aus der Abrahamsgeschichte den folgenden Paragraphen (§ 146) aus dem Kodex Hammurapi: „Wenn jemand eine Frau nimmt und diese ihrem Manne eine Magd zur Gattin gibt und sie (die Magd) ihr Kinder gebiert, dann aber die Magd sich ihrer Herrin gleichstellt: weil sie Kinder geboren hat, soll ihre Herrin sie nicht für Geld verkaufen, zur Sklavenschaft soll sie sie tun, unter die Mägde rechnen.“ Daraus geht jedenfalls so viel hervor, daß die Zeit, in der die Abrahamsgeschichte und im besonderen die Erzählung von Hagar entstanden ist — welche das immer

sein mag — babylonische oder ihnen verwandte Rechtsgrundsätze auch in Israel kennt.

2. Vergleichung mit dem alttestamentlichen Gesetz. — Damit sind wir von selbst zu der Frage weitergeführt, welche Bedeutung das Hammurapigesetz (CH) für die Gesetzgebung Israels gewann. Daß es in Israel auch Gesetzesbestimmungen und Rechtsbräuche gab, die uns heute im Gesetz nicht mehr erhalten sind, geht mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit schon aus dem eben angeführten hervor; doch mag es hier auf sich beruhen. Für uns kommt hier die in den sog. mosaischen Büchern auf uns gekommene Gesetzgebung in Betracht und innerhalb ihrer besonders das sog. Bundesbuch von 2. Mos. 20—23, weiterhin Abschnitte des 5. Buches Moze. Vergleicht man die genannten Stücke mit dem Kodex Hammurapi, so kann man sich der Erkenntnis, daß hier eine teilweise ganz überraschende Ähnlichkeit vorliege, nicht verschließen. Sie liegt mehrfach ganz offen zutage. Es genügt, eine kleine Auswahl von Beispielen anzuführen.

Zunächst vergleiche man die allgemein auf einzelne Rechtsfälle hinweisende Form im CH und in größeren Teilen des Bundesbuches: „wenn jemand das und das tut, so soll so und so mit ihm verfahren werden.“ Weiterhin aber halte man die folgenden Bestimmungen nebeneinander.

CH.

196f. Wenn jemand einem andern das Auge ausschlägt, so soll man ihm sein Auge ausschlagen. Wenn er einem andern einen Knochen zerbricht, so soll man ihm seinen Knochen zerbrechen.

200. Wenn jemand den Zahn eines andern seinesgleichen ausschlägt, so soll man seinen Zahn ausschlagen.

2. Mos.

21, 22f. Geschieht ein Schade, so soll einer lassen Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß . . .

199. 201. Wenn er das Auge von jemand's Sklaven ausschlägt, oder den Knochen von jemand's Sklaven zerbricht, so soll er die Hälfte seines Preises bezahlen. Wenn er den Zahn eines Freigelassenen ausschlägt, so soll er $\frac{1}{2}$ Mine Geld bezahlen.

250. Wenn ein Rind beim Gehen auf der Straße jemand stößt und tötet, so soll diese Rechtsfrage keinen Anspruch [auf Ersatz] zulassen.

251. Wenn aber das stößige Rind jemandes seinen Fehler, daß es stößig ist, geoffenbart hat, der aber seine Hörner nicht umwunden, das Rind nicht festgebunden hat: wenn dieses Rind nun einen Freigebornen stößt und tötet, so soll jener $\frac{1}{2}$ Mine Silber bezahlen.

252. Wenn jemandes Sklaven, so soll er (der Herr) $\frac{1}{2}$ Mine bezahlen.

125. Wenn jemand seine Habe zur Aufbewahrung gibt und sie kommt dort, wohin er sie gegeben hat, abhanden. . so darf der Eigentümer des Hauses [bei dem die Habe deponiert war] das, was ihm abhanden gekommen ist, durch Nachforschungen ausfindig machen und dann von dem Diebe nehmen.

21, 26 f. Wenn jemand seinem Sklaven oder seiner Sklavin ins Auge schlägt, so daß es unbrauchbar wird, so soll er ihn für das Auge frei lassen. Wenn er seinem Sklaven oder seiner Sklavin einen Zahn ausschlägt, so soll er ihn für den Zahn freilassen.

21, 28 f. Wenn ein Rind einen Mann oder eine Frau stößt, so soll der Besitzer des Rinds frei ausgehen.

21, 29. Wenn aber das Rind schon längst stößig gewesen ist und man dies seinem Besitzer mitgeteilt und er es nicht sorgsam gehütet hat, soll das Rind, wenn es einen Mann oder eine Frau stößt, gesteinigt, aber auch sein Besitzer mit dem Tode bestraft werden.

21, 32. Wenn das Rind einen Sklaven oder eine Sklavin stößt, so sollen deren Eigentümer 30 Sekel Silbers bezahlt werden. . .

22, 6. Wenn einer dem andern Geld oder Kostbarkeiten zum Aufbewahren übergeben hat, und es wird dies aus dem Hause des Betreffenden gestohlen, so muß der Dieb, wenn er entdeckt wird, den doppelten Betrag zahlen.

124. Wenn jemand einem andern vor Zeugen Silber oder Gold oder irgend etwas zur Aufbewahrung übergeben hat, der aber bestreitet es ihm, so soll er ihn vor Gericht überführen, dann muß jener das, was er abgestritten hat, doppelt erstatten.

126. Wenn jemand, obwohl ihm sein Gut nicht abhanden gekommen ist, behauptet: „mir ist mein Gut abhanden gekommen“, . . . so soll er seinen [angeblichen] Verlust vor Gott genau angeben (einflagen). Dann muß er [wenn sein Betrug von Gott festgestellt ist] das Betreffende, was er beansprucht hat, doppelt zahlen.

22, 8. Bei irgendeinem Eigentumsvergehen, handle es sich um ein Rind oder um einen Esel oder um ein Schaf oder ein Gewand — überhaupt um etwas abhanden gekommenes, von dem einer behauptet: der ist es [der Täter], da soll die Angelegenheit der beiden vor Gott gebracht werden, und der, welchen Gott für schuldig erklärt, muß dem andern als Ersatz das Doppelte zahlen.

Die Frage kann nach alledem auch hier wieder nur die sein: wie erklärt sich diese auffallende Ähnlichkeit, und was können wir aus ihr für die Entstehung der betreffenden biblischen Gesetze entnehmen?

3. Entstehung des biblischen Gesetzes nach seiner älteren Schicht. — Im allgemeinen muß ich hier, was das mosaische Gesetz anlangt, auf das verweisen, was über diesen Gegenstand demnächst zu sagen sein wird. Hier beschränke ich mich auf das sogenannte Bundesbuch, das mit dem Zehngebote (Dekalog) zusammen fast durchweg als das älteste Stück des Gesetzes angesehen wird. Von diesem Gesetzbuch nun hat man neuerdings, während es früher für mosaisch oder der mosaischen Zeit nahe stehend angesehen wurde, mit steigender Zuversicht die Meinung aufgestellt, es gehöre, wie überhaupt alles Gesetz in Israel, einer verhältnismäßig späten Zeit an. Man will in ihm die Spuren der Zeit nach dem Auftreten

der ersten großen Propheten, ja nach manchen der zu Ende gehenden voregilischen Zeit unter König Manasse erkennen. Für manche galt diese Anschauung so sehr als ein „gesichertes Ergebnis“ unserer Wissenschaft, daß sie sie kurzerhand als feststehende Tatsache behandelten, so daß es nicht zu verwundern ist, wenn sie zusammen mit der allgemeinen Formel: in Israel sei das Gesetz zeitlich hinter die Propheten zu rücken, als eine ausgemachte Sache auch in manche populäre Darstellungen und selbst in einzelne in den Schulen zugrunde gelegte Lehrmittel überging.

Mit dieser Anschauung muß definitiv, und je eher je lieber, gebrochen werden. Sie stammt aus der Zeit und Methode der rein literarischen und rein innerisraelitischen Betrachtung des Alten Testaments, die ich später noch in Kürze beleuchten werde und die in Wellhausen ihren Höhepunkt erreicht hatte. Seitdem die Ausgrabungen unseren Horizont erweitert und uns gelehrt haben, Zeiträume zu umspannen, die man vor wenigen Jahrzehnten noch für terra incognita, für unerforschtes Gebiet, gehalten hatte, ist auch unsere Stellung zu dieser Frage eine andere geworden. Wir wissen jetzt, daß es Jahrhunderte vor Mose in einem mit Kanaan in vielfacher Beziehung stehenden Kulturlande ein Gesetz gab, das sich mit dem Bundesbuche mehrfach berührt, wir wissen ferner, daß Palästina schon vor Mose und um die Zeit seines Auftretens stark unter dem geistigen Einflusse jenes Gebietes, aus dem das genannte Gesetz stammte, stand; wir wissen endlich, daß damals babylonische Stoffe mündlich und schriftlich nach Palästina wanderten. Das alles sind vollkommen gesicherte Tatsachen. Wir können ferner in hohem Grade wahrscheinlich machen, daß in der Zeit vor Mose und um die Zeit seines Auftretens in Kanaan nach dem babylonischen Rechte des Kodex

Hamurapi Recht gesprochen wurde, wie denn auch der Erzähler der Hagargeschichte das Handeln Abrahams nach einem gut babylonischen Rechtsgrundsatz als selbstverständlich voraussetzt.

Aus all diesen Tatsachen dürfen wir mit gutem Grunde den Schluß ziehen, daß dem Mose, wenn er für sein nach Kanaan strebendes Volk ein Recht suchte, oder Israel, wenn es in Kanaan eingewandert war und sich nach Rechtsgrundsätzen umsaß, die für das Leben in diesem Lande taugten, ein in Kanaan lebendiges Recht zur Verfügung stand, an das sie anknüpfen konnten und das mit dem Rechte des alten Kodex Hamurapi enge Beziehungen hatte. Natürlich nicht Beziehungen in dem Sinne, daß es eine einfache Abschrift oder eine bloße Nachahmung der Vorlage dargestellt hätte, sondern in dem, daß man in Kanaan unter dankbarer Verwendung des genialen Wertes Hamurapis und in vielfacher Anlehnung an dieses sich ein eigenes Recht geschaffen hatte, das für das Land und seine eigenartigen Verhältnisse und Bedürfnisse sich eignete.

Können wir nun wahrscheinlich machen, daß das israelitische Bundesbuch sich einzig zureichend aus den Verhältnissen der frühen, ja frühesten israelitischen Zeit in Kanaan erklärt und wesentlich besser, als aus denen der späteren — so sind damit alle Vorbedingungen für das Verständnis dieses Gesetzes aus der Anlehnung an jenes babylonisch-kanaanäische Muster gegeben, und wir haben nur noch die Frage zu stellen, wie wir uns den Hergang der Entstehung des Bundesbuches etwa näher zu denken haben.

Zunächst also das Alter des Bundesbuches für sich. Die Annahme, daß dieses Gesetzbuch ein junges israelitisches Geisteserzeugnis sei, kann sich lediglich auf einige Stellen stützen, an denen es — begreiflich genug

— eine spätere Überarbeitung erlitten hat. Von ihnen abgesehen kann man jene Annahme heute lediglich als die Folge einer vorgefaßten Meinung ansehen, die sich ehemals besonders auf die jetzt als vollkommen irrig erwiesene Anschauung stützen mochte, als hätte man zur Zeit Moses oder bald nach ihm in Israel wohl überhaupt noch nicht geschrieben. Über diese Meinung ist nachher zu reden. Mit ihr selbst fällt natürlich die aus ihr gezogene Folgerung.

Sieht man von ihr ab und läßt man das biblische Bundesbuch zunächst seinen Rechtsfällen nach einfach auf sich wirken, so wird man nicht verkennen können, daß es schlichte bäuerliche Verhältnisse in Israel voraussetzt. Es redet von Ackerbau, Viehzucht, Garten- und Weinkultur, Ehe-, Slaven-, Personen- und Sachenrecht, von der blutigen Vergeltung „Auge um Auge“ und dergl. ganz in der Weise, wie wir uns die Verhältnisse in Israel in der ersten Zeit der Festsetzung in Kanaan aus anderen Gründen vorzustellen haben. Nirgends ist vom König die Rede, überhaupt nicht von einer Zentralgewalt. Der Stammfürst in 2. Mos. 22, 27 darf nicht als Volksfürst und vollends nicht als der König Israels gedeutet werden. Es sind die einfachen Verhältnisse der vorköniglichen Zeit, in denen jeder Stamm oder Gau und jeder Geschlechtsverband für sich steht. Dazu stimmen mancherlei Anklänge an primitive und im letzten Grunde vorisraelitische Verhältnisse, deren Erhaltung sich leicht verstehen läßt, wenn das Gesetz in früherer Zeit geschaffen oder übernommen ist, viel schwerer aber, wenn es erst einer späteren Zeit entstammen sollte.

Dahin gehören Dinge wie das jedenfalls mit dem Bundesbuch eng zusammengehörende Altargesetz in 2. Mos. 20, 24, wo davon die Rede ist, daß der Altarstein mit dem „Schwert“ behauen werden könnte. Dieser selt-

same Ausdruck ist nur verständlich aus einer Zeit, in der man den Unterschied von Schwert, Messer und Meißel noch nicht kannte, d. h. aus der verhältnismäßig frühen Steinzeit. Sie haben die Kanaaniter in der Zeit des Eindringens Israels im Lande bereits hinter sich; sie stehen ganz am Ende der Steinzeit und haben neben dem Feuerstein bereits die Bronze schon reichlich und das Eisen vereinzelt im Gebrauch. Ähnlich werden es die Israeliten, falls sie nicht von Aegypten und der eisenhaltigen Sinaihalbinsel her das Eisen schon früher im Gebrauch hatten, seit sie im Lande waren, gehalten haben. Jener Ausdruck ist also wohl in einer viel früheren Zeit geschaffen. Ferner gehört hierher die Satzung 2. Mos. 22, 28, daß jede männliche Erstgeburt Jahwe gehöre. Wir wissen, daß die Israeliten tatsächlich früh, wo nicht immer, die Milderung dieser Satzung durch die Auslösung, d. h. die Ersetzung des Kindes durch ein Tier eintreten ließen (vgl. 2. Mos. 34, 20). Wer in Israel das Wort las, hat es also wohl der Regel nach in der gemilderten Form gedeutet und geübt. Aber daß die Satzung ohne jede Abschwächung ins Gesetz aufgenommen ist, beweist, daß sie einmal so bestand und geübt wurde. Nun wissen wir, daß die Kanaaniter tatsächlich die greuliche Sitte des Kindesopfers übten. Wir gehen also kaum fehl mit der Annahme, daß hier wie vorhin der Rest einer alten vorisraelitischen Bestimmung vorliegt, die ins Gesetz herübergenommen wurde.

Wie haben wir uns also die Entstehung des Bundesbuches zu denken?

Allem nach, was wir über dieses Gesetzbuch ermitteln können, ist es das Wahrscheinlichste, daß es in der frühisraelitischen Zeit in Kanaan und für die Verhältnisse dieses Landes geschaffen ist. Es ist nach Form und Inhalt mehrfach angelehnt an altbabylonisches, bei den

Kanaanäern geübtes Recht. Für das Israel der Wanderzeit, also für den Wüstenaufenthalt, ist es nicht bestimmt. Da wir nun Mose sonst als Gesetzgeber Israels kennen, worüber noch zu reden sein wird, so liegt kein Grund vor, der verböte, dieses frühisraelitische Gesetz mit ihm in Verbindung zu bringen, sei es so, daß Mose selbst im Blick auf die Wanderung seines Volkes nach Kanaan das in Kanaan geübte Recht nach den Bedürfnissen Israels umgestaltete, oder daß — was wesentlich näher liegt — Männer des frühen nachmosaischen Israel, den Anregungen und Grundsätzen Moses folgend, jenes Gesetzbuch auf Grund des in Kanaan geübten Rechtes schufen. Wie alle Rechtsbücher Altisraels war es wohl ursprünglich als Gesetz eines bestimmten Heiligtums (wie etwa Betel oder Silo) gedacht.¹

Da hier von den Anfängen des israelitischen Gesetzes und von ihren Beziehungen zu Mose die Rede ist, so

¹ Ein lieber schwäbischer Pfarrer, der eine populäre, zum Teil recht phantasiereiche Geschichte Israels hinter sich hat — gewiß ein Befähigungsnachweis —, verfügt ex cathedra mehr fest als neu: hier liege eine „juristische Ungeheuerlichkeit“ vor, da die Sizierung von Rechtsgrundsätzen ihrer praktischen Anwendung immer nachfolge, nicht umgekehrt und redet von einem „Hin- und Herschwanken zwischen den Ergebnissen der Wissenschaft und der Tradition“. Ich will daher jemand anführen, der der Vorliebe für die Tradition wenig verdächtig ist. „Man sollte mit solchen Erwägungen vorsichtig sein, denn eigentlich wissen wir von der Kodifikation des Gewohnheitsrechtes im Altertum viel zu wenig, um über die Bedingungen, unter welchen sie stattfinden muß, Gesetze aufstellen zu können . . . Man kann gerade so gut die Behauptung aufstellen, daß bei einer Priesterschaft immer die Neigung besteht, das Recht für künftige Priestergeschlechter festzulegen . . . Es spricht nichts dagegen, daß schon in der mosaischen Zeit der Festkalender von Ex. 23, 14 f. festgelegt werden konnte, und daß das Recht des Bundesbuches als das von dem Gotte des Stämmebundes gewollte Recht proklamiert wurde“ (Cerdmans, Alttest. Studien III. 124 f., 130). — Im übrigen konnte mein Herr Kri-

mag auch gleich ein Wort über das sogenannte Zehnwort oder Zehngebote (den Dekalog) angefügt werden. Wir lesen es bekanntlich in 2. Mos. 20, 1—19 in engster Verbindung mit dem Bundesbuch. Man hat aber in neuerer Zeit, besonders unter dem Einfluß Wellhäufens — in letzter Linie geht die Meinung auf einen geistreichen Einfall Goethes, der freilich nicht mehr als ein solcher sein wollte, zurück — es zu einer Art Dogma unserer Wissenschaft zu erheben versucht, daß der eigentliche und ursprüngliche Dekalog gar nicht an jener Stelle, sondern in 2. Mos. 34, 11—26 zu suchen sei. Die Folge dieser Annahme war dann die weitere Aufstellung, daß wir demnach eigentlich zwei ganz verschiedene Zehngebote besäßen, das heißt aber im letzten Grunde überhaupt kein gesichertes und jedenfalls kein zuverlässig auf Mose zurückgehendes.

Ich kann diese Sätze ebenfalls für nichts weniger als „gesicherte Ergebnisse“ unserer Wissenschaft ansehen und kann nur davor warnen, sie unbesehen als Tatsache hinzunehmen. Tatsächlich ist 2. Mos. 34, 11—26 nie ein Zehngebote gewesen und hat nie ein solches sein wollen. Lediglich eine ungeschickte Redaktion des Abschnittes hat in V. 28 diesen Schein hervorgerufen, der schon Goethe, und ihm nach viele andere, irreführt hat. Entscheidend ist erstens, daß in V. 28 wegen V. 1 Gott selbst die Tafeln beschreiben muß, nicht Mose. Demnach kann V. 27, wo Mose schreibt, nicht das Tafelgesetz im Auge haben. Ferner titus das Genauere über meine Meinung in meiner schon ein Vierteljahr vor der 1. Aufl. dieses Büchleins ausgegebenen „Geschichte des Volkes Israel“ II³ 108 (= II³ 117) entnehmen, wo es heißt: das sogen. Bundesbuch sei vermutlich entstanden, „indem das Recht eines bestimmten Gaus und seines Heiligtums — etwa Silo oder Betel — mit dem Heiligtum von den Kanaanäern übernommen und nach den Anregungen Moses für die Jahwereligion zurecht gemacht wurde“.

zweitens, daß der Abschnitt mit dem besten Willen nicht auf 10 Gebote zu bringen ist, es sei denn, daß man ihm gewaltsam und ohne jeden im Texte selbst liegenden Grund einige Glieder abnimmt. Andernfalls sind und bleiben es 12 oder 13 Satzungen. Endlich drittens, daß der Abschnitt, wenn man ihn beim Lichte besieht, gar nichts anderes ist als eine Parallele zum Bundesbuch selbst oder ein Stück einer solchen. Gehörte jenes einem bestimmten Heiligtum, etwa Betel oder Silo, so dieses einem anderen, etwa Mizpa oder Rama.

Fällt aber damit die Theorie von den zwei Dekalogen in nichts zusammen, so haben wir es tatsächlich nur mit dem einen Zehngebot von 2. Mos. 20 zu tun. Dieses aber Mose abzuspochen, liegt keinerlei Grund vor. Was man zeitweilig dagegen ins Feld geführt hat, wie etwa das Verbot der bildlichen Verehrung Jahwes oder das Sabbatgesetz, hat keine zwingende Kraft. Wohl aber spricht die Tatsache, daß auch die alten Ägypter in ihrem Totenbuch eine Zusammenstellung ähnlicher Satzungen haben, stark für das Vorhandensein eines solchen kurzen Grundgesetzes in altisraelitischer Zeit. Das Bilderverbot erklärt sich schon aus dem Gegensatz gegen viele andere Religionen hinreichend von selbst, ebenso aus der Tatsache, daß auch in Kanaan im eigentlich offiziellen Kultus der Kanaanäer das Bild selten war (S. 56). Die Sitte bildloser Gottesverehrung war zudem dem Altertum, auch dem frühen, durchaus nicht so fremd, wie man vielfach meinte. Das Verbot hat also auch für die mosaische Zeit viel weniger Befremdliches an sich als man lange glaubte. Und was die Sabbatruhe anlangt, so sind wir über ihre Entstehung noch lange nicht hinreichend unterrichtet, um sie der israelitischen Frühzeit absprechen zu können; es ist indes nicht ausgeschlossen, daß es sich um einen stark umgedeuteten altbabylonischen Brauch handelt, den Mose —

vielleicht so, daß der Sabbat zunächst das Hauptfest bildete — für sein Volk übernahm. Das Gebot vom Begehren andererseits darf man nicht in dem Sinne vergeistigen, wie es Jesus deutet: „wer ein Weib ansiehet, sie zu begehren“ usw. Das ist die Vertiefung, die Jesus dem Gebote gibt und in der wir es heute verstehen müssen: für die Gemeinde Moses bedeutete das Begehren so viel als Anschläge machen, fremdes Gut an sich zu bringen.

Fassen wir auch hier zusammen, so kommen wir zu dem Schlusse: manches, was in neuerer Zeit in betreff der Anfänge der israelitischen Gesetzgebung als gesichertes Ergebnis vorgetragen worden ist, verdient diesen Namen nicht oder nur mit großem Vorbehalt. Als Tatsache dürfen wir ansehen, daß in Kanaan von alters her Gesetze und Gesetzgebung geläufige Dinge waren. Die Überlieferung, daß auch Mose seinem Volke ein Grundgebot gegeben und die andere, daß das sogenannte Bundesbuch der frühen israelitischen Zeit angehöre, haben hierin eine starke Stütze, die durch die Beschaffenheit dieser Gesetze und das, was wir sonst von Mose wissen (s. u.), noch wesentlich verstärkt wird.

4. Die „Große Täuschung“. — Wir können indes den Gegenstand nicht verlassen, ohne noch einiger Angriffe zu gedenken, die soeben der Berliner Assyriologe Friedrich Delitzsch auf das alttestamentliche Gesetz gerichtet hat. Er erklärt es gegenüber den babylonischen und assyrischen Gesetzen für minderwertig, und die Berichte über die Gottesoffenbarung am Sinai nennt er geradezu eine der großen Täuschungen, an denen das Alte Testament so reich sei.

Was den ersten Punkt anlangt, so steht zunächst, wie aus dem Vorhergehenden zu ersehen ist, außer Zweifel, daß das altbabylonische Gesetz des Hammurapi ganz erheblich älter ist als das biblische, auch wenn oder soweit

dieses unmittelbar auf Mose zurückgeht. Daraus ergibt sich von selbst, daß, wo etwa Berührungen der beiden in Frage kommen, die größere Ursprünglichkeit auf der Seite des babylonischen Gesetzes ist. Auch bringen die viel ältere Kultur und die viel vorgeschritteneren Verhältnisse des Zweiströmelandes mit sich, daß auch die Gesetzgebung dort reicher entwickelt und feiner ausgestaltet ist. Aber das alles schließt nicht aus, daß der religiöse Wert des Gesetzes und die Bedeutung für die religiöse Gesamtentwicklung der Menschheit in Israel höher ist als in Babylonien. Mögen also immer einzelne Satzungen hier ursprünglicher, andere sogar vollkommener sein als dort — obwohl gerade die in dieser Hinsicht besonders bezeichnenden biblischen Vorschriften über Milde und Menschlichkeit gegen Arme und selbst gegen Feinde außerhalb Israels wenig Gegenstücke haben —: auf die einzelne Satzung kommt es viel weniger an als auf den Geist der ganzen Gesetzgebung. Und der Geist der israelitischen Gesetzgebung ist der Geist der israelitischen Religion, der Geist des babylonischen Gesetzes der des religiösen Lebens in Babel. Hier ist krasser, in Zauberei und Geisterglauben verstrickter Polytheismus, dort ein aus unvollkommenen Anfängen und unter manchen Rückfällen sich doch immer reiner und schöner herausarbeitender Monotheismus, dessen Vertreter den Kampf gegen Geisterglauben und Zauberesen kräftig und vielfach mit Erfolg aufgenommen haben, während dort diese Dinge geradezu wesentliche Bestandteile der Religion sind.

Eben darum ist es auch verkehrt, wenn Delitzsch einzelne Widersprüche, die in den Berichten über die Gottesoffenbarung am Sinai zutage treten, dazu benutzt, den Anspruch auf Offenbarung, den das Gesetz erhebt, für Täuschung zu erklären. Unebenheiten und Un-

Stimmigkeiten der Erzählung zeigen uns freilich, daß es bei der Wiedergabe geschichtlicher oder für geschichtlich angesehener Vorgänge auch in Israel zuring wie überall, daß nämlich mehrere Berichterstatter fast nie den Sachverhalt genau übereinstimmend melden. Damit sagt Delitzsch der Welt nichts Neues. Aber der Anspruch auf Gottesoffenbarung will doch wirklich noch etwas ganz anderes sagen, als daß die Berichte ohne Widerspruch sind. Wahre Religion ist Leben in Gott und kommt aus Gott, wie sie zu Gott führt. Darum ist sie Offenbarung d. h. Ausfluß und Kundgebung Gottes. Hat die Religion Israels das religiöse Leben der Menschheit gefördert, die Menschen dem Leben in Gott näher gebracht, so ist sie Werk und Kundgebung Gottes. Und hat das Gesetz Anteil an der Religion Israels, so hat es auch seinen Teil an der Gotteskundgebung, die jene Religion darstellt. Wird die Frage so gestellt, mit anderen Worten: bestimmt man sich auf das, was in der Tat Offenbarung heißt, so wird man über jene Einwände lächeln. Denn ohne das Gesetz, wie groß immer seine Schwächen und Unvollkommenheiten sein mögen, ist die Religion Israels nicht denkbar. Israel aber und seine Religion ist und bleibt der Mutterchoß des Christentums. Vgl. noch S. 269 ff.

Zum dritten ist unbestreitbar, daß ein stattlicher Teil des pentateuchischen Gesetzes, wie später noch zu zeigen sein wird, aus erheblich späterer als der mosaischen oder unmittelbar nachmosaischen Zeit stammt. Die von Mose begonnene und auf seine Anregung hin fortgesetzte gesetzgeberische Tätigkeit ist von den Priestern Israels weitergeführt worden. Die fortschreitende Zeit machte immer neue Bestimmungen nötig. So werden frühere Gesetze zeitgemäß umgestaltet und neue den vorhandenen Bedürfnissen angemessen hinzugefügt. Die Priester, die für die Weiterführung der Gesetzgebung

Sorge tragen, sind sich bewußt, das Werk Moses fortzusetzen. Sie wissen: würde Mose heute reden, er würde reden, wie sie es tun. So fügen sie den alten Gesetzen neue bei; sie versehen sie mit Moses Namen und lassen sie von ihm gegeben sein. Gewiß entspricht das nicht der Art, wie wir heute zu verfahren pflegen. Aber jene Männer darum Betrüger zu schelten und von bewußter Täuschung zu reden, der sie sich schuldig gemacht hätten, geht nicht an. Sie handeln in gutem Glauben und nach der Weise ihrer Zeit. Noch viel später ernten die Schüler des Pythagoras Lob dafür, daß sie ihre eigenen Sätze, von denen sie glauben, daß sie dem Sinne des Meisters entsprechen, nicht im eigenen Namen vortragen, sondern in dem des Meisters.

3. Kapitel.

Tell el-Amarna. — Die Ausgrabungen in Palästina und die altkanaanäische Kultur und Religion.

Manches von dem bisher Gesagten findet hier noch seine nähere Beleuchtung. Denn ein klares Bild der Verhältnisse des alten Palästina vor dem Eindringen Israels unter Josua, wie sie bisher mehrfach vorausgesetzt sind, haben uns erst die jüngsten Zeiten mit ihren reichen Erfolgen auf dem Gebiete der Palästina unmittelbar betreffenden Ausgrabungen gebracht.

1. Der Amarnafund und seine Bedeutung. — Den verheißungsvollen Anfang in dieser Hinsicht machten die Funde von Tell el-Amarna in Mittelägypten. Im Winter 1887/88 wurde die geradezu epochemachende Tatsache festgestellt, daß sich im Wüstensande Ägyptens die politische Korrespondenz der Pharaonen Amenophis III. und IV. mit ihren Vasallen, den palästinischen

Sürsten, und einer Reihe vorderasiatischer Könige bis nach Babylon hin, bis auf unsere Tage erhalten hatte. Die Korrespondenz war auf Tontafeln geführt, von denen eine auf unserer Tafel IV zu sehen ist. Mit einem Schlage fiel damit ein grelles Licht auf die Verhältnisse Palästinas in dieser Zeit, um 1400 v. Chr., sowohl die politischen als die übrigen.

Man sah daraus, daß ganz Syrien damals unter ägyptischer Oberhoheit stand, aber so, daß sie nur dem Namen, nicht der Wirklichkeit nach bestand. In Wahrheit hatten die vielen Kleinkönige, Stadt- oder Gaufürsten, die Syrien beherrschten, sich so gut wie selbständig gemacht, aber ohne daß es einem von ihnen gelungen wäre, die anderen wirklich zu unterwerfen. So herrschte eine Art Krieg aller gegen alle, der sich in vielerlei kleineren Feinden und Reibereien und daneben in fortgesetzten Klagen und Anklagen einzelner gegen andere beim Großherrscher in Ägypten betätigt. Der Zerfall der ägyptischen Herrschaft über Syrien ist aber bereits so weit vorgeschritten, daß der Pharao nicht imstande ist,¹ die Klagen und die mit ihnen verbundenen Bitten um Hilfe ernstlich zu beachten und daß immer deutlicher und fühlbarer gewisse räuberische Nomadenstämme — den Hebräern vergleichbar und wohl nahe verwandt — begehrlieh an die Pforten des Landes pochten.

Mindestens ebenso bedeutsam wie die daraus zu entnehmenden politischen Verhältnisse war aber die weitere Tatsache, daß jene politische Korrespondenz durchweg, obwohl mit dem ägyptischen Pharao geführt und zum größten Teile von kanaanäischen und benachbarten Für-

¹ Wo er es etwa gewesen wäre, da fehlte es am guten Willen, so besonders bei Amenophis IV., der durch religiöse Spekulationen so vollständig in Anspruch genommen war, daß ihm für die Fragen der Politik kein Interesse übrig blieb.

sten ausgehend oder an sie gerichtet, in babylonischer Schrift und Sprache verfaßt war. Man ersah daraus nicht allein, wie geläufig jenen syrisch-palästinischen Ländern, die bald nachher Israel aufnehmen sollten, damals schon der Schriftgebrauch war, sondern weiterhin auch, wie stark und eingreifend der babylonische Einfluß auf sie gewesen sein mußte und noch war. Trotz jahrhundertelanger Oberhoheit Ägyptens hatten sie doch den Kultureinfluß Babylons aus der Zeit der alten babylonischen Oberhoheit über diese Gebiete nicht mehr abstreifen können. Ohne Zweifel bestand daneben seit langem ein starker Strom ägyptischen Einflusses — je weiter nach Süden desto stärker —, aber er reichte nicht zu, jenen so weit zu verdrängen oder zu überbieten, daß man sich der ägyptischen Sprache und Schrift bedient hätte. Welche Bedeutung dieser Tatsache für die Verbreitung babylonischen Geisteslebens, Rechtes und Kulturgutes in Palästina zukommt, haben wir früher gehört. Hier sei nur an die mehrfach erwähnte und zu wichtigen Schlüssen berechtigende Tatsache erinnert, daß im Zusammenhang mit dem Amarnafunde auch die Auffindung des babylonischen Adapamythus steht, so daß durch ihn die Verbreitung und das Studium babylonischer Mythen in Palästina so gut wie gesichert ist. Einer weiteren hierher gehörenden bedeutsamen Tatsache werden wir in Taanach begegnen.

Damit sind wir von selbst nach Palästina und zu den dortigen neuesten Ausgrabungen geführt.

2. Die Ausgrabungen in Palästina. — Ich lasse die früheren teilweise sehr verdienstlichen Bemühungen beiseite und gehe nur auf die Arbeiten der jüngsten Zeit ein. Unweit von Jerusalem, an der alten Straße nach Joppe, da, wo das Gebirge sich gegen die Küstenebene absetzt, liegt der Ruinenhügel von Geser. Das ist die

Stadt, die einst der Pharao, als Salomo um seine Tochter warb, eroberte, um sie seinem Schwiegersohne als Morgengabe zu überreichen (1. Kön. 9, 16f.). Sie muß also eine strategische Bedeutung gehabt haben und muß eine alte, längere Zeit nicht zu Israel gehörige Stadt gewesen sein. Diesen Tatbestand haben die englischen Ausgrabungen auf dem Hügel vollkommen bestätigt. Man fand, ähnlich wie schon früher an der Stätte des alten Troja und anderwärts, so auch hier eine größere

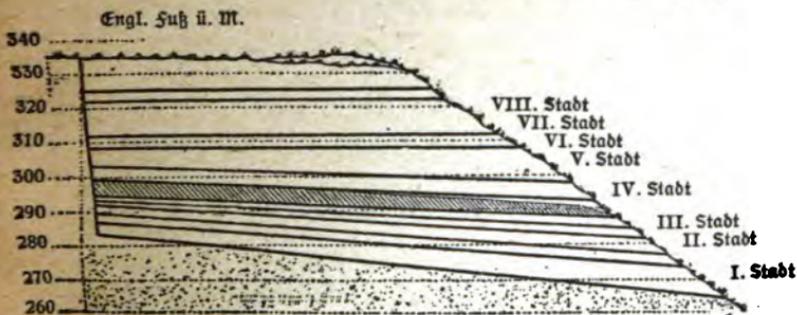


Abb. 1. Durchschnitt durch den Hügel der Stadt Saifi in Palästina. Nach dem englischen Ausgrabungsberichte.

Anzahl übereinander geschichteter Städte, wichtiger Siedlungen und Kastelle, von denen in der Regel die nächstjüngere über dem Schutt der vorangehenden, durch eine Katastrophe zerstörten, errichtet war. Daselbe hat sich in Taanach und Megiddo ergeben. Indem es gelang, bis auf den Grund des Hügelns vorzudringen, ist man in die Lage versetzt worden, die Geschichte solcher Hügel bis in die Periode der ersten menschlichen Ansiedelung, deren Zeit wir überhaupt nicht genauer bestimmen können, die aber weit hinter dem Anfang der uns zugänglichen Geschichte Palästinas liegen mag, zurückzuvorfolgen. (Vgl. unsere Abbildung 1. Sie veranschaulicht diese Übereinanderschichtung verschiedener Städte zu verschiedenen Zeiten recht deutlich.)

In Gezer selbst nun darf als einer der für uns bedeutendsten Funde die Aufdeckung eines vollständigen Massebenheiligtums angesehen werden, wie es bisher seinesgleichen sucht. Unter Masseben oder Malsteinen verstehen wir Säulen verschiedener Größe, in alter Zeit jedenfalls nur ganz roh zubehauen, und abgesehen von der rohen Art der Bearbeitung und der wesentlich geringeren Höhe, wohl zu vergleichen den bekannten ägyptischen Obelisten. Sie dienen als Sinnbild, vielfach ehemals wohl als Sitz der Gottheit und gehörten bei den Kanaanäern, wie es scheint, notwendig zu einer vollständigen Anbetungsstätte. Sie sind dann, wie bekannt, von ihnen zu Israel und besonders in dessen Volksreligion, herübergekommen und werden deshalb im Alten Testamente oft genannt. Luther übersetzt: Malstein). Er folgt dabei der ohne Zweifel in Israel selbst im Lauf der Zeit vielfach üblich gewordenen Deutung jener heiligen Steine als Symbole: vor allem als Denksteine und Erinnerungsmale. (Vgl. die Abbildung auf Tafel II.) Allerdings sind in neuester Zeit Zweifel geäußert worden, ob es sich hier um ein wirkliches Heiligtum gehandelt habe. Aber die überwiegende Wahrscheinlichkeit hat diese Deutung nach wie vor für sich.

Von fast noch größerer Bedeutung sind die von dem Professor Sellin, damals in Wien, jetzt in Kiel, bei Taanach vorgenommenen Ausgrabungen. Der Ort liegt wenige Kilometer von dem noch bekannteren Megiddo entfernt am Südrande der berühmten Ebene Jesreel, die, vom Kison durchflossen, eine Fruchtammer Palästinas ist und als solche lange im Besitz der Kanaanäer gehalten wurde. Ihre Stützpunkte waren die an den Hügeln über der Ebene erbauten festen Städte wie Taanach und Megiddo. Als solche nennt das Deborahlied beide: „bei Taanach, an den Wassern von Megiddo

kämpften die Könige Kanaans" (Richt. 5, 10). Der wichtigste Fund in den Ruinen des alten Taanach war das von Sellin bloßgelegte in einer Tontafel geborgene Archiv des Stadtkönigs Ischtarwaschur (auch Aschiratjaschur gelesen), bestehend in Tontafeln, in Keilschrift und babylonischer Sprache geschrieben — ganz in der Art der Amarnatafeln und ohne Zweifel derselben Zeit entstammend. Es enthält die Korrespondenz des Königs mit benachbarten kleinen Fürsten und liefert den endgültigen unumstößlichen Beweis für die Richtigkeit des früher über den Amarnafund Gesagten. (Vgl. die Abbildung auf Tafel IV. Sie gibt zugleich ein Bild davon, daß diese Tafeln nach Aussehen und Beschaffenheit den sog. Amarnatafeln außerordentlich ähnlich sind.)

Man hat je und dann die Bedeutung der Amarnatafeln mit der Bemerkung abschwächen wollen: es handle sich hier um den großen diplomatischen Verkehr; der Umstand, daß die Amarnabriefe babylonisch geschrieben seien, beweise wenig für einen tiefgreifenden Einfluß babylonischen Geistes und babylonischer Kultur auf den syrischen Westen: das Babylonische sei die Diplomatensprache jenes Altertums in demselben Sinne gewesen wie bis vor kurzem noch das Französische, ohne daß hieraus weitgreifende Schlüsse zu ziehen seien. Mit diesem Einwande hat der Fund von Taanach gründlich aufgeräumt. Die Briefe Ischtarwaschurs beziehen sich nicht auf die hohe Politik und gehen nicht ins ferne Ausland, etwa nach Babel oder Ägypten. Sondern sie wenden sich an die nächsten, wenige Stunden entfernten Nachbarn und haben zum Gegenstand die alltäglichsten Dinge: ein paar Rinder, etliche Soldaten oder Knechte u. dgl. Das heißt mit anderen Worten: nicht bloß etwa die Angelegenheiten des Weltverkehrs und Welthandels und der hohen Politik werden in dieser babylonischen Weise verhandelt,

sondern auch die des Alltagslebens — babylonischer Geist und babylonische Kultur beherrscht einen wesentlichen Teil von ihm. (Was man dagegen aus modernen Verhältnissen anführt, hat keine Beweiskraft: überall wo in ähnlichen Verhältnissen die Sprache der einstigen oder gegenwärtigen Gebieter gebraucht wird, ist natürlich auch ihre Kultur bestimmend, wenn auch nicht in allen Schichten herrschend.)

Ich nenne weiter die vom Deutschen Verein zur Erforschung Palästinas vorgenommenen Grabungen in Megiddo. Seine Lage ist vorhin beschrieben. Es spielt als kanaanäische und später seit Salomo als israelitische Feste eine wichtige Rolle. Auch hier ist man bis auf den Naturfels vorge drungen und hat die auf ihm, ähnlich wie in Geser noch sichtbaren Anlagen ältester menschlicher Siedelung und Gottesverehrung in Palästina kennen gelernt. Eine prachtvolle Ringmauer mit tadellos ausgeführten Brustwehren und Festungsanlagen zeigt uns — was besonders neuestens auch in Jericho Bestätigung fand —, daß diese alten Palästiner Meister des Städte- und Festungsbaues und mit vollem Recht von Israel als solche gefürchtet waren. Eine Anzahl von Kastellen, sowie von Palast- und Tempelanlagen innerhalb der Stadtmauer vervollkommen das Bild, das hier wie in Geser und Taanach durch eine Menge von Einzelfunden Farbe und Leben erhält, unter denen allerlei Bildwerke, außerdem Geräte und Schmuck in Stein, Bronze und Eisen, daneben auch vereinzelt in Gold, hervorragen. Als schönstes Fundstück Megiddos ist das prachtvolle Löwen-siegel des Schama (oder vielleicht Schama), „Knechtes des Jerobeam“, zu nennen. Es ist wohl das Staats-siegel, das der Minister oder Wesir des Königs — es mag Jerobeam II. gewesen sein — im Namen seines Herrn führte. Man vergleiche dazu die Abbildung 2

und die Tafel VI. Die leise schräge Linie in Abb. 2 bezeichnet den Rand des Hügels vor der Grabung. Durch Beseitigung von einigen Metern Erde trat die ganze prachtvolle Festungsanlage zutage, wie man sie sich vollendeter kaum vorstellen kann. Wir verstehen daraus

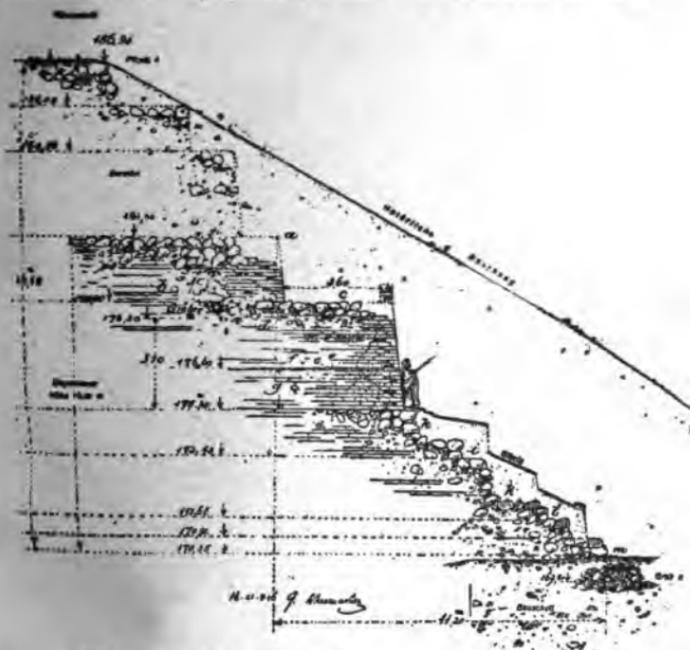


Abb. 2. Schnitt durch die Ringmauer von Megiddo.
Nach Schumacher.

zur Genüge, wie schwer es den eindringenden Israeliten geworden sein mag, gerade diese festen Städte, die in der Tat in ihrer Art Meisterwerke der Kriegskunst ihrer Zeit waren, einzunehmen.

Wie eine solche auf dem Gipfel des Hügels angelegte Festung in Wirklichkeit aussah, zugleich wie sie bestürmt und verteidigt wurde, können wir aus Abb. 3 entnehmen, welche die Belagerung und Bestürmung einer Feste Dapur

im Hethiterland durch die Ägypter unter Ramses II. darstellt. Man sieht hier kunstreich angelegte Mauertürme und Bastionen; über der eigentlichen Mauer erheben sich Zinnen, Einzeltürme und weitausladende Balkone,



Abb. 3. Belagerung der Festung Dapur (Tabor?) durch die Ägypter unter Ramses II.

zum Teil mehrere übereinander, die mit Kämpfern besetzt sind. Auf einem hohen Flaggenmast ragt das Panier der Stadt, eine siegverkündende Standarte, in die Lüfte.

Besondere Erwähnung verdienen endlich noch die in allerjüngster Zeit an der Stelle des alten Samarien sowie in Jericho und Jerusalem gemachten Funde. In Sama-

rien ist es einer von Nordamerika ausgehenden Expedition höchstwahrscheinlich gelungen, den Palast der Könige Omri und Ahab von Israel bloßzulegen.¹ Was dieser Fund zu bedeuten hat, können wir ermessen, wenn wir uns dessen erinnern, daß der Palast der Schauplatz der Taten Ahab's und seiner tyrischen Gemahlin Isebel war und daß in seinen Hallen und Höfen die Baalpriester der Königin als gern gesehene Gäste aus- und eingingen, aber auch manches Droh- und Strafwort des gewaltigen Eiferers Elias ertönte. Vgl. die Abbildung auf Tafel VIII.

In dem Palaste fanden sich Schriftstücke in größerer Anzahl, und zwar in der Gestalt von beschriebenen Tonscherben, Ostraka genannt. Der Kenner der griechischen Geschichte erinnert sich dieses eigentümlichen Schreibmaterials aus der Geschichte des Atheners Aristides, der bekanntlich auf Grund des Ostrafismus oder Scherbengerichts aus seiner Vaterstadt verbannt wurde. An Stelle der Stimmzettel bedienten sich die über sein Schicksal Abstimmenden der Scherben von zerbrochenen Tongefäßen. Im alten Ägypten kennt man den mit Tinte und Rohrfeder beschriebenen Tonscherben oder auch Kalkstein-splitter schon in der Zeit des zweiten Jahrtausends vor Christus. Für das alte Israel hingegen war diese Art zu schreiben bisher vollständig unbekannt. Nun erfahren wir nicht nur, daß sie überhaupt, sondern sogar, daß sie schon in der Zeit der Könige Ahab und Omri, d. h. wenig nach dem Jahr 900 vor Christus, geübt worden ist. Damit gewinnen die neuen Funde, auch schon abgesehen von ihrem Inhalt, ungewöhnliche Bedeutung.

Was diesen selbst anlangt, so enthalten sie Mitteilungen über Lieferungen an Wein und Öl. Die beschriebenen Scherben dienen also wahrscheinlich als Bei-

¹ Manche denken sogar geradezu an den Baalstempel von Samarien, vgl. 2. Kön. 10, 21.

gaben (etwa entsprechend unseren Lieferscheinen), die den an den königlichen Palaſt eingelieferten Krügen, die wir uns wohl als Abgaben zu denken haben, beigelegt waren. Sie enthalten meiſt den Ort der Herkunft der Lieferung und den Namen des Liefernden. Damit ſind ſie uns eine wichtige Quelle für die Kenntnis iſraelitiſcher Orts- und Perſonnennamen der Zeit geworden. Unter den letzteren ragen an Bedeutung beſonders ſolche hervor, die den Gottesnamen Iſraels, der hier Jau lautet, oder den Namen des Baal enthalten. Jenes Jau oder Jaw iſt eine kürzere Form für Jahwe. Gerade der Umſtand, daß beide Gottesnamen hier vorkommen, liefert uns eine lehrreiche Beleuchtung der Tatſache, daß wir uns in den Tagen des Propheten Elias und ſeines Kampfes gegen den phöniſiſchen Baal und für die Ehre Jahwes befinden. Recht bezeichnend iſt auch ein anderer hier vorkommender Perſonnenname, der zu deutſch: „Kalb iſt Jahwe“ oder vielleicht: „Kalb Jahwes“ lautet. Er beleuchtet uns die im Reich Jerobeams übliche, und, wie wir daraus aufs neue ſehen, auch noch zur Zeit des Elias fortbeſtehende Verehrung Jahwes im Bilde des Stieres oder Stierkalbes. Die erſte Deutung jenes Namens würde ſagen, daß ſein Träger ſich zur Verehrung Jahwes im Bilde des jungen Stieres bekenne, die zweite, daß er ſich ſelbſt als Abkömmling des göttlichen Stieres, demnach als ſein Stierkalb, bezeichne.

Doch, wie ſchon angedeutet, ſind jene Sunde von faſt noch höherer Bedeutung als durch das, was ſie enthalten, durch die bloße Tatſache ihres Daſeins.

Die Scherben ſind in hebräiſcher Sprache beſchrieben, und zwar mit Tinte und Feder (Rohr) und in einer Schrift, welche derjenigen nächſt verwandt iſt, die wir aus einzelnen althebräiſchen oder altkanaanäiſchen Stein- oder Erzdenkmalen kennen. Unter ihnen ſind die für die

Bibelforschung wichtigsten (neben dem schon erwähnten Siegel eines Ministers oder Wesirs des Königs Jerobeam) die Steinsäule des Königs Mesa von Moab und der sogenannte Siloastein. Die erstere stellt das Siegesdenkmal

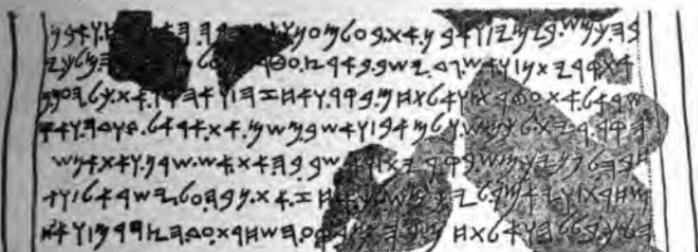


Abb. 4. Ein Stück der Siegesinschrift des Königs Mesa von Moab (um 860).

des auch in der Bibel in 2. Könige 3 genannten Moabiterkönigs Mesa dar, in dem er sich seiner Erfolge Israel gegenüber rühmt. Der zweite Stein stammt aus einem unter dem Tempelberg in Jerusalem durchlaufenden und in den Siloateich mündenden Kanal und erzählt den Her-

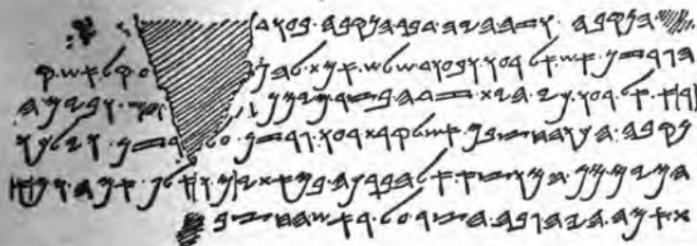


Abb. 5. Die Inschrift vom Siloamkanal bei Jerusalem (um 715).

gang der Errichtung des Kanals und die Erlebnisse der Bauverständigen dabei. Der Mesastein stammt ziemlich genau aus der Zeit der neugefundenen Scherben (um 860), die Siloatafel aus derjenigen des Königs Hiskia (um 715). Siehe die Abb. 4 und 5.

Nun kannten wir diese Schrift bisher nur aus Denkmälern in Stein oder Erz, also solchen, die mit dem Meißel oder Grabstichel hergestellt sind. Ein Blick auf die beiden hier wiedergegebenen Denkmale, Abb. 4 u. 5 kann auch dem Laien zeigen, daß der Siloastein mit dem Mesasteine verglichen das wesentlich jüngere Schriftstück sein muß, denn seine Schriftzeichen bekunden einen erheblich weniger steifen Zug, der viel stärkere Neigung zur Kursivschrift zeigt und damit schon weit größere Übung im Schreiben verrät. Hätten wir die Tonscherben von Samarien, deren Schriftzüge denen des Siloasteines auffallend ähnlich sind, an dem Maßstabe der beiden genannten Steindenkmale zu messen, so müßten wir sie nach dem Gesagten notwendig nahe an das Jahr 700 herabrücken. Tatsächlich stehen sie dem Jahre 900 nahe, sind also fast zwei Jahrhunderte älter.

Hieraus mögen wir die Tragweite der Tatsache erkennen, daß die neugefundenen Denkmale nicht auf Stein oder Erz, sondern mit Tinte und Feder geschrieben sind. Urkunden, die mit diesem Material hergestellt sind, nehmen der Stein- oder Erzschrift gegenüber die Entwicklung der Schrift um Jahrhunderte voraus, sind also dementsprechend älter, weil Tinte und Feder eine viel raschere Entwicklung der Schrift zur Kursivschrift gestatten. Nun ist aber selbstverständlich die Scherbe eines zerbrochenen Kontruges überhaupt nicht dasjenige Material, um dessen willen das Schreiben mit Tinte und Feder erfunden worden wäre. Sie setzen Papier als ihre Unterlage voraus. Dieser Umstand läßt uns erwarten, daß zur selben Zeit, als man in Israel Ostraka schrieb, dort auch schon auf Papyrus geschrieben wurde. Ja daß man damals in Israel schon lange auf Papyrus und schon wirkliche Bücher, jedenfalls Urkunden in größerer Zahl und Ausdehnung in der eigenen Schrift geschrieben

hatte. Denn jene Scherbenschrift setzt, wie wir hörten, schon längere Übung im Schreiben voraus und die Übertragung der Schrift auf die Tonstherbe läßt daselbe vermuten.

Es kommt dazu, daß wir aus ägyptischen Nachrichten wissen, daß man schon etwa zwei Jahrhunderte früher in Palästina Papyrus in größerem Maßstabe verwendet hat, höchstwahrscheinlich dann auch in der eigenen einheimischen, also der kanaanäisch-hebräischen Schrift. Diese Tatsachen eröffnen uns den merkwürdigen und bisher ungeahnten Ausblick, daß es nicht zu kühn ist, wenn wir die Hoffnung hegen, es könnte einmal noch gelingen, in Abschrift oder Urschrift ein Bruchstück jener ältesten Erzeugnisse israelitischer Literatur zu entdecken, von denen nachher noch die Rede sein wird. Keinesfalls aber ist es zu kühn, wenn wir behaupten, daß die neuen Funde den Beweis geliefert haben, daß es in Israel schon 1—2 Jahrhunderte vor ihnen, also seit etwa 1100, ein namhaftes Schrifttum gab, dessen erste Anfänge demnach schon entsprechend früher angelegt werden können.

Diese vor wenigen Jahren geschriebenen und damals von manchen für allzu kühn gehaltenen Sätze haben inzwischen eine überraschende Bestätigung erfahren. Ja sie sind noch erheblich überboten. Seit längerer Zeit waren der gelehrten Welt gewisse Inschriften auf der Sinaihalbinsel bekannt, deren starke Ähnlichkeit mit altsemitischen Schriftzügen immer aufs neue zur Untersuchung reizte. Bisher ohne Erfolg. Nun ist den beiden Ägyptenforschern Gardiner und Sethe die Entzifferung der rätselhaften Inschriften gelungen. Sethe glaubt damit den Ursprung des Alphabets entdeckt zu haben. Nach ihm wären die Hyksos die Schöpfer der neuen Schrift. Sie stellt eine Weiterbildung der ägyptischen Schrift dar und kam im 16. Jahrhundert v. Chr. durch die

Hyksos nach Kanaan. Das Ergebnis ist, wenn es sich bestätigt, für die Kulturgeschichte wie für die Religionsgeschichte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends von Bedeutung. Die hier in Frage kommenden Gegenden der Sinaihalbinsel waren von alters her der Sitz zahlreicher ägyptischer Minen. Die Arbeiter in ihnen mögen aus Ägyptern, Beduinen der Wüste und Kanaanäern gemischt gewesen sein. Daraus darf auf eine ägyptisch-amoritische Mischkultur und Mischreligion geschlossen werden. Dementsprechend finden wir die hier verehrte Hathor als „Baalin“ benannt. Bedenkt man die räumliche Nähe des Landes Gosen, so wissen wir von hier aus auch ziemlich genau, wie wir uns die Gottesverehrung des mosaischen Israel in Gosen etwa vorzustellen haben.

An der in den Jahren 1908 und 1909 vorgenommenen Wiederentdeckung des alten Jericho ist für uns von besonderem Interesse die Anlage der aus dem Buche Josua berühmt gewordenen Mauern. In der Tat war die Stadt seit alter Zeit stark befestigt. Der kanaanitischen Periode gehört an eine eigentümliche Doppelmauer. Eine starke Mauer führte in doppelter Anlage um den ganzen Hügel, der die Stadt trug, herum. Der 3,30—3,70 m breiten Hauptmauer war an der Außenseite noch eine zweite 1,50 m breite Mauer vorgelagert. Hatte ein gegen die Stadt vordringender Feind diese Mauer erstürmt im Glauben, nun im Besitze der Feste zu sein, so erwartete ihn eine zweite zwei- bis dreimal so starke Schutzwehr, die erst das eigentliche Bollwerk der Verteidiger darstellte.

Erklärt sich schon von hier aus der Ruf besonderer Festigkeit, den die Mauern Jerichos besaßen, so scheint auch die spätere Zeit diesen Ruf aufs neue bestätigt zu haben. Die aus israelitischer Zeit, nachdem die zerstörte Stadt wieder erstanden war, stammende Mauer erscheint

heute noch als ein besonders majestätisches Bauwerk. Sie besteht aus drei Schichten: einer Unterfüllung aus Lehm und Klarschlag, sodann der geböschten Bruchsteinmauer selbst, 4,50—5,40 m hoch und stark ausgebaucht, und darüber noch einer lotrechten Festungsmauer aus Lehmziegeln. Mit dieser gewaltigen Anlage mußte Jericho wohl auch der israelitischen Zeit noch als fast unüberwindliche Feste erscheinen.

Bedeutsame Ergebnisse haben auch die in den Jahren 1909—11, wenn auch unter etwas eigenartigen Umständen, vorgenommenen Grabungen am Tempelhügel von Jerusalem zutage gefördert. Es wurde in der Nähe der alten Gihonquelle (heute Marienquelle) ein ganzes Netz zum Teil sehr alter Kanäle entdeckt, die der Ausharmachung der für Jerusalem so wichtigen Quelle dienten. Man weiß infolgedessen, daß der bisher sogenannte Siloakanal des Königs Hiskia (vgl. S. 47) die jüngste dieser Anlagen ist. Außerdem ist unsere Kenntnis der alten Befestigung Jerusalems wesentlich erweitert worden. Am Abhang des Hügels fand man deutliche Spuren einer vorisraelitischen Doppelmauer. Außerdem sind prachtvoll erhaltene Tonwaren zutage getreten, die eine hohe Blüte der Töpferei und damit wohl überhaupt des Gewerbes und der Kultur Jerusalems schon im 3. vordchristlichen Jahrtausend beweisen.

3. Die altkanaanäische oder amoritische Kultur und Religion. — Von hier aus sind wir nun in den Stand gesetzt, ein Bild der Verhältnisse, wie sie Israel in Kanaan etwa um die mosaische Zeit vorfand, zu zeichnen.

Die Bewohner Kanaans jener vorisraelitischen Zeit sind in der Hauptsache nicht mehr Nomaden, sondern zum sesshaften Leben übergegangen. Sie sind Aderbauer, sesshafte Viehzüchter, Garten- und Weinbauern, Hand-

wertler und Händler. Sie wohnen teils in offenen Dörfern, teils besonders in festen wohlturmmauerten Städten, die sie mit Vorliebe auf Hügeln errichten und meisterhaft zu besetzen und zu verteidigen wissen. Sie sind im Besitz von mancherlei Fertigkeiten und Künsten, die sie meist nach ausländischen Mustern, zum Teil in selbständiger, aber wenig vollkommener Weiterbildung üben. Assyrisch-babylonische Muster gehen — besonders im Süden — neben ägyptischen her. Daneben zeigen sich, vorwiegend in der Töpferei, frühe auch kyprische und kretische oder mykenisch-ägäische Einflüsse. Die Kanaaniter verwenden für ihre Geräte (neben dem Ton) und für ihre Waffen Stein und Bronze und beginnen sich für Kriegszwecke auch schon des Eisens zu bedienen. Für Urkunden, Verträge, Rechtsgeschäfte und wichtigere Mitteilungen gebrauchen sie die babylonische Schrift und Sprache. Die letztere muß daher im Verkehr der Oberschicht unter sich noch eine Rolle gespielt haben. Das Volk spricht natürlich seine eigene, die kanaanäische oder amoritische Sprache, die aber längere Zeit wohl noch keine Schrift besitzt. Noch in der Amarnaperiode hat sie wenig Bedeutung. Nach dem oben Dargelegten scheint sie um die Mitte des 2. Jahrtausends erfunden und nach Kanaan gekommen zu sein (vgl. S. 49 f.).

Vermöge ihrer wichtigen Hafenstädte an der Küste, unter denen besonders Byblos hervorragt, haben sie frühe einen gewinnbringenden See- und Binnenhandel entwickelt. Es scheint sich infolgedessen überall in den Städten ein reicher Kaufmannsstand und ein vermögendes Bürgertum gebildet zu haben, das auch schon an manchen Errungenschaften der ausländischen Kultur teil hat, aber auch ein blühendes einheimisches Gewerbe schafft. Nach ägyptischen Denkmälern zu urteilen müssen sie ganz hervorragende Erzeugnisse der Töpferei und Webekunst teils

hervorgebracht, teils eingeführt haben. (Vgl. Tafel IX.) Ihrer Verfassung nach sind sie regiert von vielen einzelnen Stadt- oder Gaufürsten, die reichlich unter sich in Fehde leben. Eine feste Zentralgewalt fehlt. Auch die ägyptische Regierung, die dem Namen nach das Land beherrscht, hat nicht viel, vielfach so gut wie nichts zu sagen (vgl. S. 37).

Doch sind die Kanaaniter nicht die einzigen Bewohner des alten Palästina. Neben ihnen, und wohl ihnen nahe verwandt, stehen die Amoriter, deren Herkunft freilich noch in vielfaches Dunkel gehüllt ist. Es ist bisher unterschiedslos bald von Kanaanitern, bald von Amoritern die Rede gewesen. Wie verhalten sich beide? In der Tat redet auch die Bibel bald von den einen, bald von den anderen, ohne daß eine strenge Scheidung zwischen beiden festgestellt werden könnte. Immerhin ist soviel klar, daß beide einander nahe verwandt sind und daß sie selbständige, wohl zeitlich sich folgende Schichten darstellen, die von Osten nach Palästina herübergewandert sind, ähnlich wie es später die ihnen selbst stammverwandten Israeliten tun. Zeitweilig gab es einen eigenen Amoriterstaat, der zu Zeiten im Osten eine bedeutende Rolle spielte. Vielleicht sind die Kanaaniter nichts anderes als die sich auf eine bestimmte Bevölkerungsschicht stützenden Reste des alten Königreichs Amurru, auf dessen Spuren wir noch in 4. Mos. 21 stoßen und das durch die Hettiter zersprengt wurde. Jedenfalls haben sich neben ihnen im hohen Norden, besonders in Kleinasien, während des 2. Jahrtausends die Hettiter geltend gemacht und ein mächtiges Kulturreich gegründet, das sich allmählich bis nach Palästina ausbreitete. In der Amarnazeit finden wir sogar im Süden Palästinas Hettiter (vgl. 1. Mos. 23). Neben ihnen stehen am letzten Ende der vorisraelitischen Zeit und am Anfang der israelitischen die Philister. Sie sind von Westen her, von den Gestaden und Inseln des

ägäischen Meeres (wohl über Kreta) ins Land eingebracht und haben eine eigenartige Kultur mitgebracht. Ihre Töpferarbeit bekundet starke Ähnlichkeit mit kretisch-mykenischen Mustern. Ihre Krieger sind mehrfach an eigentümlichen Federhelmen kenntlich. Ihre Tempel scheinen in der Weise kretischer Paläste und

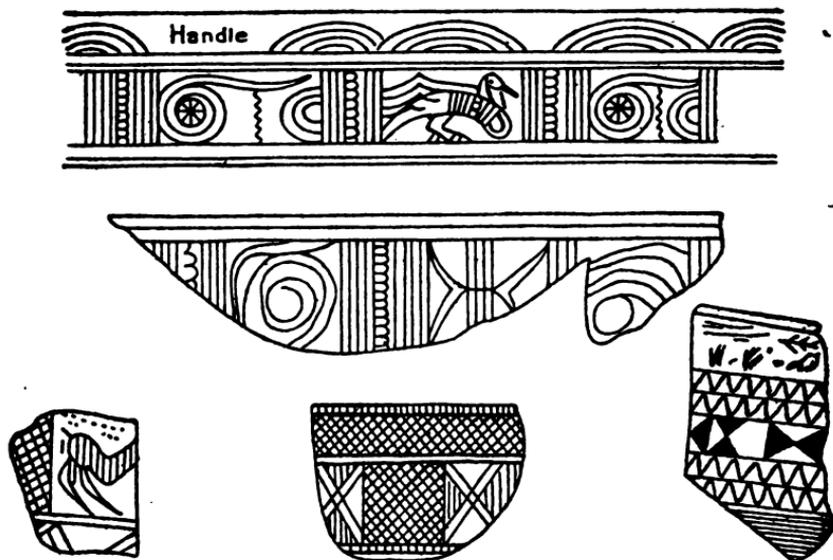


Abb. 6. Proben philistätischer Töpferkunst.

Tempel auf zwei Säulen gegründet gewesen zu sein, so daß Simson, der als übermenschlicher Held gedacht ist, den philistätischen Dagonstempel samt der in seinem Inneren versammelten Menge zu Halle bringt, indem er die beiden Säulen mit mächtigem Ruck zu Boden reißt, Richt. 16, 29. Ihr Typus gleicht zum Teil mehr dem griechischen als dem asiatischen. Auf ihren Wanderzügen gebrauchten sie seltsame Ochsenkarren. Auf einem Gefährt dieser Art mögen sie die Bundeslade nach

1. Sam. 6, 7 ff. aus Ekron nach Juda zurückgesandt haben. Vgl. dazu Tafel VII und die Abb. 6—8.

In ihrem Gottesdienst verehren die Kanaaniter den Baal, oder besser die örtlichen Baale in der besonders



Abb. 7. Ochsentarren der Philister (vgl. dazu 1. Sam. 6, 7 ff.).

aus dem Alten Testament bekannten Weise (s. u.) und an Altären, denen die oben beschriebenen Steinsäulen oder Masseben und die noch zu nennenden Ascheren beigefügt sind. Die letzteren sind Symbole der Astart, der weiblichen Gottheit neben Baal. Vertritt er die männliche Fruchtbarkeit, so sie die weibliche; auch mit Sonne und Mond werden sie in Beziehung gesetzt. Daneben sind Gottheiten der (eigentlich aramäische) Wettergott



Abb. 8. Philisterschiffe.

Hadad oder Ramman und wohl manche andere. Für den häuslichen Privatdienst und die Zwecke der Zauberei (durch Talismane u. dgl.) besitzen sie eine große Anzahl kleiner und kleinster Götzenbilder. Die letzteren sind fast durchweg ausländischer Herkunft, sei es babylonischer,

wie die nackte Fruchtbarkeitsgöttin Ischtar, sei es ägyptischer, wie Isis und Bes. Teils sind sie von außen eingeführt, teils im Lande nach fremdem Muster gefertigt. Dem öffentlichen Gottesdienst werden sie schwerlich gedient haben. Vgl. dazu die Abb. 9 und 10, sowie Tafel IV und VI.

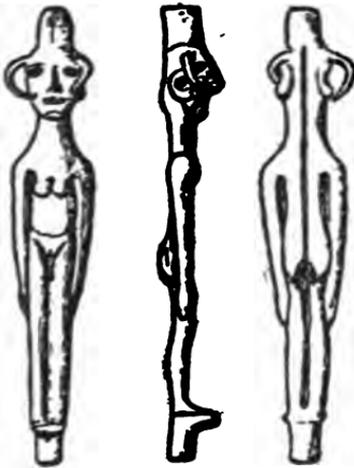


Abb. 9. Kleine Astartebilder aus Gezer (gehört, wegen der Fußzapfen nicht als mit Öfen zum Anhängen als Amulette vorzustellen).

Für den letzteren ist es in hohem Grade bezeichnend, daß, wie er sich unter freiem Himmel auf der Sonne und dem Himmelszelt zugewandten Anhöhen (den sog. „Höhen“) und meist ohne Tempelhäuser vollzieht, so auch, wie es scheint, vollkommen oder doch vorwiegend ohne Gottesbilder. Zum mindesten darf es mehr als Zufall genannt werden, daß die Ausgrabungen neben zahllosen babylonischen und ägyptischen Gottesbildern für den Privatgebrauch noch

kein einziges zweifellos für den öffentlichen Gottesdienst bestimmtes, vor allem aber kein derartiges Bildnis der kanaanäischen Hauptgottheiten Baal und Astarte zutage gebracht haben. Das einzige, was in dieser Hinsicht ernsthafte Erwähnung verdient, sind einige wenige Stierbilder, die aber — so wenig als der Stier oder das sog. goldene Kalb von Betel und Dan oder in der Wüste — nicht Abbildungen des Baal oder Hadad darstellten, sondern lediglich Symbole der Gottheit. In Wahrheit sind sie aber weder auf Jahwe noch wohl auch auf den

Baal bezogen, sondern gelten jenem aramäischen Wettergott (s. Tafel VI). Die Bedeutung dieser Tatsache für das Alter der Forderung bildloser Verehrung der Gottheit in Israel — sie bildet ein Hauptstück des mosaischen Zehngebotes! — springt in die Augen.

Von den Kultusitten der Kanaanäer soll hier nur die des Kinderopfers Erwähnung finden, weil sie sich wahrscheinlich direkt aus den Ausgrabungen belegen läßt. Sowohl in Geser als in Megiddo spricht die Art der Einmauerung von Kinderleichen — trotzdem man gelegentliche Zweifel hören kann — entscheidend für diese, wie wir hörten, auch durch das Alte Testament bezeugte Sitte. Man hielt wohl die

Stätte eines Hauses für das Besitztum einer Gottheit. Die letztere sollte durch ein Sühneopfer, das, in die Grundmauern eingelassen, ihr dargebracht wurde, für den durch die Errichtung eines Hauses an ihr vollzogenen Raub entschädigt werden. Die Erläuterung hierzu bieten die Abbildungen 11 und 12. Die Art und Weise, wie in Abb. 11 die Leiche nicht etwa im Fußboden des Hauses verscharrt, sondern in das Gemäuer



Abb. 10. Astartbild aus Geser in Ton. Ägyptisches Muster, 3 engl. Zoll hoch. Nach dem englischen Ausgrabungsberichte.

selbst eingebettet, also geradezu eingemauert ist, läßt kaum eine andere Deutung zu.

Doch sind wahrscheinlich die Kanaanäer und Amoriter nicht die ältesten Bewohner des heiligen Landes und

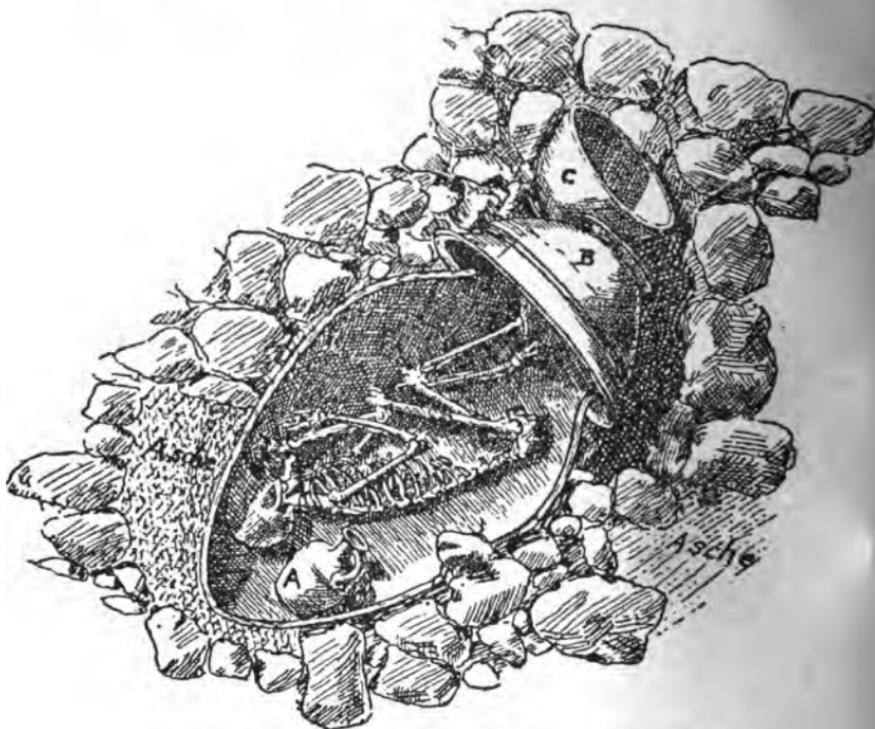


Abb. 11. Krug mit Kinderleiche im Mauerwerk der Nordburg von Megiddo. Nach Schumacher.

ihre Gottesverehrung nicht die älteste Weise, wie die Gottheit auf seinem Boden verehrt wurde, gewesen. Über der Erde weisen gewisse Reste einer, wie es scheint, vorsemitischen Kultur auf eine uralte, den Kanaanäern vorausgegangene Bevölkerung, und unter ihr hat man in Höhlen und auf Felsplatten, auf die erst die Ausgrabun-

gen recht aufmerksam gemacht haben, Erscheinungen verwandter Art gefunden. Vielleicht darf man schon die besonders im Ostjordanlande häufig zutage tretenden Dolmen, d. h. Steindentmäler, die als Behausung eines Toten gedacht waren, sowie die Menhire und Kromleche, d. h. Steinsäulen eigener Art und heilige Steinkreise so

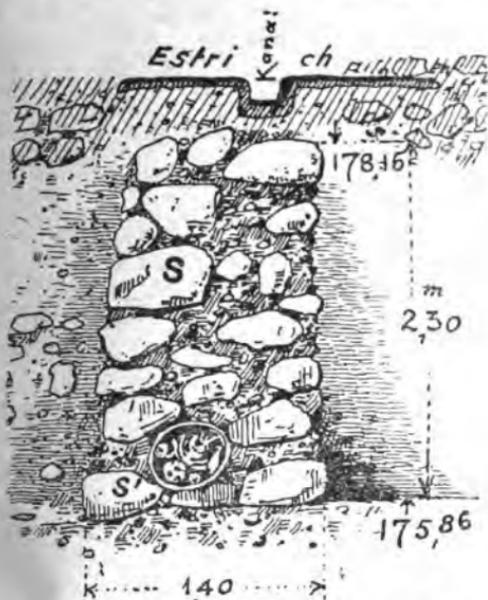


Abb. 12. Kindergrab an der Stadtmauer von Megiddo.
Nach Schumacher.

deuten. (Das bekannte hebräische Wort Gilgal, das mehrfach als Ortsname vorkommt, bezeichnet nach manchen eigentlich den Steinkreis. Auch wenn dies nicht der Fall sein sollte, besteht jedenfalls ein enger Zusammenhang.) Jedenfalls verdient Beachtung, daß sie keineswegs wie die Masseben ein spezifisches Merkmal der semitisch-vorderasiatischen oder der Mittelmeerkultur sind, sondern daß sie sich auch in vielen anderen Gegenden

des Erdballs, von Indien bis nach der Bretagne, Irland und Skandinavien finden. Es ist demnach nicht ausgeschlossen, daß vor Zeiten einmal Stämme anderer, vielleicht arischer Rasse auf ihren Wanderungen auch Palästina



Abb. 13. Selsterrass (Selsaltar) von Megiddo mit Napflöchern.
Nach Schumacher.

berührt und hier Zeugnisse ihres Daseins zurückgelassen hätten (Taf. VII).

Desgleichen hat man erst in neuester Zeit, besonders veranlaßt durch die Grabungen in Gezer und Megiddo, das Augenmerk auf gewisse primitive Kultusstätten gerichtet, die auf eine Gottesverehrung hindeuten, die der semitisch-kanaanäischen Baalsanbetung zeitlich voranging und die, weil sie gerade mit den allerersten Siede-

lungen menschlicher Wesen auf dem Boden Palästinas zusammenhängt, abermals auf das Vorhandensein vorsemitischer, einer grauen Vorzeit angehöriger Bewohner des hl. Landes hindeutet. Ihre Anbetungsstätten scheinen Feldsteine und frei gelegene Felsplatten, vielleicht auch Höhlen unter den letzteren, die Stellen der Darbringung ihrer Gaben eigentümliche in die Steine eingegrabene runde Löcher oder Schalen, neuerdings gerne

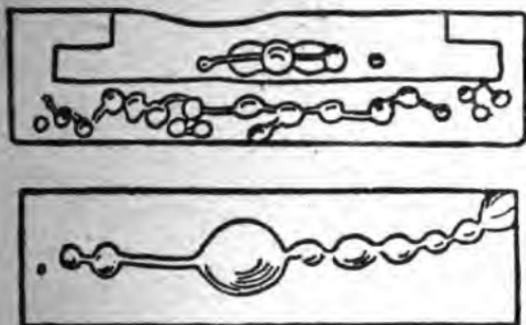


Abb. 14 u. 15. Der Stein von Marmita mit Schalen.

Originalzeichnung von Dr. Lohmann.

(Er stammt vielleicht aus späterer Zeit, mag daher anderen Zwecken gedient haben. Doch lassen sich jene Schalen hier besonders deutlich erkennen.)

Napflöcher genannt, ihre Gottheiten unterirdische, in und unter der Erde hausende Geister, ihre Wohnstätten vielfach die zahlreichen Höhlen und Klüfte des stark zerflüfteten Berglandes gewesen zu sein. Vgl. dazu die Abbildungen 13—15 und die Tafel V bei S. 64, sowie die merkwürdigen Löcher auf dem Altar von Tafel III.

Doch würde uns die nähere Beschreibung der Einzelheiten von unserem Thema abführen. Uns mag es hier genügen festzustellen, daß die Ausgrabungen in Palästina selbst das Bild, das uns die Bibel von dem Kanaan

der Zeit Moses und Josuas zeichnet, vollkommen bestätigt, aber noch vielfach bereichert und ergänzt haben; ferner, daß sie uns auch in die spätere Zeit manche wichtige Blicke tun lassen; vor allem aber, daß sie die ältere und älteste Frühzeit Kanaans uns in ganz unerwarteter Weise erschlossen haben und uns teils erkennen, teils ahnen lassen, daß das Land, als Israel unter Josua einbrang, schon eine reiche und vielgestaltige Vergangenheit hinter sich hatte. Über die ältere Geschichte und die Art des Eindringens im Lande wird an anderer Stelle zu reden sein (Kap. 9—11).

4. Kapitel.

Israel und die ausländischen Herrscher.

1. Der Pharao Sisek und Mesa von Moab. —

In den ersten Zeiten nach Mose hatte Israel zunächst voll- auf damit zu tun, sich im Lande Kanaan häuslich einzurichten. Es kam zu feindlichen Zusammenstößen vorwiegend nur mit den Kanaanitern selbst oder den unmittelbar benachbarten Wüstenstämmen. Die ersteren wollten Israel den Besitz des Landes streitig machen, die letzteren trachteten danach, das Beispiel Israels nachahmend und durch dasselbe gelockt, sich neben Israel ihren Platz an dem Tische zu erstreiten, der, wenn auch nicht gerade üppig, so doch immer besser bedacht war als ihre eigenen Sitze in den bescheidenen Steppen des Ostens.

An diesen Kämpfen um den Besitz Kanaans hätte von den Mächten draußen nur Ägypten ein höheres Interesse gehabt. Unter seiner Oberhoheit stand ja das Land immer noch, wenigstens dem Namen nach. Aber die Macht des ägyptischen Reiches lag zu jener Zeit, mindestens nach

Amfjes III. (bis etwa 1170), so darnieder, und das Pharaonenland war zugleich durch innere Kämpfe und Wirren so stark in Anspruch genommen, daß es, selbst wenn der Wille dazu vorhanden war, gar nicht imstande gewesen wäre, seine Ansprüche auf Kanaan kräftig genug geltend zu machen. So ließ man Israel gewähren: hatte der Pharaos im Lande doch nichts Ernstes mehr zu sagen, so konnte es ihm auch wenig verschlagen, ob der augenblickliche Besitzer desselben den Namen Israel führte oder einen anderen.

So kommt es, daß Israel zunächst unter Josua, weiterhin aber auch nach seinem Tode in der Periode der sogenannten Richter, von außen her völlig unbehelligt sich seinen Kämpfen um den Besitz des Landes oder um seine Verteidigung gegen die räuberischen Einfälle der nächsten Nachbarn widmen konnte. Auch in den Tagen Sauls blieb das Verhältnis daselbe. Die Geshiten mit den Ammonitern und Philistern, die er zu führen hatte, selbst die mit den südlichen Amalekitern, waren schwerlich bedeutend genug, daß man am Pharaonenhofe sich ernstlich um sie gekümmert hätte. Hätte man es aber gewollt, es hätte auch dazu die Kraft wohl kaum ausgereicht. So stark lag Ägypten darnieder.

Ganz anders gestalteten sich die Dinge mit dem Aufkommen des Königtums Davids. David hat die Israel so lange bedrohenden Philister gründlich niedergeschlagen und ihre Macht fast ganz gebrochen. Er ist ebenso mit den Ammonitern und Moabitern und allen Nachbarn Israels verfahren, die sich nicht zu freiwilliger Unterwerfung oder einem Bündnis mit Israel entschlossen. Das ganze südliche und mittlere Syrien lag jetzt fast restlos in einer einzigen Hand. Jedenfalls wurde es durch sie bestimmt und in der Hauptsache regiert. Damit war für Ägypten eine vollkommen neue Lage geschaffen. So

lange Syrien geteilt und in sich zersplittert war; so lange es unter vielen kleinen Herren stand, von denen immer der eine dem anderen zuwider war, konnte Ägypten in Ruhe zusehen und die Dinge in Kanaan sich selbst überlassen. Auch was den Beherrschern des Millandes nicht geradezu zusagte, konnte ihnen immer wenigstens nicht schaden. Dafür sorgten die inneren Zwiste von selber. Ganz anders wenn das Land der Hauptsache nach in einer einzigen Hand lag.

Es darf als eine für Israel ganz besonders günstige Fügung der Dinge angesehen werden, daß der Gründung Davids und dem von Salomo übernommenen und im wesentlichen in seinem Bestande erhaltenen Reiche von den Mächten draußen keinerlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt worden sind. War, was damals von David geschaffen wurde, auch kein Staatengebilde, das den Namen eines Weltreichs verdiente, es war immerhin für die damaligen Verhältnisse ein Groß- oder ein statischer Mittelstaat aus Israel geworden. Was aber die Hauptsache ist: der Besitzer des größten Teiles von Süd- und Mittelsyrien — und das waren David und Salomo — war unter allen Umständen ein wichtiger und in vielen Fällen ausschlaggebender Faktor in den politischen Dingen des vorderen Orients. Die ungemein wichtige Lage Palästinas als der Brücke zwischen Ägypten und dem übrigen Orient konnte darüber keinen Zweifel lassen.

Hier war Zusehen nicht mehr am Platze. Hier mußte die Politik der Großmächte, verstand sie überhaupt ihren Vorteil, einen Kiegel vorschieben, wenn irgend sie die Macht dazu besaß. Ein geeinigtes Israel in dieser Stellung in Syrien, die ihm David geschaffen, war in sich selbst eine Gefahr für den Einfluß der Mächte dort. Ja es konnte, wenn es sich in derselben Richtung weiter entwickelte,

noch eine Bedrohung jener selbst auf ihrem eigenen Boden werden.

Allen voran war Ägypten genötigt zu tun, was irgend in seinen Kräften stand, um dieser möglichen Entwicklung schon in den ersten Anfängen vorzubeugen. Indes, es stand so gut wie nichts in seiner Macht. Das war das weltgeschichtlich bedeutsame Glück Israels und Davids. Auch ein Genie kann des Glückes nicht entraten. Die besten Gedanken, die kühnsten Entschlüsse, wie die sorgsamsten Erwägungen des großen Geistes können im politischen Leben nicht zum Erfolge führen, wenn elementare Kräfte oder eine außerhalb der Macht des Menschen oder des Staates stehende Gestaltung der Verhältnisse ihm im Wege sind. Wäre Ägypten damals auf der Höhe seiner Macht gestanden, auch ein noch größerer Feldherr und ein noch genialerer Staatslenker als David hätte aller menschlichen Voraussicht nach, kam es zum Zusammenstoß, den Kampf mit ihm nicht aufnehmen können.

Ähnlich steht es in Assyrien. Wohl hatte schon um die Wende des 12. Jahrhunderts der große Tiglatpileser I. seine Feldzeichen bis zum Libanon getragen und damit den ehemals vom alten babylonischen Reiche erhobenen Anspruch auf den Besitz Syriens erneuert. Aber nach diesem mächtigen Anlauf hatte auch das Assyrierteich eine Periode des Niederganges durchzumachen, die es ihm ebensowenig erlaubte als dies Ägypten möglich war, im Ernste seine Hände nach Kanaan auszustrecken.

Doch es kamen andere Zeiten. Schon in den Tagen Davids hatte Ägypten ein aufmerksames Auge auf Israel gerichtet und vielleicht jetzt schon darnach getrachtet, dort politische Schwierigkeiten zu schaffen. Ein eigentlicher Umschwung bahnt sich aber unter Salomo an, wenn er auch noch keineswegs zum Bruche führt. Wir lesen im

ersten Königsbuche (9, 16), daß Salomo eine Tochter des Pharao unter seinen Frauen hatte und daß dieser deshalb die am Rande des jüdischen Berglandes gegen Joppe hin gelegene Feste Geser erobert und Salomo als Morgengabe geschenkt habe. Es ist daselbe Geser, von dem wir oben gehört haben. Aber wie kommt es, daß der Pharao die Stadt erobern konnte? weshalb war sie nicht längst im Besitze Salomos und schon Davids? Wir werden kaum fehlgehen mit der Annahme, daß Geser nicht der einzige Ort ist, den der Pharao den Kanaanitern und Philistern der Gegend entriß und daß der ganze Zug damit zusammenhing, daß man doch wieder anfing, die Ansprüche Ägyptens auf diese Gebiete geltend zu machen, und daß Salomo und wohl schon David für klug erachteten, jene Ansprüche stillschweigend anzuerkennen.

Aber dabei sollte es nicht bleiben. Kaum daß Salomo die Augen geschlossen hatte, kommt es bekanntlich aufs neue zur inneren Spaltung in Israel. Und als hätte man in Ägypten nur auf diesen Augenblick gewartet,¹ unternimmt der Pharao Sisaak oder Susak wenige Jahre nach Salomos Tode sofort einen Raub- und Beutezug nach Kanaan, bei dem Juda und wahrscheinlich auch Ephraim schwer heimgesucht werden. Er dringt in Jerusalem ein, plündert hier und schleppt besonders die reichen Schätze, die Salomo im Tempel angehäuft hatte, vor allen seine goldenen Pruntzschilder, weg (1. Kön. 14, 25—28).

Die Darstellung dieses Hergangs, die uns das biblische Königsbuch gibt, wird nun in der willkommensten Weise bestätigt und ergänzt durch diejenige, die wir vom Pharao selbst — sein ägyptischer Name ist Scheschont — besitzen. Verdanken wir sie auch nicht gerade den Ausgrabungen im engeren Sinn, so doch der neueren Altertumskunde.

¹ Tatsächlich ist es so, ja man wird dort die Spaltung geradezu begünstigt haben.

An der südlichen Außenwand des von ihm erbauten großen Hofes beim Amonstempel von Karnak in Mittelägypten

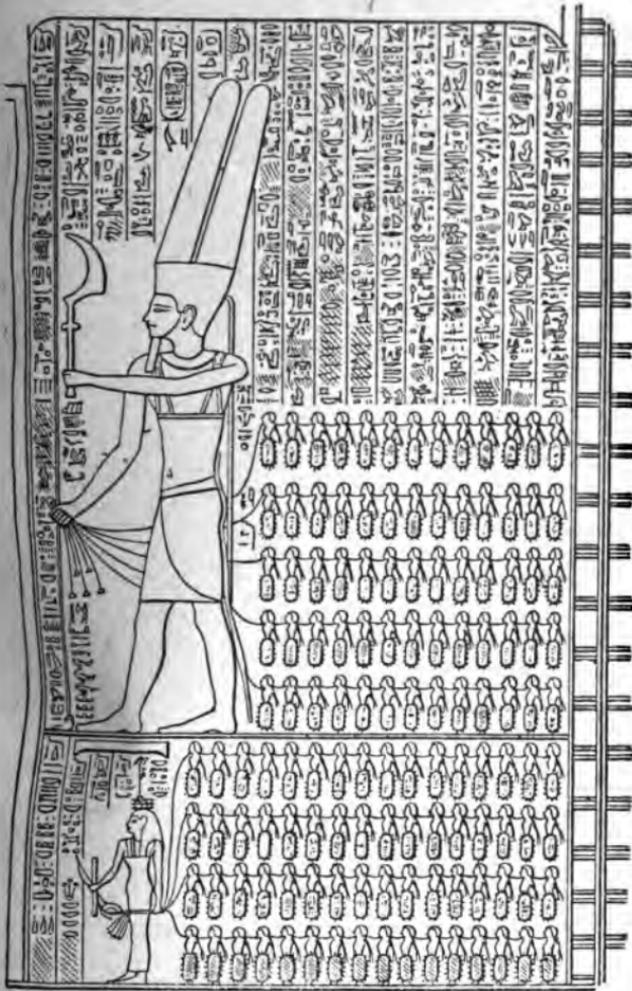


Abb. 16. Stegesliste des Sifat, 166 Städte dargestellt, als Personen darge stellt, werden an Seiten festgebunden dem Pharao vorgeführt. Der Gott Amon und die Stadtgötter von Theben führen sie ihm zu (vgl. Tafel X).

hat Scheschont eine Pruntinschrift angebracht, in der sein Zug beschrieben wird. Besonders werden die Orte angegeben, die dem Pharao Tribut entrichten mußten.

Es ist nicht nötig, auf die Einzelheiten und die stattliche Zahl von Einzelfragen, die durch sie angeregt werden, einzugehen. Uns genügt hier die Tatsache, daß uns in einem so wichtigen Falle die ägyptische Altertumskunde eine willkommene Bestätigung und Ergänzung des biblischen Berichtes aus den Denkmälern darbot. Immerhin mag auf die Gesichtszüge und die Haar- und Barttracht der gefangenen jüdischen Männer hingewiesen werden, wie sie unsere Tafel X (bei S. 144) darstellt. So also hätten wir uns die Krieger Davids und Salomos: einen Joab, Abner, Amasa, etwa vorzustellen.

Indes nicht nur der Boden Ägyptens, auch derjenige des alten Moab hat zu reden begonnen und hat uns ein wertvolles Zeugnis zur Beleuchtung und Erläuterung biblischer Nachrichten geboten.

Mit den Moabitern, deren Sitz östlich von Jericho und dem Toten Meere zu suchen sind, hatte Israel manchen Strauß auszusechten. Nachdem David sie gründlich besiegt und unterworfen hatte, hielten sie längere Zeit Ruhe. Doch ging auch an ihnen die Schwächung nicht spurlos vorüber, die Israel durch seine innere Spaltung nach Salomos Tode erlebte. Nachdem sie längere Zeit in den Südosten des Toten Meeres zurückgedrängt gewesen waren, haben sie sich in der Zeit der Bürgerkriege in Israel langsam wieder erholt und unter dem Vater Mesas, ihrem König Kemoschmelech, ihre Herrschaft östlich von der südlichen Hälfte des Toten Meeres wieder hergestellt. Das geschah unter den Königen Baësa und Omri von Israel. Der heute noch bestehende Ort Dibon, wenig nördlich vom Arnon, einem östlichen Zufluß des Toten Meeres, war damals ihre Hauptstadt. Der König Omri, dessen Tüchtigkeit wir auch sonst kennen, hat das Verdienst, dem Vordringen der Moabiter Halt geboten zu haben. Er hat sie wieder nach dem Süden zurück-

gedrängt und sie auch hier gezwungen, ihm Tribut zu entrichten.

Auch unter Ahab, Omris Sohn, bleiben sie zunächst unterworfen und wagen längere Zeit nicht sich zu rühren. Wohl erst gegen das Ende seiner Regierung schreiten sie unter ihrem König Mesa zum Abfall. Ahabs Nachfolger Joram konnte dem nicht untätig zusehen. Er mußte den Versuch machen, Moab zur Botmäßigkeit zurückzuzwingen. Dieser Versuch ist uns in 2. Kön. 3 beschrieben. Wir ersehen daraus, daß König Josaphat von Juda, der seiner Zeit mit Ahab in ein Bündnis eingetreten war, auf Grund dieses Freundschaftsvertrages Joram Heeresfolge gegen die Moabiter leistet. Auch der Prophet Elisa schließt sich dem Heere an und als dieses auf dem Marsche durch Mangel an Wasser in große Not kam, soll er ein Mittel angeraten haben, das dem Heere Wasser schuf. Es kam dann zur Belagerung der feindlichen Hauptstadt, nicht aber zu ihrer Eroberung. Ein letztes verzweifeltes Mittel entflammt die Scharen der Belagerten zu einer großen Tat: Mesa opfert auf der Stadtmauer im Angesicht der Belagerer seinen Erstgeborenen dem Gott Kamos. In wilder Wut brechen seine Scharen durch und Israel muß den Rückzug antreten.

Mesa hatte allen Grund, sich seines Erfolges zu rühmen. Er tut es in einer Siegessäule, dem berühmten Mesa-stein (um 860), der sich bis auf unsere Tage bei Dibon erhalten hatte. Er wurde im Jahre 1868 durch den deutschen Missionar Klein dort gesehen, wurde aber leider während der Verhandlungen um seinen Besitz von den Arabern der Gegend zum Teil zerstört. Die beträchtlichen geretteten Teile kamen darauf in den Louvre in Paris. Der Mesa-stein ist nicht nur ein überaus wichtiges Denkmal für die Geschichte der altwestsemitischen Buchstabenschrift (als solches ist er oben S. 47 berührt), sondern zu-

gleich für die biblische Geschichte selbst. Er erzählt von dem Erfolge Mesas gegenüber Israel unter Joram und gibt uns zugleich wichtige Mitteilungen über seine Vorgeschichte. Eine Abbildung von ihm bietet unsere Tafel XI.

2. König Jehu und der Assyrer Salmanassar. — Eine Anzahl weiterer Beispiele der wichtigen Dienste, die uns die neuere Altertumskunde für die Erschließung und Beleuchtung der israelitischen Geschichte leistet, bieten die Könige von Israel und Juda von Omri und Ahab abwärts.

König Ahab hatte bekanntlich durch seine Begünstigung der tyrischen Baalverehrung wie durch seine Gewalttat an Nabot von Jesreel, dem Besitzer eines den Neid des Königs reizenden Weinbergs, in weiten Kreisen Israels schweren Anstoß erregt. Als Dolmetsch der Stimmung in den Kreisen der ernstesten Patrioten war der Prophet Elias aufgetreten. Sein Nachfolger Elisa nimmt nach seinem Hingang seine Arbeit auf und wird der Vollstrecker seines Vermächtnisses. Er sendet ins Kriegslager und läßt dort Jehu zum König ausrufen. Dieser nimmt den Ruf an und eilt nach Jesreel, um der Dynastie Omris und Ahabs ein Ende zu bereiten.

Doch scheint Jehu sich auf seinem Throne, zu dem er sich den Weg mit Blutvergießen gebahnt hatte, nicht sicher gefühlt zu haben. So ergreift er denn die Gelegenheit eines Kriegszuges des Assyrerkönigs Salmanassar III. gegen Syrien, sich dem Assyrer zu unterwerfen. Hatte er den mächtigen Großkönig zum Freunde, so konnte er eher hoffen, der inneren Schwierigkeiten, in die ihn seine blutige Revolution gestürzt hatte, Herr zu werden.

Genauerer über seine Unterwerfung, welche die Bibel nicht erwähnt, erfahren wir aus dem berühmten Obelisk

Salmanassars von Nimrud (Taf. XI, XII). Ihm können wir auch das für die biblische Geschichtsschreibung wichtige Datum dieses Feldzuges (842) und damit wohl auch des Regierungsantritts Jehus entnehmen. Der Obelisk besteht aus schwarzem Basalt und enthält außer der Inschrift auf allen vier Seiten je fünf bildliche Darstellungen von Abgesandten tributbringender Völker. Jedesmal die zweite von oben bezieht sich auf Israel. Man sieht hier zunächst den Anführer der Gesandtschaft, wie er sich vor dem Großkönig zu Boden wirft, um die Erde zu küssen. Vor dem König schweben die geflügelte Sonnenscheibe und der Stern der Venus, die Zeichen seines Ranges. Hinter ihm stehen zwei Diener mit dem Sonnenschirm und des Königs Waffen, desgleichen vor dem König, zwischen ihm und den Abgesandten. Sie führen ihn gleichsam beim König ein. Dann folgt auf den drei übrigen Seiten des Obelisk der lange Zug der Gesandten selbst mit den Geschenken. Voran schreiten abermal ein hoher assyrischer Beamter und ein assyrischer Krieger, beide zum Zeichen ihrer höheren Würde als Sieger größer dargestellt. Was die Sendboten Jehus bringen, sagt die Beischrift: „Tribut Jehus vom Haus Omris (= Israel): Silber, Gold, Schalen (?) aus Gold, Näpfe (?) aus Gold, Becher (?) aus Gold, Eimer (?) aus Gold, Bleistücke, Zepter (?) für die Hand des Königs und Balsamhölzer (?).“ Siehe darüber unsere Tafel XII.

3. Die Assyrenkönige Tiglat-Pileser IV. und Sargon. — Hundert Jahre später nach dem Tode Jerobeams II. war der Nordstaat Israel aufs neue in tiefe innere Wirren verwickelt. Jerobeam II. hatte es verstanden, seinem Lande noch einmal eine Zeit der Blüte zu schaffen, wie man sie in Israel lange nicht mehr erlebt hatte. Um so schwieriger gestalteten sich nach seinem Tode die Verhältnisse. Seinem Sohn Sacharja wollte

es nicht gelingen, das Erbe des Vaters unangetastet zu behaupten. So wird er von einem gewissen Sallum beseitigt. Aber auch dieser vermag sich nur einen Monat zu behaupten, dann wird er selbst wieder von Menahem vom Throne gestoßen. Aber auch damit ist der Bürgerkrieg nicht zu Ende. Ja nach Andeutungen der Propheten des Zeitalters scheint er schlimmer gewütet zu haben als je. „Jeder frisst des eigenen Armes Fleisch, Manasse den Ephraim und Ephraim den Manasse,“ ruft Jesaja (9, 19f.) aus.

Menahem blieb nichts übrig, als die Hilfe Assurs anzurufen. „Zu seiner Zeit,“ sagt das Königsbuch von ihm (II, 15, 19), „brach der Assyrerkönig Pul ins Land ein und Menahem gab Pul 1000 Talente Silber, damit er zu ihm halten und seine Herrschaft befestigen sollte.“ Pul ist nur ein anderer Name für den großen assyrischen Erobererkönig Tiglat-Pileser IV. (745—727). Dieser selbst berichtet denn auch in seinen Annalen, daß er den Tribut Menahems von Samarien in Empfang genommen habe. Zugleich sind wir durch seine Inschrift wieder in der günstigen Lage, die Zeit jenes Ereignisses genau zu bestimmen. Es fällt in des Großkönigs 8. Regierungsjahr, das ist das Jahr 738 v. Chr.

Damit hatte das assyrische Weltreich zum ersten Mal auf Israels heimischem Boden Fuß gefaßt. Es sollte nicht das letzte Mal sein. Derselbe Tiglat-Pileser hat wenige Jahre nachher die Gelegenheit ergriffen, als er von König Ahas von Juda ins Land gerufen ward, sich aufs neue in die Dinge in Syrien zu mischen und die Stellung, die er sich hier unter Menahem geschaffen hatte, zu befestigen. Er hat 732 das mit Israel gegen Juda verbündete Damaskus erobert und die Landschaft zur assyrischen Provinz gemacht. Aber auch Israel, Syriens Verbündeten, suchte der Assyrer schwer heim. Seine nörd-

lichen Provinzen werden ebenfalls zu Assur geschlagen. Ein Jahrzehnt darauf hat Assur dann dem ganzen Staat Israel daselbe Schicksal bereitet. Seit dem Fall von Damaskus wollte das Land nicht mehr zur Ruhe kommen. Bald nach Tiglat-Pilefers Tode 727 kommt es zu neuen Verwicklungen, deren Folge schließlich ist, daß König Hosea Assur den schuldigen Tribut kündigt. Es kommt zum Kriege; die Hauptstadt Samarien verteidigt sich auf tapferste, wird aber schließlich nach dreijähriger Belagerung von Sargon erobert 722. Damit ist auch das Schicksal des Landes besiegelt. Es wird assyrische Provinz.

Auch über diese Vorgänge sind wir neben den Berichten des Alten Testaments und zum Teil über sie hinaus durch die Inschriften recht gut unterrichtet.

Tiglat-Pileser meldet in seinen Annalen: „Das Haus Omris (= Israel) — die Gesamtheit seiner Beute nebst ihrem Besitze führte ich nach Assur. Da sie Pekah, ihren König gestürzt hatten, setzte ich Hosea ein zur Herrschaft über sie.“ Hier ist zwar das Wort von der Gesamtheit Israels eine grobe Übertreibung, wie sie die Assyrerkönige lieben: die Hauptstadt und das ganze Gebirge Ephraim verblieben Hosea. Im übrigen aber ist die oben beschriebene Verkleinerung Israels richtig berichtet. Ein Bildnis Tiglat-Pilefers zeigt unsere Tafel X.

Über die Eroberung Samariens berichtet sodann Sargon in seinen Annalen, die er auf Steinplatten an den Wänden seines Palastes zu Khorabad bei Ninive eingraben ließ: „Samaria eroberte ich . . . 27,290 Leute, die darin wohnten, führte ich fort . . . die Leute der Länder, die ich erobert hatte, ließ ich dort wohnen . . . Tribut und Abgabe wie den Assyrern legte ich ihnen auf.“ Auch von Sargon, dem Eroberer Samariens, ist ein Bild auf uns gekommen (Tafel XI).

4. Sanherib und Nebuzadrezzar. — Nach dem Fall Samariens stand das erheblich kleinere Juda der assyrischen Großmacht fast allein gegenüber. Dazu war es nun sein unmittelbarer Nachbar geworden. Hatten Juda und Israel seit ihrer Trennung sich auch oft genug befehdet: man hatte doch auf beiden Seiten vielfach das Gefühl behalten, daß sie beide Brüder waren und daß, hielten sie zusammen, die Entscheidung in vielen Dingen Syriens ihnen zulam. Jetzt mußte jeder Zusammenstoß mit Assur Juda und Jerusalem unmittelbar bedrohen. So blieb Juda nur übrig, entweder sich in das Unvermeidliche zu schicken und sich freiwillig dauernd unter assyrische Schutzherrschaft zu stellen oder aber — etwa im Anschluß an Ägypten — die noch übriggebliebenen Kleinstaaten Syriens zu gemeinsamem Widerstand aufzurufen, um mit vereinten Kräften der Weltmacht noch einmal die Spitze zu bieten.

Den ersten Weg hatte König Ahas von Juda gewählt, und er ist auf ihm geblieben bis an sein Lebensende. Sein Sohn Hiskia, der erst eine Zeitlang die Politik seines Vaters verfolgte, ist mit den Jahren mehr und mehr auf den anderen gedrängt worden. Wann es erstmals zum eigentlichen Bruch kam, wissen wir nicht. Sicher aber ist, daß der Bruch im Jahr 702 vollzogen war und daß Hiskia in der Voraussicht dessen, daß er unvermeidlich sein werde, sich nach Bundesgenossen umsah, oder wo sie ihm sich anboten, ihnen Gehör schenkte. Zu ihnen gehörte auch Merodach-Baladan, der mächtige assyrische Vassalkönig des damals unter assyrischer Herrschaft stehenden Babylon. Er soll, wie uns 2. Kön. 20, 12 ff. erzählt wird, aus Anlaß der Genesung Hiskias von schwerer Krankheit diesem durch Gesandte seinen Glückwunsch ausgesprochen haben und Hiskia, heißt es weiter, habe ihm bei diesem Anlaß seine Arsenale und Schatz...

lammern gezeigt. Er gab also über seine militärische und finanzielle Leistungsfähigkeit, wie man heute sagen würde, die nötigen Garantien. Aus dieser letzteren Mitteilung wird der Zweck der Gesandtschaft vollkommen klar, ebenso die Tatsache, daß der Glückwunsch nur die diplomatische Form war, um unauffällig Bündnisverhandlungen zu pflegen. Das Bildnis Merodach-Baladans bietet unsere Tafel XI dar.

In der Tat kam es zur Erhebung Palästinas und Syriens, soweit seine Staaten nicht schon eigentliche Provinzen Assurs waren, gegen dieses. Im Osten steht der König von Babylon, im Süden der ägyptische Pharao auf Seiten der Palästiner. Sargons Nachfolger Sanherib, der seit 705 den Thron inne hatte, handelte jedenfalls klug, wenn er dieser bedrohlichen Verbindung gegenüber sein Augenmerk vor allem darauf richtete, den Feind an der Stelle zu fassen, wo er ihm am gefährlichsten werden konnte. Das war Babylon. Zugleich mag er wohl nicht mit Unrecht gerade hier die Wurzel des Übels vermutet haben. Es gelingt ihm, Merodach-Baladan 702 niederzuwerfen und nun kann er sich, ohne sich den Rücken zu entblößen, gegen Westen wenden 701.

Über den Verlauf seines Feldzuges besitzen wir neben den wichtigen Mitteilungen, die uns das Alte Testament in 2. Kön. 18 und 19 und Jes. 36 und 37 bietet, einen eingehenden und überaus wertvollen Bericht in dem, was uns Sanherib selbst sagt. Der Hauptbericht findet sich auf einem Tonprisma, dem sog. Taylor-Zylinder. Daraus erfahren wir, daß Sanherib erst die phönizisch-philistäischen Städte an der Küste und die kleineren Nachbarn Judas: Ammon, Edom, Moab unterwirft, dann den aufständischen König von Assalon bezwingt, hernach gegen die von Süden heranziehenden Ägypter und Äthiopen zieht, denen er bei Eltefe unweit von Gaza eine Schlacht

liefert. Jetzt erst, nachdem er sich auch hier den Rücken und die Flanke gesichert, wendet er sich gegen Juda und Jerusalem. Sein besetztes Lager behält er, wie uns auch der assyrische Nebenbericht meldet und die ihm beigegebene Abbildung veranschaulicht, bei Lachis in der Küstenebene bei. Siehe die Tafel XIII, außerdem Abb. 17 und das Bild Sanheribs auf Tafel X.

Hier greift die biblische Erzählung ein, die sich auf den Angriff auf Juda und Jerusalem bezieht. Sie beschränkt sich darauf, das letzte Stück des ganzen Feldzuges, das Vorgehen gegen Hiskia, zu berichten. Auch sie gibt zu, daß Hiskia an sich bereit gewesen wäre, sich Sanherib zu unterwerfen. Er läßt diese Absicht in Lachis, dem Hauptquartier des Großkönigs, melden, leistet auch den verlangten Tribut von 300 Silber- und 30 Goldtalenten. Eine ähnliche Szene wird auf unserer Tafel XIII veranschaulicht. Aber es scheint, daß Sanherib sich damit nicht begnügte, sondern außerdem die Übergabe der Hauptstadt verlangte. Dazu kann Hiskia sich nicht entschließen. Er und mit ihm der Prophet Jesaja sehen in dieser Forderung zugleich eine Schmähung ihres Gottes: Jerusalem und der Zion bergen nicht nur des Königs Residenz, sie sind daneben auch Jahwes Wohnsitz. So vertrauen sie auf den Schutz Gottes und lassen es, da Sanherib die Übergabe mit Gewalt erzwingen will, zum Äußersten kommen.

Es ist bekannt, daß ihre Hoffnung sie nicht trug. Sanherib selbst rühmt sich zwar, er habe Hiskia 46 feste Städte mit Mauern und zahllose Ortschaften abgenommen, er will sogar „200 150 Menschen, jung und alt, männlich und weiblich“ aus ihnen herausgeholt und als Beute gerechnet haben. „Ihn selbst (Hiskia) schloß ich wie einen Vogel im Käfig in Jerusalem, seiner Residenz, ein, und wer aus seinem Stadttor herauskam, den strafte ich ab.“ Er erwähnt auch einen stattlichen Tribut. Aber er



Abb. 17. Der Sturm der Truppen Sanheribs auf die jüdische Feste Saisis.

wagt bei alledem nicht zu sagen, daß er Jerusalem oder seinen König in seine Hand bekommen habe. So ist die ganze hochtönende Kundgebung doch, beim Lichte gesehen, nichts anderes als eine geschickte Verhüllung der Niederlage, die im Abbruch der Belagerung und der Wegnahme des Heeres lag. Als deren Ursache nennt bekanntlich die Bibel eine große Pest, und Herodot scheint die Mitteilung zu bestätigen.

So waren Jerusalem und Juda einer schweren Gefahr glücklich entronnen. Ja sie waren wider Erwarten vor dem drohenden Untergang bewahrt. Trotzdem sollte ihre Stunde bald genug kommen. Zuvor freilich mußte das Assyrerreich selbst, wie Jesaja ihm angekündigt hatte, das Gericht der Weltgeschichte über sich ergehen lassen. Ein Jahrhundert nach der Bedrohung Jerusalems war es bereits zu den Toten gerechnet. Im Jahr 606 fiel es dem Babylonier Nabopolassar anheim. Mit ihm hebt das neue babylonische Weltreich an, das nach Nabopolassars baldigem Tode sofort in die Hände seines Sohnes Nebuchadrezzar fällt.

Mit Nebuchadrezzar hat bekanntlich Juda den letzten Strauß um seine Unabhängigkeit auszufechten gehabt. Daß er mit der Eroberung und Zerstörung Jerusalems und der Wegführung der Juden nach Babylonien endete, ist bekannt. Es ist unter diesen Umständen, vor allem wenn man das harte Schicksal bedenkt, das die heilige Stadt und den Tempel betraf, wohl verständlich, daß die Überlieferung der Juden Nebuchadrezzars Bild mehr als unerfreulicher gestaltet hat, als er es in der Tat verdient. So wie wir seine Gestalt nach den babylonischen Nachrichten zeichnen können, war er keineswegs der übermütige und wahnwitzige Tyrann, als den ihn das Buch Daniel erscheinen läßt. In dieser Hinsicht ist die Geschichte Nebuchadrezzars Gerechtigkeit schuldig. Tatsächlich hat unter

ihm das babylonische Reich eine Zeit ansehnlicher Blüte erlebt. Vor allem hat er Babylon durch seine unlängst durch die deutschen Ausgrabungen wieder aufgedeckten Bauten zur glänzendsten Stadt der asiatischen Kulturwelt erhoben.

2. Abschnitt.

Ergebnisse auf Grund der Litterarkritik und Literaturgeschichte.

Die bisherige Darlegung versuchte ein Bild derjenigen Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung zu zeichnen, die wir auf Grund neuerer Ausgrabungen oder wenigstens unter hauptsächlichlicher Verwendung derselben gewinnen können. Die wissenschaftliche Arbeit am Alten Testament hat sich aber durchaus nicht auf sie beschränkt. Sie hat auch nicht auf die, in der Hauptsache doch erst der jüngsten Zeit angehörigen Ausgrabungen gewartet. Vielmehr hat sie unabhängig von ihnen längst ihre Tätigkeit entfaltet. Ein wichtiges, längst angebautes Feld der letzteren ist die sogenannte Litterarkritik und Literaturgeschichte, d. h. die Untersuchung des Alten Testaments als eines Erzeugnisses der althebräischen Literatur.

Daß ein wichtiger Teil dieser Untersuchung der biblischen Schriften nach ihrer literarischen Seite hin gern mit dem Namen der literarischen „Kritik“ belegt wird, darf niemand befremden, noch weniger schrecken. Es gibt keine geschichtliche Untersuchung ohne Kritik. Kritik bedeutet Scheidung, Beurteilung — Scheidung und Beurteilung des Richtigen an hergebrachten Meinungen und überlieferten Theorien vom Unrichtigen und darnach Beurteilung und Feststellung des bleibenden Wahrheitsgehaltes einer überkommenen Anschauung. Ohne Kritik

in diesem Sinne ist keinerlei Feststellung geschichtlichen Tatbestandes möglich. Daß gelegentlich die Anwendung der kritischen Methode zu voreiliger Beseitigung richtiger Überlieferungen führt, daß auch die Kritik wie manche geistige Arbeit sich überstürzen und dann zu unhaltbaren Ergebnissen führen kann, ändert an der Sache selbst und der Notwendigkeit kritischen Forschens nichts. Es mahnt uns nur immer aufs neue zur Vorsicht und zu äußerster Besonnenheit in der Anwendung jener Methode.

Treten wir nun dem Gegenstand näher, so bietet sich von selbst die Unterscheidung der wichtigsten Felder dar, auf denen die schriftstellerische Arbeit in Israel sich betätigte. Wir kennen eine gesetzliche (selbst schon vielfach mit Erzählung verbundene), eine geschichtliche, eine prophetische und eine poetische Literatur in Israel. Von allen diesen Zweigen literarischer Arbeit sind uns bedeutsame Reste im Alten Testament erhalten. Sie haben uns also der Reihe nach etwas näher zu beschäftigen.

5. Kapitel.

Die fünf Bücher Moses.

1. Wesen und Bedeutung der Pentateuchkritik. — Die gesetzliche Literatur Israels finden wir in den sogenannten fünf Büchern Moses. Bei griechischen Schriftstellern heißen sie zusammenfassend: Pentateuch, d. h. Fünfbuch. Die kritische Untersuchung über sie nennt sich daher auch die Pentateuchkritik. (Oder da das nächste Buch in der Reihe der biblischen Schriften, das Buch Josua, aufs engste mit dem Pentateuch verbunden ist, so redet man auch gern von einem Sechsbuch oder Hexateuch und demgemäß von Hexateuchkritik.) Wenn ich diese Abteilung des Alten Testaments kurzweg, so wie es schon die jüdische Synagoge tat, das Gesetz (hebr. tora)

nenne und demgemäß hier von gesetzlicher Literatur rede, so ist damit nur der vorwiegende Charakter bezeichnet. Es ist bekannt und wird gleich berührt werden, daß sich daneben auch größere erzählende Partien finden. Aber sie hängen mit den gesetzlichen fast durchweg enge zusammen.

Nachdem das Sünfbuch lange Jahrhunderte fast unbestritten als ein Werk Moses angesehen worden war, haben sich in neuerer Zeit mehr und mehr Bedenken gegen diese Anschauung geltend gemacht, und heute darf es als Tatsache angenommen werden, daß jedenfalls das Buch als Ganzes kein Werk Moses ist.

Die wichtigsten Gründe für diesen Satz sind etwa folgende. Eine direkte Aussage, nach welcher die sogenannten fünf Bücher Moses von Mose verfaßt wären, findet sich in ihnen selbst nicht. Nur von einzelnen, ganz bestimmten Abschnitten heißt es, daß Mose sie aufschrieb. Das sind aber im Vergleich zum ganzen Pentateuch kleinere Stücke. Auch die entsprechenden Aussagen im fünften Mosebuche (besonders 31, 9. 24; 27, 8; 28, 58. 61) bezogen sich wohl ursprünglich, soweit sie nicht selbst erheblich späteren Ursprunges sind, weder auf den ganzen Pentateuch noch auf das ganze fünfte Buch, sondern nur auf das verhältnismäßig kleine Buch, aus dem später das fünfte Buch Mose geworden ist. Von den Gesetzen heißt es außerdem zwar häufig: „Jahwe sprach zu Mose“ oder „Jahwe gebot dem Mose“ und dergleichen, womit der Inhalt des Gesetzes auf Mose und Jahwe zurückgeführt werden soll, nicht aber Mose habe sie aufgeschrieben.

Auch der in den späteren Büchern öfter vorkommende Ausdruck „Gesetz Moses“ oder selbst „Gesetzbuch Moses“ darf noch nicht ohne weiteres in jenem Sinne verstanden werden, obwohl nicht ausgeschlossen ist, daß sich mit

ihm jene Meinung verband. Aber mit der Zeit hat sich allerdings in der Synagoge und von ihr aus auch in den spätesten Zeugnissen des Alten Testaments die Meinung gebildet, daß Mose das ganze „Gesetz“, d. h. das ganze Sünfbuch, selbst geschrieben habe. Man liebte es in späterer Zeit, die einzelnen Gruppen heiliger Schriften mit Stichworten zu bezeichnen. So nannte man den Psalter kurzweg „David“ und „Davids Buch“, weil eine größere Anzahl von Psalmen auf David zurückgeführt wurde; die heute noch sogenannten „Bücher Samuelis“ erhielten ihren Namen nach der Hauptperson im ersten von ihnen, obwohl diese Person im weiteren Verlauf der beiden Bücher gar keine Rolle mehr spielt, dem entsprechend wurde auch jenes Sünfbuch, in dem Mose eine so große Rolle spielte, kurzerhand auf ihn als Urheber zurückgeleitet. Aber die Zeugnisse für diese Anschauung treten erst in den Schriften auf, die so weit von der mosaischen Zeit abstehen, daß sie als ernste geschichtliche Belege für jene Tatsache nicht in Frage kommen können, sondern lediglich für die Anschauung des späteren Judentums.

Anders dürfen auch die wenigen Äußerungen des Neuen Testaments nicht verstanden werden, in denen Jesus kurzweg von Mose oder davon, daß Mose ein Gesetz geschrieben habe, redet (Joh. 1, 45; 5, 46). Jesus selbst kommt es nicht in den Sinn, uns über die Abfallsungsverhältnisse der alttestamentlichen Schriften literar-geschichtliche Belehrung erteilen zu wollen. Wenn er von Schriften Moses redet, so tut er es, weil es zu seiner Zeit so üblich war. Er redet von Schriften Moses ebenso wie er davon spricht, daß die Sonne auf- oder untergeht, ohne daran die Belehrung zu knüpfen, die erst Kopernikus vorbehalten war, daß diese Ausdrucksweise eigentlich recht ungenau sei. So wenig der Evangelist oder etwa

Jesus selbst, wenn es bei Lukas (4, 17f.) heißt, daß Jesus das Buch des Propheten Jesaja aufgeschlagen und Jes. 61, 1 gelesen habe, uns damit hindern wollen zu erkennen, daß jene Worte nicht von Jesaja selbst stammen, sondern von einem Propheten der babylonischen Gefangenschaft, so wenig sollen wir hier durch eine solche gelegentliche Aussage gebunden werden. Das gilt auch von Joh. 5, 46, wo es sich nicht um die Abfassungsfrage, sondern um den Inhalt des Gesetzes handelt.

Können wir also aus dem hergebrachten Namen des Fünfbuches keine Schlüsse über seine Abfassung ableiten, so sind wir rein auf die inneren Zeugnisse angewiesen, d. h. wir haben aus dem Inhalt des Werkes selbst über seine Abfassungsverhältnisse ins Klare zu kommen.

Eine genauere Beobachtung seiner Beschaffenheit belehrt uns nun zunächst mit Sicherheit darüber, daß das Werk, so wie wir es heute besitzen, nicht die Arbeit einer und derselben Person ist. Das zeigt sich auf Schritt und Tritt, sowohl in den erzählenden als in den gesetzlichen Partien. Was die erzählenden Abschnitte anlangt, so findet sich in ihnen eine große Anzahl von Doppelerzählungen (Dublekten). Über die Erschaffung der Welt ist zweimal die Rede (1. Mos. 1 und 2, 4ff.), die Geschichte von der großen Flut wird so berichtet, daß öfter neu eingesetzt wird, um Dinge, die schon da waren, nochmals zu erzählen (vgl. 6, 5—8 mit 6, 9—13; oder 8, 20—22 mit 9, 11—17 u. a.). Über Abraham und Jakob werden einzelne Begebenheiten zweimal oder mehrmals erzählt, einzelne Namen werden mehrfach gedeutet usw. (vgl. 21, 31 mit 26, 33; 32, 29 mit 35, 10; 28, 18f. mit 35, 14f.).

Immerhin sind doppelte Berichte oder mehrfache Erzählung derselben Begebenheit und dergl. noch nicht

zwingende Beweise gegen die Einheit des Berichterstatters. Es läßt sich immer die Möglichkeit denken, daß ein und derselbe Berichterstatter, sei es absichtlich, um die Dinge recht deutlich einzuschärfen, sei es unabsichtlich infolge schriftstellerischer Manier oder persönlicher, zur Breite oder Wiederholung neigender Schwäche, schon Gesagtes gelegentlich noch einmal darböte. Doch ist diese Erklärung nur soweit zulässig, als es sich um Wiederholungen handelt, die tatsächlich in der Hauptsache nur Wiederholungen sind. Verbinden sich mit ihnen gleichzeitig auch Verschiedenheiten, so daß dieselbe Sache das zweite Mal von anderen Gesichtspunkten aus berichtet wird als das erste Mal, so wird die Einheit des Berichterstatters von selbst zweifelhaft. Sind weiterhin die Verschiedenheiten im einzelnen so groß, daß sie in einem und demselben Bewußtsein nicht Raum finden, so wird jene Einheit des Erzählers zur Unmöglichkeit.

Beides trifft tatsächlich zu. Die zweite Erzählung über die Erschaffung der Welt und des Menschen läßt zuerst den Menschen geschaffen werden und erst nach ihm, zu seiner Hilfe, die Tiere und das Weib (2, 7. 8 f. 19. 21), während die erste bekanntlich den Menschen als Krone der Schöpfung auf die Pflanzen und Tiere folgen läßt und ihn, gegenüber der rein geozentrischen, d. h. von der Erde als Mittelpunkt des Weltalls ausgehenden Betrachtungsweise des 2. Kapitels, in kosmozentrischer, d. h. auf das Weltall als Ganzes blickender Weise ansieht. Die parallelen Erzählungen über die Flut unterscheiden sich voneinander dadurch, daß die eine die Flut ein volles Sonnenjahr währen läßt, vom 17. Tag des zweiten Monats im einen bis zum 27. Tag desselben Monats im folgenden Jahre, d. h. ein Jahr (nämlich ein Mondjahr = 354) + 11 Tage, wogegen die andere nur $7 + 40 + 7 + 7 + 7 = 68$ Tage der Flut kennt; des-

gleichem, daß die eine von allen Arten der Tiere je ein Paar in die Arche kommen läßt, die andere von den reinen, zum Opfer zugelassenen Tieren je 7 Paare. Die letztere Verschiedenheit findet natürlich ihre Erklärung in der Tatsache, daß der eine Berichterstatter den Opferdienst in der Urzeit ablehnt, der andere ihn zuläßt (vgl. 7, 11; 8, 3—5. 13f. mit 7, 4. 10. 17; 8, 6. 10. 12 und weiter 7, 2f. mit 6, 19f.; 7, 8f. 14f.).

Ähnliche Beobachtungen lassen sich in der Geschichte Josefs machen, wo das eine Mal Josef an midianitische, das andere Mal an ismaelitische Kaufleute gegeben wird und das eine Mal Ruben, das andere Mal Juda an die Spitze der Brüder Josefs tritt. Ebenso in der Geschichte Moses im 2. Buche und fernerhin. Doch begnüge ich mich hier auf eines aufmerksam zu machen. Wer die Geschichte der Hergänge am Sinai in der Erzählung des zweiten und der folgenden Mosebücher für sich durchliest und dabei den Blick auf die Beantwortung der Frage richtet, wie der Erzähler sich den Fortgang der Ereignisse vorgestellt haben möge, der wird ohne Schwierigkeit erkennen, daß diese Frage überhaupt nicht leicht zu beantworten ist. Diese Tatsache läßt sich nur aus einer Mehrheit von Erzählern, deren Erzählungen durch eine nachträgliche Redaktion hindurchgegangen sind, erklären. Ein und derselbe Berichterstatter hätte natürlich gesucht, die Ereignisse fortlaufend zu berichten, sie sozusagen an einem durch das Ganze der Begebenheiten durchlaufenden Erzählungsfaden, aufzureihen, und so müßten wohl auch wir imstande sein, diesen Faden durch die Ereignisse hindurch zu verfolgen. Tatsächlich ist dies nicht möglich. Wer dem Gang der Dinge zu folgen sucht, sieht leicht, daß der Faden immer wieder abreißt und nach einiger Zeit ein neuer angesponnen wird, ohne daß es uns gelingen will, den alten wieder zu finden. Mose

steigt auf den Berg, dann wieder herab, dann wieder hinauf und wieder herab, um nochmal hinaufzugehen usw. Das ist augenscheinlich nicht der Sinn der ursprünglichen Erzählung, sondern die Spur mehrfacher Berichterstattung.¹

Ziehen wir das Ergebnis, so kann man schon bei der Erzählung sagen, daß, wenn wir sie als schriftstellerische Einheit fassen, vieles in ihr dunkel bleibt und nicht wenige ästhetische und sachliche Anstöße erwachsen; sobald wir uns aber entschließen, sie von dem Gesichtspunkt einer Mehrheit von Erzählern aus anzusehen, es uns vielfach wie Schuppen von den Augen fällt und vieles sonst Dunkle sich von selbst aufhellt.

Was von der Erzählung gilt, gilt aber weiterhin auch von den gesetzlichen Abschnitten. Sie zeigen dieselbe Erscheinung. Über das Opfer, über die Feste, die Priester und Leviten und manche andere Dinge wird nicht einmal, sondern mehrfach Anordnung getroffen, aber zugleich so, daß die Bestimmungen unmöglich einer und derselben Zeit, Religions- und Kulturstufe angehören können.

Wenige Beispiele mögen hier genügen. 2. Mos.

¹ 2. Mos. 19, 3 geht Mose hinauf auf den Berg; 19, 14 herab zum Volk; 19, 20 hinauf; 19, 21. 25 herab; 20, 21 hinauf in die Wolken; 24, 1 auf den Berg selbst; 24, 3 herab zum Volk; 24, 9 hinauf; 24, 12f. abermal hinauf; 24, 18 abermal (vollends ganz?) hinauf (um Gesetze in Empfang zu nehmen); 31, 7. 15 hinab; 32, 31 geht er zu Jahwe (auf den Berg?); 34, 2. 4 hinauf; 34, 29 herab. Er führt dann die oben erhaltenen Anweisungen aus 34—40. Darauf erhält er vom Stiftszelte aus Gesetze 3. Mos. 1—3, darnach weitere (4—8) ohne Ortsbestimmung 4, 1, aber, wie es scheint, nicht am Zelte, denn 4, 3 soll er mit dem Volk dorthin kommen. Es folgen weitere Gesetze derselben Art 3. Mos. 11—16. 17—24, und 25, 1 ist Mose plötzlich ohne jede Vorbereitung des Lesers auf dem Sinai, und nach 26, 46 und 27, 34 wird in der Tat das 3. Buch abgeschlossen, als wären alle seine Gesetze auf dem Sinai gegeben. — Der Fortgang der Erzählung bietet dieselben Erscheinungen.

20, 24 gestattet, einen Altar zu bauen an jedem Orte, an dem Jahwe ein Gedenken an seinen Namen veranlaßt habe, d. h. den er zum Opferdienst zugelassen, also für heilig erklärt habe; — 5. Mos. 12, 1ff. hingegen erklärt aufs bestimmteste, daß nur an demjenigen Orte geopfert werden dürfe, den Jahwe erwählt habe und an ihm allein. Weiter: 2. Mos. 23, 14ff. und 34, 23 setzen drei Hauptfeste voraus, die Israel jährlich durch Wallfahrt zum Heiligtum feiern soll: Passa, Pfingsten und Laubhütten; 3. Mos. 23 und 4. Mos. 28f. hingegen wissen von fünf großen Jahresfesten, die selbstverständlich, wenigstens sofern an ihnen geopfert wird, auch am Heiligtum zu begehen sind. Endlich: das 5. Mosebuch redet, wenn es von den Priestern handelt, von den „levitischen Priestern“ und versteht darunter die Leviten überhaupt, ohne eine strenge und geflissentliche Scheidung zwischen Priestern und Leviten zu machen; — andere Schichten des Gesetzes, so 4. Mos. 3, 5ff.; 18, 1ff. u. a. scheiden aufs strengste zwischen den Priestern als den Söhnen Aarons und den übrigen Leviten als deren Untergebenen, die nur zu den Hilfsdiensten am Altar herangezogen werden. Es geht dabei nicht an, diese Verschiedenheiten aus den verschiedenen Perioden des Wirkens Moses selbst zu erklären und etwa zu sagen; das eine habe er am Anfang, das andere am Ende des Wüstenzuges geboten. Denn der Unterschied in betreff der Zahl der Opferstätten, auch derjenige hinsichtlich des Verhältnisses von Aaron und Levi sind von so grundsätzlicher Bedeutung, daß eine stillschweigende Aufhebung der einen Verordnung zugunsten der anderen durch denselben Mann, der die erste gab, so gut wie ausgeschlossen ist. Solche Dinge erklären sich nur durch den Wandel der Zeiten und grundsätzlich anders gewordene Verhältnisse und Anschauungen.

2. **Entwicklung der Pentateuchkritik.** Ihre Hauptschulen. — Der Erste, der auf den in der Tat epochemachenden Gedanken geriet, daß in den sogenannten mosaïschen Büchern verschiedene ehemals selbständige Urkunden zu unterscheiden seien, war merkwürdigerweise ein Laie auf dem Gebiete der biblischen Wissenschaften. Es ist der Leibarzt Ludwigs XIV., Jean Astruc (1753). Er ging in genialer Weise aus von einer Beobachtung, die sich trotz allem, was gegen sie oder zu ihrer Einschränkung mit Recht oder Unrecht vorgebracht worden ist, in der Hauptsache bis auf den heutigen Tag als richtig erwiesen hat. Die Wahrnehmung, daß in den Erzählungen der Genesis, des ersten Mosebuches, — auf dieses beschränkte er sich — vielfach die Bezeichnung für die Gottheit in scheinbar willkürlicher, durch den Zusammenhang der einzelnen Stelle nicht zu erklärender Weise zwischen „Gott“ (hebr. Elohim) und der „Herr“ (hebr. Jahwe) wechselt, brachte ihn auf den Gedanken, hier müssen zwei selbständige Urkunden zusammengearbeitet sein. So erkannte er eine elohistische und eine jahwistische Urkunde. Natürlich mußten sie durch einen Dritten, als den Redaktor (R) verbunden sein. Die Beobachtung, daß diese Männer zwei ganz verschiedenen religiösen Grundanschauungen huldigten und daß sie demgemäß verschiedenen Zeiten und Lebenskreisen angehörten, hat dann jene Wahrnehmung verstärkt und zur Gewißheit erhoben. Sie läßt sich besonders in 2. Mos. 6, 3 im Vergleich mit 1. Mos. 4, 26 machen, wo es einerseits heißt, daß Gott sich den Vätern vor Mose nur als der Allmächtige geoffenbart, seinen Namen Jahwe ihnen aber noch nicht kundgetan habe, und anderseits, daß man damals, zur Zeit der Urväter schon, angefangen habe, die Gottheit mit dem Namen Jahwe anzurufen. Beides kann nicht die Ansicht desselben Mannes und desselben Kreises sein.

Indes ist in jüngster Zeit betont worden, daß aus Gründen, die hier nicht näher zu erörtern sind, gerade bei den Gottesbezeichnungen eine gewisse Unsicherheit der textlichen Überlieferung festzustellen sei. Dieser Einwand verdient Berücksichtigung. Aber der Versuch, damit die ganze Theorie zu beseitigen, muß als mißglückt bezeichnet werden. Das Prinzip bleibt, auch wenn in einzelnen Fällen der Gottesname unsicher ist; vor allem aber nötigen die inhaltlichen Verschiedenheiten nach wie vor zu der Annahme verschiedener Verfasser und Überlieferungskreise. Wollte man von den Gottesnamen Jahwe und Elohim ganz absehen, so blieben die Bezeichnungen J und E trotzdem zu Recht bestehen als kurze Benennungen einer judäischen und einer ephraimitischen Urkunde.

Die durch Astruc gemachte Beobachtung von zwei Urkunden oder „Quellen“ wurde sodann durch den auch auf anderen Gebieten bekannten nachmaligen Rektor von Schulportia Ilgen erweitert (1798). Er glaubte wahrzunehmen, daß innerhalb der elohistischen Stücke sich abermals zwei Schichten, eine ältere und eine jüngere, scheiden lassen. Spätere haben dann, um das hier gleich zu erwähnen, die eine dieser elohistischen Schichten als priesterliche Urkunde oder Priesterkodex erkannt, und so ergab sich eine Dreiheit von Erzählungs- und Gesetzeschriften, die dem Redaktor (R) vorlagen: eine jahwistische (J), eine elohistische (E) und eine zweite elohistische, die zugleich wesentlich priesterliche Schrift oder Priesterkodex war (P, auch PC).

P beginnt mit der Schöpfung in 1. Mos. 1, erzählt die Flut und dann die weiteren Begebenheiten in aller Kürze, vielfach nur skizzenhaft, um zu dem großen priesterlichen Gesetze, das wir im 2. Mos. 25—31 und 35 bis 40, weiter im 3. Buche und größeren Teilen des 4.

lesen, überzuleiten. J dagegen erzählt von Schöpfung und Paradies in 1. Mos. 2 und 3, dann von der Flut und dem Turmbau; ihm gehören weiter die schönen und vielfach so unnachahmlich ansprechenden Geschichten über Abraham, Jakob und Josef in 1. Mos. 18; 1. Mos. 24 usw. an, während er am Gesetz nur einen verschwindend geringen Anteil hat. E endlich setzt (von etlichen Versen in Kap. 15 abgesehen) erst mit 1. Mos. 20 ein und läuft dann durch den ganzen Pentateuch vielfach parallel neben J her. Vom Gesetz gehört ihm das Bundesbuch (BB). Außer diesem Buch und dem großen Priestergezet von P kommen als Gesetzeschriften noch in Betracht das 5. Buch oder Deuteronomium (D) und das sogenannte Heiligkeitsgesetz, ein eigenes, später in P aufgenommenes Korpus in 3. Mos. 17—25 (H).

Lange hielt man P, weil seine Erzählung den Anfang der Bibel darstellt, für das älteste Buch und nahm an, daß ihm J, E und D oder E, J und D gefolgt seien. Eine entscheidende Wendung trat ein durch die vielfach, wenn auch nicht mit vollem Rechte, nach Karl Heint. Graf, dem ehemaligen Professor an der Landesschule zu Meissen, genannte Grafische Hypothese. In weitere Kreise ist dieselbe aber erst gedrungen durch ihren Neubegründer Wellhausen (1878), dessen Namen sie dann — ebenfalls nicht mit vollem Recht — meist übernommen hat, während die eigentlichen Urheber Eduard Reuß in Straßburg und neben ihm Vatke und George waren. Ihr Inhalt ist kurz der, daß die ehemals für die Grundschrift und damit die älteste Urkunde im Pentateuch gehaltene Schrift P tatsächlich die jüngste sei und wohl der exilischen und nachexilischen Zeit, also der Zeit nach der Zerstörung Jerusalems und des Tempels durch Nebuzadrezzar angehöre.

Die Hypothese fand, nachdem Wellhausen sich ihrer

angenommen und sie in glänzender Weise neu begründet hatte, vielfachen Beifall und weithin begeisterte Zustimmung. Doch fehlte es von Anfang an auch nicht an solchen, die ihre Bedenken gegen wichtige Punkte geltend machten und die Schwächen der Position Wellhausens hervorhoben. Heute, nachdem fast vierzig Jahre über sie hingegangen sind, darf man versuchen, das Fazit zu ziehen und unbefangener als in den Tagen, in denen der Streitruf „für und gegen Wellhausen“ lautete, Recht und Unrecht der Theorie abzuwägen. Es darf, glaube ich, ohne Schmälerung wirklichen Verdienstes auf der einen und zugleich ohne Überhebung auf der anderen Seite folgendes gesagt werden. Die Wissenschaft vom Alten Testament ist Wellhausen auf diesem und auf anderen Gebieten mehr Dank schuldig als irgendeinem unter den Lebenden. Aber seine Theorie vom Pentateuch hat sich in der von ihm vertretenen Form nicht als haltbar erwiesen. Die von manchen Gelehrten, darunter auch dem Schreiber dieser Zeilen, von Anfang an geltend gemachten Bedenken gegen wichtige Punkte derselben haben sich immer deutlicher als berechtigt erwiesen.

Über Siegesfanfaren Übereifriger, wie sie gelegentlich zu lesen sind, etwa der Art: die Wellhausensche Theorie liege in den letzten Zügen oder sei tot, kann man zur Tagesordnung übergehen. Die sie am lautesten ausstoßen, haben meist selber die bescheidensten Beiträge zur Verwirklichung ihrer Hoffnung geliefert. Wahr ist, daß das noch vor etwa zwei und drei Jahrzehnten, nach der damaligen Lage der Wissenschaft begreifliche, wenn auch von Besonneneren schon damals mit Mißtrauen begleitete Bestreben, fast alle biblischen Texte in verhältnismäßig späte Zeit herabzudrücken, heute in weiten Kreisen der Forscher einer gesünderen Auffassung Platz gemacht hat. Die damalige Forschung war wesentlich auf die

biblischen Urkunden selbst angewiesen. Schon sie ließen jene Meinung nicht als wahrscheinlich erscheinen; immerhin war sie, da uns außerbiblische Maßstäbe nur in geringem Umfang zur Verfügung standen, verständlich, heute hat unser Horizont sich ganz wesentlich erweitert. Wir verfügen über eine Menge früher unbekannter Tatsachen, und sie haben der Meinung der damals Zurückhaltenden in der Hauptsache Recht gegeben.

3. Ergebnisse und Zukunftsaufgaben. — Damit sind wir von selbst schon in die Erörterung der festen Ergebnisse und der zukünftigen Aufgaben der Pentateuchkritik eingetreten.

Im allgemeinen ist zunächst von der ganzen Literaturkritik zu sagen, daß wir hier nirgends unmittelbare und im strengsten Sinne „Urkunden“ darstellende Dokumente besitzen. Wir besitzen keinen unmittelbaren Beweis für die Existenz mehrerer Quellenschriften, so im besonderen etwa des Jahwisten, des Elohisten und des priesterlichen Autors. Einen solchen hätten wir nur, wenn es eines Tages gelänge, ein Stück der jahwistischen oder elohistischen Schrift selbst im Original oder in einer treuen Abschrift auf Leder oder Papyrus ans Tageslicht zu ziehen.¹ So lange diese in der Tat außerordentlich, wenn auch heute schon nicht mehr in demselben Maße wie vor etlichen Jahren (s. ob. S. 45f.), fernliegende Möglichkeit nicht zur Tatsache geworden ist, haben wir es mit

¹ Wie eine solche Urkunde den Schriftzeichen nach aussehen müßte, mag aus dem auf Tafel VI wiedergegebenen Siegel des Schema (vgl. oben S. 42) und besonders aus den auf S. 41 abgebildeten Proben aus der Mesa- und Siloa-Inschrift (Abb. 4 u. 5) entnommen werden. Wie unsere heutigen Bibeltexte geschrieben waren, zeigt die nebenstehende Abbildung aus der ältesten auf uns gekommenen größeren Handschrift, dem Petersburger Prophetenlobes von 916 n. Chr. Das Stück ist aus Joel 1, 1-3 genommen.

einer Hypothese zu tun, also einer Annahme, die aus mancherlei Beobachtungen und Tatsachen erschlossen ist. Aber es handelt sich zugleich doch immer um eine Vermutung, die sich in vielen Stücken auf so gut begründete Beobachtungen stützt und die zugleich zur Er-

דְּבַר יְהוָה אֲשֶׁר הוֹדִיעַ אֵל
וְאֵל בְּנֹפְתֵי אֵל: שְׁמַע עַן
וְאֵת הַזְּקֵנִים וְהָאִוְעִים כָּל
וְשִׁבְיֵה אֶרֶץ הַחַיִּיתָה
וְאֵת בְּיֹמֹכֶם וְאִם בְּיֹמֵי
אֲבֹתֵיכֶם: עַל יְהוָה לְבַמְכֶם
סִפְרוּ וּבְנֵיכֶם לְבַנְיֹהֶם

Abb. 18. Probe aus dem Petersburger Prophetenodeg
von 916 (Joel 1, 1—3).

klärung vieler sonst rätselhafter Erscheinungen so wesentlich mithilft, daß wir ihr ohne weiteres eine hohe Wahrscheinlichkeit zuschreiben und sie in dem Sinne, in welchem überhaupt eine durch viele Jahrzehnte erprobte Hypothese als sicheres Ergebnis der Wissenschaft in Anspruch genommen werden darf, als ein solches bezeichnen dürfen. Sollten wider Erwarten Tatsachen in die Erscheinung

treten, die sie umstoßen könnten, so hätten wir selbstverständlich mit ihnen zu rechnen.

Unter die sicheren Ergebnisse der Pentateuchkritik in dem genannten Sinne rechne ich nun vor allem die Tatsache des Vorhandenseins mehrerer Urkunden erzählender und gesetzlicher Art, aus denen der heutige Pentateuch zusammengeschlossen ist. Ferner, daß die Hauptquellen für die Urgeschichte, sowie die Patriarchen- und Mosesgeschichte J, E und P sind, sowie daß die beiden ersten im ganzen eine ältere Schicht darstellen als die letzten — eine Annahme, die mir schon vor Wellhausens Auftreten durch das Studium Grafs feststand. Innerhalb des Gesetzes vertritt, wie wir schon hörten, das Bundesbuch (BB) die älteste, auf sehr frühe Zeit zurückgehende Schicht; ihm folgt das Deuteronomium D und das Heiligkeitsgesetz H, während P, wenigstens als Ganzes genommen, die jüngste Schicht der Gesetzgebung darstellt. Als sicheres Ergebnis sehe ich endlich an, daß J und E ihrer Abfassungszeit nach, wenigstens was die eigentlichen Verfasser anlangt, etwa der Zeit des neunten und achten Jahrhunderts v. Chr. zugehören. (Freilich soll dabei schon hier nicht verschwiegen werden, daß sich gerade bei diesen beiden Schriftstellern ältere und zum Teil mit ältere Quellen und Vorarbeiten in besonders großem Maße nachweisen lassen. Daher ist es auch nicht zu verwundern, daß neuerdings manche Gelehrte die Schriften J und E selbst einer ziemlich früheren Zeit zuweisen wollen.)

Ist in Beziehung auf die soeben genannten Punkte im wesentlichen Übereinstimmung unter den Forschern erzielt, so gehen freilich in anderen die Meinungen noch erheblich auseinander. Hier hat die Pentateuchkritik, trotz allem, was schon getan ist, noch große Aufgaben für die Zukunft zu erfüllen. Noch harret die Frage der Gestalt und der Abfassung von D, und mit ihr die Frage

des Alters von P, der endgültigen Lösung. Beide hängen aufs engste zusammen. Seit Graf und Wellhausen, ja schon vor ihnen, galt es als festes Axiom, daß das Deuteronomium der feste Punkt sei, von dem aus das Alter von P sich bestimmen lasse und daß als die zeitliche Stelle, an welcher jener archimedische Punkt anzusetzen sei, die Regierung des Königs Josia, genauer das Jahr 621, zu gelten habe. Ist P in der Hauptsache jünger als D, so ergab sich von hier aus von selbst die exilische oder nachexilische Abfassung von P.

Nun läßt sich aber zeigen, daß das Deuteronomium weder zur Zeit Josias verfaßt noch eine feste, in sich geschlossene Größe ist. Damit eignet es sich auch nicht zum festen Ausgangspunkt für die Bestimmung von P. Bei der Wichtigkeit dieser Behauptung muß ich um die Erlaubnis etwas eingehenderer Begründung bitten.

Das Deuteronomium. Auffindung und Alter.

— Wir lesen im zweiten Königsbuche in Kapitel 22 und 23 eine Erzählung, nach welcher aus Anlaß einer gründlichen baulichen Herstellung des Tempels der Oberpriester Schaphan im Tempel ein Gesetzbuch gefunden haben will, das er bald als das Gesetzbuch Moses erkennt und das, nachdem es auch dem König vorgelesen ist, bald hernach zur Grundlage einer eingreifenden Reform des Gottesdienstes wird. Ihr wichtigster Punkt ist die Beseitigung der Höhen- oder Landheiligtümer zugunsten des Tempels zu Jerusalem.

Ist die Erzählung geschichtlich? Die Frage ist zu bejahen. Der Bericht ist zwar an einigen Stellen überarbeitet, im übrigen aber unverfälscht und gut geschichtlich. Aber welches Gesetz meint er? und wie ist dasselbe entstanden? Man hat lange gemeint, es handle sich um den ganzen Pentateuch. Allein schon der Umstand, daß das Buch in so kurzer Zeit mehrmals seinem ganzen

Umfang nach vorgelesen wird, spricht entschieden gegen ein so umfangreiches Werk wie der Pentateuch oder das pentateuchische Gesetz als Ganzes. Es kann nur ein verhältnismäßig kurzes Buch in Frage kommen. Noch bestimmter aber spricht gerade für das Deuteronomium oder ein ihm sehr nahestehendes Gesetz der Umstand, daß die von König Josia auf Grund des neugefundenen Gesetzbuchs vorgenommene Reform des Gottesdienstes gerade diejenige Angelegenheit zum Ausgangspunkt nimmt, die dem Gesetzgeber des fünften Buches Mose besonders am Herzen liegt, die Vereinigung des Opfereienstes in der Hauptstadt unter Beseitigung der Landheiligtümer mit ihren Altären, Masseben und Ascheren.

Wie aber ist das Buch in den Tempel gekommen? weiterhin, wie ist es entstanden?

Es liegt ja scheinbar nahe, und es gehört nicht allzu viel Scharfsinn dazu, auf den Gedanken zu kommen, es handle sich um eine gewaltige Mystifikation, eine große weltgeschichtliche Fälschung. Kein Wunder also, daß man sich in der Tat die Sache neuerdings so gedacht hat. Als Verfasser denkt man sich dann den Oberpriester Hilkia selbst, den „Finder“ des Buches oder eine ihm nahestehende Person. Jedenfalls habe er um die kurz zuvor erfolgte Herstellung des Buches gewußt, habe es in den Tempel eingeschmuggelt und es dann natürlich ohne Schwierigkeit hier „gefunden“, um es dem gefügigen König in die Hände zu spielen und mit seiner Hilfe die entscheidende Reform durchzuführen.

Diese Anschauung, von der ich nur bedauern kann, daß sie immer wieder in neuere Darstellungen, so auch in die von Kauffsch herausgegebene Bibelausgabe (3. Auflage), Aufnahme findet, ist gewiß unrichtig. Wäre Hilkia oder ein ihm nahestehender Mann der Verfasser, so müßte das Gesetz ganz anders lauten als es in Wirk-

lichkeit lautet. Es enthält eine Bestimmung (5. Mos. 18, 6. 7), nach welcher die abgesetzten Landpriester, weil sie auf dem Lande brotlos geworden sind, an das Hauptheiligtum — also tatsächlich den Tempel — kommen und dort nach Belieben opfern und Opferanteile in Empfang nehmen sollen. Nun denke man sich: in der römisch-katholischen, genauer etwa in der italienischen Kirche würde eine Gesetzesbestimmung gefunden, nach der die Landgeistlichen ganz Italiens künftig ihre Kirchen verlassen und nach Rom kommen sollten, ihr Unterhalt aber nach Verlust ihrer heimischen Pfründen ihnen dadurch gewährleistet würde, daß sie in Rom allesamt an den Einkünften des Vatikan, im besonderen am Peterspfennig ihren Anteil erhielten. Ist es wahrscheinlich, daß diese Sagung ihren Ursprung im Vatikan selbst und beim Papste hätte?

Wie tatsächlich Hilkia und die Kreise um ihn sich zu jener Bestimmung des Gesetzes stellten, wie also ein Gesetz ungefähr ausgesehen hätte, das von ihnen verfaßt war, das sehen wir mit voller Deutlichkeit aus einer anderen Stelle. In 2. Könige 23, 8. 9 heißt es ausdrücklich, daß als nun König Josia das Gesetz durchführte und auch mit jener Bestimmung über die Landpriester — dem Gesetze gemäß — Ernst machen wollte, die Priester des Tempels dagegen Protest erhoben und ihn daran hinderten. Denn wenn dort zu lesen ist, daß die Höhenpriester zwar nach Jerusalem kamen, aber nicht am Altardienst teilnehmen durften, so haben wir alles Recht, zwischen den Zeilen zu lesen, daß die hierarchische Gesinnung und der Eigennuß der vornehmen Priesterschaft der Hauptstadt sich der gesetzestreuern Absicht des Königs hindernd in den Weg stellten. Damit haben wir aber den schlagenden Beweis dafür, daß Hilkia nicht der Verfasser sein kann.

Der letztere kann überhaupt nicht in den Kreisen des Priesteradels von Jerusalem gesucht werden. Er muß vielmehr in denen der niederen Priesterschaft gesucht haben. Es ist bei aller religiösen und sittlichen Größe und bei höchster geistiger Bedeutung ein Mann in ungeordneter Stellung, ein Genius von der Art des Jeremias, der der Sohn eines einfachen Dorstadt-priesters und doch zugleich ein Geist allerersten Ranges war.

Wann ist das Buch verfaßt? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir uns vor allen Dingen gegenwärtig halten, daß das heutige D überhaupt nicht das unter Josia gefundene Buch darstellen kann. Es enthält daselbe nur, ist aber nicht mit ihm eines und daselbe. Vielmehr hat das unter Josia gefundene Buch eine starke Überarbeitung durchgemacht, aus der das heutige D entstanden ist. Das unter Josia gefundene Buch mag etwa unter König Hiskia verfaßt worden sein. Denn in jener Zeit scheint der Gedanke der Vereinigung des Opferdienstes und der Gottesverehrung an einem Orte immer kräftiger Wurzel gefaßt zu haben. Aber es darf als sicher angenommen werden, daß das Buch damals nicht seine erste Gestalt erhielt. Das Heiligtum von Jerusalem hatte, wie wohl jedes größere Heiligtum, seit Alters seine Sakung. Sie muß mindestens auf König Salomo zurückgehen. Sie enthielt das Wesentliche über Opfer und Bräuche an ihm und über das Verhalten dessen, der hier weilen und anbeten wollte. Es versteht sich von selbst, daß mit dem Fortgang der Zeiten jene Heiligtumsakung auch Erweiterungen, Umgestaltungen und neue Bearbeitungen erfuhr. So wurde ihr unter Hiskia die Forderung der Einheit des Heiligtums eingearbeitet. Andere ihrer Bestimmungen hingegen sind viel älter, und dem Ganzen scheint ein Buch, das eine Parallele zum Bundesbuch darstellte und darum auf

Mose zurückgeführt wurde, zugrunde gelegen zu haben. Im Lauf der Zeit kam die *Satzung*, die nicht ohne Grund von Hilflia „das“ Gesetzbuch genannt wird, in Abgang, bis sie aus Anlaß der baulichen Herstellung des Tempels wieder entdeckt wird.

Solche Funde sind auch sonst nichts Ungewöhnliches. Schon im Altertum berichten in Ägypten gelegentlich Urkunden darüber, daß man im Gemäuer eingelassen die alte Regel eines Heiligtums nach Jahrhunderten wieder entdeckt habe, und noch in viel späterer Zeit weiß Origenes von einem ähnlichen Funde in Jericho. Die eigentliche Gestalt aber des älteren Deuteronomis ausfindig zu machen, des von Hilflia gefundenen sowohl als des diesem selbst wieder zugrunde liegenden, ist eine erst in den Anfängen ihrer Lösung stehende Zukunftsaufgabe der Wissenschaft.¹

Der *Priesterkoder*. — Ist damit, wie ich glaube, ausreichend gezeigt, daß D nichts weniger als eine in sich einheitliche und feste Größe ist, sondern daß das Buch selbst wieder aus mancherlei Schichten zusammengesetzt ist: so ergibt sich daraus von selbst, daß ihm die Rolle, die man ihm vielfach zugewiesen hat, den Maßstab für die zeitliche Ansetzung der anderen Bücher, vor allem des *Priesterkoder* abzugeben, überhaupt nicht ohne weiteres zukommt. Der Gedanke der gottesdienstlichen Einheit darf nach wie vor als Maßstab gewählt werden; im übrigen aber muß nach selbständigen Anzeichen für die Altersbestimmung gesucht werden.

Hier verdient nun vor allen Dingen Beachtung die

¹ Ein Versuch ihrer Lösung ist in der gleichzeitig mit der 2. Aufl. dieses Büchleins erschienenen Neubearbeitung von des Verfassers „Geschichte des Volkes Israel“ I. Bd. 2. Aufl. (1912) gemacht und in der unlängst erschienenen 3. Aufl. (1916) erneuert. Er wurde auf des Verf. Anregung weiterverfolgt von dessen Schüler Joh. Hempel: „Die Schichten des Deut.“ 1914.

Tatsache, daß auch P so gut wie D keineswegs eine feste, vollkommen einheitliche Größe darstellt. Auch dieses Buch ist ohne allen Zweifel aus mancherlei zeitlich verschiedenen Elementen zusammengearbeitet. Vor allem seine gesetzlichen Partien stellen ein vielgestaltiges Priestertum dar, das selbst wieder das Werk von Jahrhunderten ist. Das Gesetz- und Geschichtsbuch, das wir als P bezeichnen, stammt in seiner heutigen Gestalt und nach manchen seiner Bestandteile aus der exilischen und früheren nachexilischen Zeit. Das ist der berechtigte Kern der Graf-Wellhausen'schen Hypothese. Hingegen ist es eine starke Übertreibung und darf keineswegs zu den sicheren Ergebnissen unserer Wissenschaft gezählt werden, wenn man jenen Satz vielfach kurzweg auf P überhaupt ausgedehnt hat. Es kann, obwohl es oft schon geschehen ist, immer wieder nicht oft genug betont werden, daß es von größeren Partien, sowohl im sogenannten Heiligkeitsgesetz (H) als außerhalb desselben, so besonders in der Opfergesetzgebung von 3. Mos. 1 ff., in hohem Grade wahrscheinlich zu machen ist, daß sie einer wesentlich früheren Zeit angehören.

Nichts spricht dafür, daß, wie so manchmal mit Zuversicht behauptet worden ist, jene Gesetze erst aufgezichnet oder gar erst geschaffen worden wären, als der Staat untergegangen war und man an seine Neuherstellung dachte. Wohl aber zeugt alles dafür, daß, wie bei anderen Völkern und an ihren Heiligtümern, so auch in Israel die gottesdienstlichen und die das Opfer und die Priester betreffenden Angelegenheiten früh streng geregelt wurden. Und bei dem gerade in den Kreisen der Priester überall, wo geschrieben wird, besonders häufigen Schriftgebrauch ist es gewiß wiederum das Allernatürlichste, anzunehmen, daß auch diese Satzungen früh schriftlich gemacht wurden. Ähnliches gilt von

der priesterlichen Erzählung. Wir dürfen uns nur des über die Schöpfungsgeschichte Gesagten erinnern, um einen Eindruck davon zu gewinnen, daß auch die erzählenden Teile von P durchaus nicht kurzweg — wenngleich das von manchen unter ihnen gilt — als späte Erzeugnisse anzusehen sind. Auch wenn die heutige Gestalt von 1. Mos. 1, was ich für wahrscheinlich halte, erst im **Exil** entstanden ist, so ist damit eine viel frühere Vorgestalt der Erzählung, wo nicht mehrere, keineswegs ausgeschlossen. Auch hier steht im einzelnen der Forschung noch ein weites Feld offen und sind wir vielfach in den Einzelheiten noch weit entfernt von gesicherten Ergebnissen.

Jahwist und Elohist. — Ähnlich steht es mit den zwei in der Hauptsache älteren Erzählern, dem Jahwisten (J) und Elohisten (E), wo wir ebenfalls den Anfängen der Arbeit noch näher stehen als dem Ende. Meist begnügen sich unsere Gelehrten damit, die einzelnen Verse oder Halbverse auszuscheiden, die zu J oder E gehören und dann zu konstatieren: hier redet J, hier E. Aber einmal ist diese Ausscheidung, je mehr sie in die Einzelheiten geht und sich nicht dabei bescheidet, große selbständige Überlieferungsströme anzunehmen, desto unsicherer und subjektiver. Sodann aber beginnt damit eigentlich erst die Arbeit. Wir wollen wissen: woher J oder E ihre Stoffe haben? ob sie frei oder nach Vorlagen arbeiteten? welches ihre Erzählungsweise ist? vor allem aber, wie wir sie uns als Persönlichkeiten, als literarische und religiöse Charaktere zu denken haben?

Ich muß mich hier, um nicht weitläufig zu werden, auf einige Andeutungen darüber, wo ich die Lösung dieser Fragen suche, beschränken.

Wir gehen vollkommen irre, wenn wir — wie es neuerdings vielfach Sitte geworden ist — J gar nicht als Person, sondern als Sammelbegriff, als bloße „Schule“

ansehen. Er ist, so gewiß er seine Nachfolger, Schüler und Geistesgenossen, also tatsächlich seine Schule hatte, ein Individuum von Fleisch und Blut, ja sogar eine sehr ausgeprägte Persönlichkeit gewesen. Ebenso aber gehen diejenigen irre, die ihn neuerdings als bloßen „Sagensammler“ ausgeben. Auch das ist er nicht. Vielmehr ist der Jahwist in einer Person Sammler überkommenen Gutes, Erzähler und Dichter, Philosoph und religiöser Lehrer seiner Nation.

Als Sammler tritt er auf, indem er allerlei zu seiner Zeit schon umlaufendes Überlieferungsgut — einheimisches und fremdes — zusammenstellt. Auf kanaanitischen Boden hat Israel Erzählungen, die seit alters an einzelnen Orten Kanaans hafteten, vorgefunden. So die Geschichte von der Entstehung des Toten Meeres und dem Untergang der Städte Sodom und Gomorrha. Sie knüpft wohl an die Erinnerung von gewaltigen Naturereignissen der Vorzeit an, die der Entstehung des Toten Meeres selbst lange nachfolgten, aber seine Erweiterung im Süden zur Folge hatten. An einem bestimmten Punkte Kanaans haftete wohl auch die Erzählung von dem Kampfe Jakobs mit der Gottheit bei Mahanaim im Ostjordanlande, nach der der Vater Israels mit der Gottheit ringen mußte und sie endlich übermochte. Früh, vielleicht schon zur Zeit des Sammlers, wird man sie symbolisch verstanden und von einem geistigen Kampfe im Gebet gedeutet haben. Es ist möglich, daß sie ohne diese Deutung gar nicht auf uns gekommen wäre. Aber in ihrer Urgestalt war sie einmal wirklich gemeint.

Weitere Stoffe hat Israel, wie wir früher hörten, schon in alter Zeit unter babylonischem Einfluß ausgebildet. Auch sie lagen in alter urwüchsiger Gestalt J schon vor und werden von ihm gesammelt und bearbeitet. Andere sind ihrer ganzen Art nach so beschaffen,

daß man vermuten kann, sie haben ehedem an den Steppen im Süden Palästinas und an der Sinaihalbinsel gehaftet. Sie knüpfen zum Teil an irgendwelche, jenen Gegenden eigene Naturerscheinungen an und sind aus den Gegenden, in denen sie zu Hause sind, mit dem wandernden Volke nach Kanaan gekommen, hier von J gesammelt und mit der Mosegeschichte verarbeitet. Hierher gehören manche der Wüstengeschichten; so die mit dem feurigen Busche und der Wolken- und Feuersäule zusammenhängenden; so auch schon 1. Mos. 2 und 3; auch hier hat J einen älteren Stoff übernommen und verarbeitet (vgl. S. 106).

Allen diesen Stücken gegenüber steht J als Sammler da. Aber nicht als ein solcher, der seine Stoffe mechanisch oder slavisch zusammengeschrieben hätte; sondern als einer, der sie frei gestaltet, ohne ihnen Gewalt anzutun. Überall spürt man seine gestaltende, dichterisch waltende Hand und doch zugleich die Pietät und Duldsamkeit, mit der er religiöse Anschauungen, die eigentlich einer für ihn überwundenen Stufe der Gottesvorstellung angehören, zum Worte kommen läßt. Ungeschweut — im Vollbewußtsein seiner sicheren Überlegenheit über solche Anschauungen — läßt er Gott auf die Erde steigen, auf ihr wandeln, mit den Menschen äußerlich wie ein Mensch reden und handeln. Das alles geschieht so unbefangen und natürlich, daß man lange gemeint hat und vielfach heute noch meint, es äußere sich hierin seine eigene Meinung und er sei nichts anderes als ein Geschichtenerzähler von volkstümlicher Naivetät.

Wie wenig er das ist, zeigt er am deutlichsten da, wo er selbst als Erzähler auftritt. Da bekundet er sich nicht bloß als wahrer Künstler und Dichter, der über einen unerreichten Zauber der Anmut und Frißche, über eine unübertreffliche Kunst der Schilderung, der Seelen-

malerei und der Zeichnung des Lebens verfügt, sondern hier tritt er zugleich als religiöse Persönlichkeit von ausgeprägter Eigenart auf. Da wandelt Gott nicht auf Erden, sondern ist im Himmel, nur etwa im Gesicht oder durch Boten zur Erde niedersteigend, da ist er nicht an einen Ort gebunden, sondern geleitet Jakob und Elieser nach Mesopotamien, Mose und Israel in die Wüste, schlägt den Pharao in Agypten, kurz: wo immer der Fromme ihn sucht und seiner bedarf, da ist er mit starkem Arme gegenwärtig. Gerade diese Züge helfen dazu, die Stüde, in denen er selbst redet, im Unterschied von denen, die er nur aufgenommen hat, herauszuheben.

Und wo er so sich uns in seinem Eigensten zeigt, da sieht man auch mit voller Klarheit, daß er weit mehr als ein bloßer Erzähler und selbst mehr als ein erhabener Künstler sein will. Bei allem ästhetischen Zauber, den seine Erzählungen ausüben, ist ihm doch die Kunst nicht das Letzte. Reiz und Duft der Anmut, die sie ausstrahlen, sind ihm nicht Selbstzweck, sie stehen ihm im Dienste höherer Zwecke. Was er erzählt, sind vielfach nicht bloß Geschichten — es sind Probleme, es ist Philosophie im Gewande der Erzählung. So ist er selbst zuletzt nichts anderes als der Philosoph und der religiöse und moralische Lehrer seines Volkes. Die letzten Fragen, die das Menschenherz bewegen können: woher kommt es, daß die Menschen sterben müssen? woher, daß Leid und Mùhsal, ja die Sünde in die Welt eingebracht sind? warum doch muß der Mensch im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen? warum das Weib die seligste Stunde ihres Daseins mit bitterstem Schmerze erkaufen? wie sind die Menschen, die doch Brüder und von Hause aus eins sind, in Sprachen und Völker gespalten, so daß keiner des anderen Rede versteht? — dies und manches andere sind Fragen, die ihm die Seele erregen und

die ihm teilweise ans Herz dringen, und was er als ein Weiser, ja der Weisesten einer unter den Weisen seines Volkes, darüber ergründet und erschlossen, das legt er in seinen Urgeschichten nieder, und daran reiht er die fernere Geschichte.

Es ist nicht alles Gebilde seines eigenen Geistes, noch weniger frei geschaffenes Erzeugnis seiner Phantasie. Sondern was er aus dem Singen und Sagen grauer Vorzeit oder jüngerer Vergangenheit überkommt, das nimmt er auf und gibt ihm die rechte Form. Und was er von Mythen und fremdem oder einheimischem Erzählungsgut über die Gestalt der verderbenstiftenden Schlange, über den Gottesgarten, den Lebensbaum und das Lebenswasser, über gewaltige himmelanstrebende und himmelstürmerische Turmbauten und dergleichen vorfindet, das hat er als Grundlage übernommen oder hat es verwendet, um sich daran anzulehnen. Aus diesem Stoffe oder an der Hand desselben schafft nun dieser religiöse Genius ohne gleichen, ihn in mächtiger und geradezu einziger Weise über sich selbst hinaushebend, ein Meisterwerk der profanen wie der religiösen Literatur aller Zeiten, das, so lange man, was wahre Schönheit und wahre Frömmigkeit atmet, auf Erden hochhält, auch als eine Perle unter den Erzeugnissen menschlichen Geistes gelten wird.

Indem er jenen letzten Fragen nachsinnt, kommt er über den Wust der überkommenen Mythen hinüber und hebt sein Volk auf eine religiöse Höhe, wie es nur wahren Propheten beschieden ist. Das kann er nur, indem er sich in das Wesen und die Erkenntnis Gottes — des Gottes Israels, der aber zuletzt auch unser Gott ist — versenkt und indem er die Fragen, die ihn bewegen, diesem Gotte ans Herz legt und mit seiner Erkenntnis und dem von ihm ausstrahlenden Sittengebote in Verbindung bringt. So schafft er ein Gebilde — ja so wird

ihm ein Gebilde geschenkt, das freilich Mythen und Sagen verwendet, das aber unendlich mehr ist als das es das eine oder das andere heißen könnte. Wir können es allein richtig werten, wenn wir es eine Art prophetischer Schauung, ein prophetisches Erzeugnis, ja eine prophetische Offenbarung nennen.¹

In dem Gesagten ist schon mitenthalten, daß J, wenn auch sein Werk etwa der Zeit des Propheten Elias entstammen mag, doch tatsächlich mehrfach auf ältere, zum Teil erheblich ältere Vorlagen zurückgreift. Dasselbe gilt in der Hauptsache für E. Es wäre natürlich von höchstem Werte, wenn wir diese Vorlagen selbst noch näher bestimmen könnten, besonders auch ihrer Zeit nach. Doch ist hier noch fast alles im Werden; die Untersuchung hat vielfach bisher kaum erkannt, daß hier noch ein eigentümliches Arbeitsfeld sei, geschweige, daß es für reichend in Angriff genommen wäre. Einige Bemerkungen wird der nächste Abschnitt (S. 107 ff., 111 ff.) bieten.

6. Kapitel.

Wesen und Methode der hebräischen Geschichtschreibung.

Eine „Geschichtschreibung“ in unserem heutigen Sinne können wir begreiflicherweise im Alten Testament nicht oder nur in beschränktem Maße erwarten. Die Darsteller vergangener Begebenheiten sahen es vielfach nicht als ihre Aufgabe an, die auf sie gekommenen Überlieferungen mit dem Auge strenger historischer Kritik zu prüfen und Wahres von minder Richtigem, Sagenhaftes von streng Geschichtlichem zu sondern. Sofern sie etwa

¹ Dgl. noch als Ergänzung hierzu die Ausführungen auf S. 255 ff.

diesen Maßstab anlegten, würden sie es höchstens in dem Sinne getan haben, daß sie stillschweigend ihnen unwahr Scheinendes übergegangen hätten. Die feineren Unterschiede von Volkssage und strenger Geschichte aber liegen ihnen zumeist ferne: was erzählt wird, soll auch als Tatsache gelten. Wo die Darsteller oder vielmehr die Sammler Kritik üben, tun sie es, wie wir nachher sehen werden, in anderem Sinne. Vielsach handelt es sich daher einfach um Erzählungen aus der Vergangenheit des Volkes oder von großen Männern, Überlieferungen, die in Israel umliefen und die allmählich gesammelt worden sind. Und unsere eigene Sache ist es zumeist, zu prüfen, wie weit wir sie als Quellen für die Kenntnis der wirklichen Hergänge verwenden können. —

1. Vorstufen der historischen Bücher: Volkserzählung und Heldenfang. — Wie vielfach in anderen Literaturen, so ist auch in Israel die Geschichtsschreibung, überhaupt die in Prosa gehaltene geschichtliche Darstellung, herausgewachsen aus der einfachen mündlichen Erzählung einerseits und anderseits aus dem Lied und dem Heldenfang. Das alte Israel muß ein sangesfrohes Geschlecht gewesen sein. Bei allen Anlässen des Lebens tritt bei ihm Lied und Gesang auf zur Erhöhung der Stimmung und als lebendiger Ausdruck dessen, was das Herz bewegt. Hochzeit und Tod, Sieg und Beutemachen, Ernte und Weinlese, Fest und frohes Mahl werden von Liedern begleitet. Wenn der Feldherr aus siegreicher Schlacht heimkehrt, wird er unter Saitenspiel und Gesang im Festreigen nach Hause geleitet; und wenn im Volke große Taten getan sind, so werden sie durch Heldenefänge verherrlicht. So lebt, auch wenn er längst geschieden ist, der Held und seine Tat noch lange im Gedächtnis der Nachwelt fort — Jahrzehnte, selbst Jahrhunderte hindurch.

Als Israel durchs Rote Meer gezogen war, da, heißt es, haben Mirjam und Aaron ein Triumphlied gesungen, das uns noch erhalten ist:

Singt Jahwe ein Lied, denn hoch hat er sich erhoben:
Rosse und Ritter ins Meer gestürzt.

(2. Mos. 15, 21.)

Als Barak und Debora die gewaltige Schlacht, die Israel endgültig aus der Gewalt Kanaans befreite, geschlagen hatten, da soll Debora jenes geistesmächtige Siegeslied gesungen haben, das heute noch ihren Namen trägt und das bis auf diesen Tag ihn und jene Befreiungstat unsterblich gemacht hat (Richt. 5). Als Saul und Jonatan in heißer Feldschlacht auf der Walfstatt geblieben waren, da hat David in seine Harfe gegriffen und ihnen einen Helden- und Klagegesang nachgeweiht (2. Sam. 1, 17ff.), der heute noch das leuchtende Zeugnis seiner eigenen Seelengröße und seines Dichtergenius wie des Ruhmes seines unglücklichen Gegners ist. Und wenn David selbst von siegreichem Tun nach Hause heimkehrte, so sangen ihm die Frauen Israels das Lied zu:

Saul hat seine Tausende geschlagen,
aber David seine Zehntausende.

(1. Sam. 21, 12.)

Das sind hinreichende Beweise dafür, welche Rolle das Heldenlied im Leben des alten Israel spielte. Wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir uns aber überhaupt wie in anderen Völkern so auch in Israel, und wie im heutigen Orient so auch im Altertum den Stand und Beruf, zugleich die Gabe des einheimischen oder wandernden Sängers oder Erzählers als unentbehrlichen, überall zu findenden Bestandteil des öffentlichen Lebens denken. Bei den Festen am Heiligtum, bei Messen und Märkten am Versammlungsort, auf dem freien Platz am Tor der Stadt, an den Lagerstellen auf der Wanderung, an der

Tafel des Königs, beim Mahle der Großen — kurz überall und allezeit, wo es die Gelegenheit mit sich brachte, da finden wir ohne Zweifel den Sänger und Erzähler, wie er von den Taten der Helden singt; über die Geschichte des Heiligtums und was an ihm geschehen, berichtet; von feindlichen Einfällen und wie man sie zurückgeschlagen oder von den Schicksalen der Väter und wie Jahwe sie vor Zeiten geleitet und ins Land geführt, erzählt. Wie heute noch im Orient überall, wo Zeitung und Bücher fehlen, der Sänger und Erzähler sie ersetzt und das natürliche Bedürfnis nach Unterhaltung und geistiger Anregung befriedigt, so gewiß zu allen Zeiten.

Wie solche Erzählungen zustande kommen, können wir mehrfach aus unseren Texten selbst noch entnehmen. „Wenn dich deine Kinder fragen,“ heißt es in der Geschichte von der Einsetzung des Passafestes (2. Mose 12, 26): „was habt ihr da für einen Brauch? so sollst du ihnen antworten . . .“ Dann soll die Geschichte des Auszuges und der Errettung Israels erzählt werden. Sie dient also einem nationalen Feiertag, um die Erinnerung an das Geschehene von Geschlecht zu Geschlecht weiterzutragen. Ähnlich haben wir uns in der Erzvätergeschichte die Erzählung von Jakobs Wanderung nach Betel und dem, was ihm hier zustößt, vorzustellen. In Betel stand in alten Zeiten ein heiliger Stein, den man mit Öl salbte; und später ein vielbesuchtes Heiligtum, an dem man Jahwe den Zehnten darbrachte. An großen Festen wie dem sog. Laubhüttenfest, wenn eine feiernde Menge hierher pilgernder Wallfahrer beim Heiligtum versammelt war, trat einer aus ihrem Kreise oder auch einer der Priester von Betel selbst auf und erzählte der andächtig laufchenden Versammlung, was an diesem Orte sich vor Zeiten begeben hatte: wie der Erzvater hierher kam, hier auf jenem Stein, der noch zu sehen war, übernachtete und wie er hier im

heiligen Traumgesicht den Himmel offen und die Engel Gottes hernieder- und heraufsteigen sah, zum Beweis, daß an dieser Stätte Gott ein besonders segensvolles Band zwischen sich und seinen Frommen geknüpft habe. Mit welcher brennenden Andacht diese Geschichte am Orte selbst gehört, mit welcher Begeisterung sie von den heimkehrenden Festgenossen zu Hause Kindern und Kindeskindern weitergegeben wurde, mögen wir uns leicht ausmalen.

Bei anderen Gelegenheiten mag von Abraham und Josef, von Mose, Debora und Gideon berichtet worden sein, bis dann das eben erstandene Königtum in Saul und Jonatan und besonders in David und den Seinen neue Gestalten schuf, deren Leben und Taten eine Fülle weiterer Stoffe bot.

Solche Geschichten und Gesänge gehen von Mund zu Mund und kommen so von Geschlecht zu Geschlecht — je fester gefügt ihre Form ist, desto treuer. Das ist der Wert der gebundenen Rede. Einfache Erzählung wird sich bei bloß mündlicher Überlieferung, so lange ihr Stoff nicht etwa als spezifisch heilig sorgsam eingeprägt und auf diese Weise sozusagen künstlich konserviert wird, meist in einzelnen Punkten umgestalten. So entstehen manche Doppelerzählungen (Dubletten), die häufig nichts anderes als Parallelen oder Varianten einer Haupterzählung sind. Bei Lied und Gesang können ja wohl ebenfalls einzelne Glieder zuwachsen, andere auch, obwohl gewiß seltener, umgedichtet werden. Aber die fest gebundene Form ist für das Gedächtnis und damit für die Treue der Fortpflanzung ein bedeutender Halt; sie ist zugleich ein starker Damm gegen willkürliche und zufällige Umgestaltung.

Dieser Art mögen, auch über die uns aufbehaltenen Lieder oder Liedteile hinaus, die ältesten zusammenhängenden Erzählungen von Davids und Sauls Helden-

taten, Abenteuer und Schicksalen, von den Taten und Siegen der Richter und der Männer der Heldenzeit, besonders aber von Mose und den Vätern Israels gewesen sein. Wandernde Erzähler und Sänger tragen sie von Ort zu Ort, Sänger- und Erzählergeschlechter erhalten sie unter sich und pflanzen sie fort von Geschlecht zu Geschlecht. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß auch jene oben beschriebenen Erzählungsbücher des Pentateuch: J und E, nicht minder als manche der in den Richter- und Samuelbüchern verarbeiteten, auf mündlichen, vielfach in gebundener Rede gehaltenen Vorlagen, also zum Teil auf einer Art von epischen Dichtungen ruhen. Ihr Alter ist natürlich sehr verschieden, doch können einzelne von ihnen, besonders bei J und E, bis in die graue Vorzeit zurückreichen. Wir haben bei anderen Völkern Beispiele davon, daß auf solche Art Stammbäume und heilige Texte jahrhundertlang lediglich mündlich weitergetragen wurden.

Immerhin ist es mühsam und heißt Sorgfalt, auch bei Lied und Gesang, die bloß mündliche Überlieferung treu festzuhalten. Sobald daher in einem Volke der Schriftgebrauch allgemeiner zu werden beginnt, wird man von selbst von ihm Nutzen ziehen — erst als Hilfe, als Stütze des Gedächtnisses im Dienste des mündlichen Vortrags, mehr und mehr als Ersatz für den letzteren. Aus mündlicher Überlieferung wird die schriftliche. Sie beginnt mit der Aufzeichnung einzelner Lieder und Gesänge, einzelner Heiligtumsüberlieferungen; oder von Sieges- und Heldengeschichten, Gründungsgeschichten von heiligen Stätten, die etwa am Heiligtum niedergelegt werden; Listen von Krieger, Helden und ihren Taten, Beamten und Fürsten; Episoden oder Familiengeschichten aus dem Leben großer Männer u. dgl. Hierüber nachher noch einiges Nähere (S. 121 ff.).

So haben wir uns denn auch die ältesten Bestandteile der im Alten Testament auf uns gekommenen älteren geschichtlichen Bücher vorzustellen. Wie wir diese Bücher heute vor uns sehen, sind sie freilich weder einheitliche Größen noch lediglich frühen und den Ereignissen gleichzeitigen Ursprungs. Die heutige Form haben sie vielmehr in verhältnismäßig später Zeit erlangt. Wohl aber enthalten sie alle jene Arten älterer und ältester Vorstufen geschichtlicher Darstellung.

2. Ihre heutige Gestalt. — Da finden wir denn Lieder und Gesänge der genannten Art, finden Listen der Helden Davids oder der Beamten Salomos und allerlei Heldentaten und Heldenstücke von ihnen, finden Überlieferungen über die Geschichte der alten Gotteslade und mancherlei harte Schicksale, die sie betrafen, aber auch wie sie schließlich über die Feinde Israels triumphierte. Wir lesen von den Taten der Richter, so besonders von Barak und Debora, von Gideon und seinem Sohn Abimelech, von Jephtha und Simson, lesen von der Familiengeschichte Davids und wie seine Schuld an ihm selbst und seinem Hause sich bitter rächt, von des großen Königs Kämpfen und Siegen, von Samuel und Saul und den Wahnsinnstaten des unglücklichen Königs. Diese und ähnliche Erzählungen bilden den eigentlichen Grundstock der älteren geschichtlichen Literatur außerhalb des Pentateuchs, mit dessen Erzählern, besonders J und E, manche dieser Erzähler begreiflicherweise da und dort starke Berührung aufweisen. An sie schließen sich weitere an von Salomo, seinen Schätzen, seiner Weisheit und Gerechtigkeit, von den Propheten und Königen und ihren Taten in Israel und Juda, von dem Eingreifen fremder Völker, erst der Syrer, dann der Assyrer, in die Geschichte Israels und den Schicksalen der beiden Staaten bis zu ihrem Untergang.

Die Aufzählung ist nicht vollständig, sie gibt nur eine gedrängte Übersicht über die wichtigsten Stoffe, die heute den älteren Bestand der vorderen historischen Bücher, der Bücher der Richter, Samuelis und der Könige bilden. Wäre sie aber auch vollständig, so würde sie lange nicht alles das enthalten, was einst an Liedern und Gesängen, Listen, Urkunden und Geschichten aller Art in Israel vorhanden war. Wir wissen, daß der Bestand an solchen Stoffen einst viel größer war, denn wir haben die Spuren von eigenen Büchern und Sammlungen, welche Lieder und Geschichten über die Großtaten der Helden Altisraels — das „Buch der Braven“, d. h. der tapferen Helden — und über die Kämpfe der Heldenzeit — das „Buch der Kriege Jahwes“ — enthielten. Und wir können außerdem mit Sicherheit vermuten, daß neben diesen ausdrücklich genannten noch andere Sammlungen, jedenfalls Gesänge und Geschichten in größerer Anzahl, vorhanden waren, die nicht auf uns gekommen sind.

Damit sind wir von selbst auf die Redaktion geführt, die jenen Büchern die heutige Gestalt, in der wir sie vor uns sehen, gegeben hat. An sich sind die vorhin genannten Stoffe nach Zeit und Ort ihrer Abfassung, wie nach Inhalt, Stil und Eigenart recht verschieden. Darin aber sind sie einander alle gleich, daß die späteren Sammler sie gleichermaßen für würdig befunden haben, auf die Nachwelt übertragen zu werden. Dem allein danken wir, daß sie auf uns gekommen sind. Wie kam das und was hat die Sammler bestimmt?

Wenn wir die Bücher der Richter, Samuelis und der Könige, so wie wir sie heute lesen, etwas genauer ins Auge fassen, so läßt sich ohne Schwierigkeit erkennen, daß die Bücher in ihrer heutigen Gestalt das Ergebnis einer gründlichen Sammler- und Redaktorenarbeit sind. Die beim Pentateuch zu beobachtende Erscheinung, daß

nicht — wie es zunächst scheinen könnte — eine und dieselbe Hand das betreffende Buch von Anfang bis Ende hergestellt hat, sondern daß verschiedene, unter sich selbständige Urkunden durch einen Dritten miteinander verwoben sind, läßt sich, wenn auch in eigenartiger, mit den Hergängen beim Pentateuch nur teilweise einen Vergleich zulassender Weise, auch hier wahrnehmen. Nach dem vorhin über die mancherlei Stoffe in diesen Büchern Gesagten wird dieser Tatbestand zum Voraus die Wahrscheinlichkeit für sich haben.

Das Eigenartige an ihnen ist nun aber die Art, wie die Sammler, die zugleich die Redaktoren sind, gearbeitet haben. Sie läßt sich am deutlichsten beim Richter- und Königsbuche beobachten. In beiden Büchern, am anschaulichsten im letztgenannten, machen wir die Wahrnehmung, daß der heutige Verfasser des Buches gewisse, ihm in der Hauptsache schon fertig vorliegende Bilder — Lebensbilder der einzelnen Richter oder Bilder über ihre Zeit und ihre Taten — dem Leser vorführt, aber so, daß er sie in einen ganz bestimmten Rahmen einstellt. Man wird an die in neuerer Zeit auf dem Gebiete der Kunst wieder besonders zu Ehren gekommene Wahrheit erinnert, daß es für die richtige Wirkung eines Bildes auf den Beschauer und das wahre, vom Künstler gewollte Verständnis durchaus nicht gleichgültig ist, in welchem Rahmen es eingestellt und welche Erläuterung zu ihm durch den Rahmen gegeben wird. Nur daß hier die Sache so liegt, daß der Rahmen nicht etwa Werk des Malers selbst ist, sondern eines anderen, der den ganzen Bilderzyklus durch eine einheitliche, stimmungsvolle Umrahmung, die den Beschauer zum Voraus in die richtige Verfassung versetzen soll, zu einem Ganzen verbindet.

So hat der Verfasser des heutigen Richterbuches zu einzelnen Richter geschichten durch das ganze Buch hin-

durch gleichartige, in fast stereotypen Formeln verlaufende Einleitungen und Ausleitungen geschrieben, mit denen er seine Geschichten umrahmt. Er will damit seinen Lesern von Anfang an die nötigen, ihm selbst besonders am Herzen liegenden Winte für das richtige Verständnis und die richtige Würdigung des von ihm mitgeteilten Stoffes geben: „Die Israelsöhne taten, was Jahwe mißfiel und fielen ab zu den Baalen und Astarten. Deshalb gab Jahwe sie hin in die Hände der Feinde, die unterjochten sie längere Zeit. Erst als sie zu Jahwe schrieten und sich zu ihm bekehrten, da erweckte er ihnen einen Helfer . . .“ So ungefähr beginnt fast jede einzelne Geschichte. Der Rahmen ist das moralisch-religiöse Schema; in das der historische Pragmatismus eines die Geschichte der Vorzeit am Maßstabe der Frömmigkeit des Volkes messenden Beurteilers die Begebenheiten einstellt. Ganz ähnlich im Königsbuch. „Der König N. regierte so und so viel Jahre. Er tat, was Jahwe wohlgefiel, nur daß er die Höhen noch nicht abschaffte.“ Oder: „er tat was Jahwe mißfiel, indem er das Volk an den Höhen sündigen machte.“ Auf diese Weise wird jedem König zum Voraus seine Note erteilt, und seine Geschichte wird damit in eine bestimmte Beleuchtung gerückt, die abermals einem ganz bestimmten Schema entspricht; diesmal dem aus dem Deuteronomium und den von ihm beeinflussten Kreisen und Zeiten stammenden Gedanken, daß aller Gottesdienst außerhalb der einen von Jahwe erwählten Stätte sündhaft und zum Verderben führend sei.

Damit ist denn auch der Geist der Redaktion erkannt und mit ihm der Grundsatz, nach dem die Stoffe ausgewählt oder beiseite gesetzt wurden. Mit vollem Recht nennt man diese Bearbeitung der älteren Stoffe deuteronomisch oder deuteronomistisch (Dt, auch D²). Sie er-

streckt sich in erster Linie auf die Einleitung und Ausleitung der Erzählungen, also ihre eigenartige Umrahmung und ihre Verknüpfung untereinander zu einem in sich einheitlichen Gesamtbild. Doch beschränkt sie sich hierauf nicht; gelegentlich hat sie auch in die älteren Erzählungen selbst eingegriffen oder einzelne Abschnitte zugesetzt — immer von den oben beschriebenen Gesichtspunkten aus. Über den ganzen Erzählungsstoff ist damit ein Geist tiefen sittlichen Ernstes und einer feierlichen, fast angstvollen Stimmung ausgegossen: alte, ehedem urwüchsige Erzählungen erhalten dadurch den Charakter des Erbaulichen. Es ist der Geist der ernstesten Selbstbestimmung, wie er durch die schweren Schicksalschläge, die das Volk betroffen hatten, erzeugt war und in dem man von den Zeiten des zu Ende gehenden Staates an suchte, die Lehren der Vergangenheit zu ziehen und das Gericht Gottes, das man in der Geschichte der Väter erkennen gelernt hatte, den Söhnen und Enkeln zu ersparen. (Vgl. noch S. 125.)

In diesem Lichte sehen die leitenden Männer der Zeit die Vergangenheit, in ihm soll sie auch die Nachwelt sehen, um von ihr zu lernen und sich warnen zu lassen. Man sieht: es sind nicht eigentlich historische Gesichtspunkte, die hier maßgebend sind, sondern praktische Erwägungen. Die Geschichtsschreibung ist nicht Selbstzweck, sondern die Geschichte ist bewußt und mit voller Entschiedenheit zur Lehrmeisterin fürs Leben gemacht. Man erzählt die Vergangenheit nicht mehr lediglich, um wissen zu lassen, wie es ehedem aussah und zuging, sondern damit man künftig es besser mache und sich vor den Irrwegen der Vergangenheit hüte. Natürlich ist dadurch auch die Auswahl beeinflusst. Eine Redaktion, die so denkt, kann nicht alle Stoffe gebrauchen, sie wird die geeigneten auswählen und die für ihre Zwecke un-

geeignet erscheinenden, sofern sie sich nicht leicht ins richtige Licht rücken lassen, beiseite stellen.

Die alte Religion Israels, vor allem die Volksreligion, enthielt, wie wir noch sehen werden, so manches, was einem geläuterten religiösen und sittlichen Bewußtsein nicht mehr gefallen konnte. Es ergab sich aus dem, was eben ausgeführt ist, von selbst, daß die Redaktoren diese Dinge, wo es ihnen möglich oder nutzbringend schien, in das Licht ihrer vorgeschritteneren religiös-moralischen Betrachtungsweise rückten. Dafür sind das zweite Kapitel des Richterbuches und die Überleitungen von einer Erzählung zur anderen in diesem Buche besonders lehrreich. Durch dieses Verfahren war dem Anstoß, der an dem Inhalt mancher Stücke genommen werden konnte, die Spitze abgebroschen. Es ergab sich aber ferner, daß, wo die Sammler diesen Weg nicht wählen konnten oder wollten, sie auf die Mitteilung verzichteten. Ihnen lag ja nicht an lückenloser Erzählung, überhaupt nicht an der Erzählung an sich; ihnen lag an der Belehrung, Erbauung und Besserung. Was ging sie die Geschichte als solche an? Geschichtschreiber, was man so nennt, zu sein, war nicht ihr Ehrgeiz, sondern Helfer und Erneuerer ihres gesunkenen Volkes.

Nunmehr mögen wir verstehen, warum uns vieles verloren, vieles andere in ganz eigenartiger Beleuchtung mitgeteilt ist.

Nun hat man sich manchmal nicht genug tun können in Klagen und abschätzigen Urteilen über die Engherzigkeit jener deuteronomischen Redaktoren, deren Beschränktheit es zu danken sei, daß uns nicht allein das Vorhandene in einseitiger Beleuchtung zugekommen, sondern mehr noch, daß uns so vieles geschichtlich und kulturgeschichtlich Unschätzbare abhanden gekommen sei. Man hat es selbst nicht an sentimentalen Anwend-

lungen fehlen lassen, wenn man an die unwiederbringlich verschwundenen Bücher der Tapferen und der Jahwekriege und manches andere gedachte, was jene Sammler der Aufbewahrung nicht wert achteten und damit dem Untergang anheimgaben. Allein auch hier gilt es, daß verstehen verzeihen bedeutet. Statt in Zorn oder Wehmut um Verlorenes zu klagen, danke man ihnen für das, was wir haben. Und man danke es, so wie es ist, gerade ihrer Einseitigkeit und Beschränktheit! Gerade sie und sie allein haben jene Männer zu Sammlern und Erhaltern dessen gemacht, was auf uns gekommen ist. Nur ihr Eifer — man nenne ihn ruhig blind — ließ sie überhaupt auf die Sammlung des ihnen religiös Wertvollen achten. Denken wir ihn weg, so fehlte überhaupt einem Zeitalter, das den Begriff der „Geschichte“ in unserem Sinne nicht kannte, der Antrieb, den nachwachsenden Geschlechtern Kunde von der Vergangenheit zu geben. Hätten wir nicht gerade das, was wir haben, und hätten wir es nicht gerade so, wie wir es haben, wir hätten aller Wahrscheinlichkeit nach überhaupt heute nichts vom alten Israel — und dann freilich auch keinen Grund, uns über die Redaktoren zu ereifern, weil auch ihre Spur sich im allgemeinen Nebel geschichtsloser Vergangenheit für alle Zeiten unauffindbar verwischt hätte!

Diese Sätze klingen vielleicht bestemdlich. Ich muß, um sie zu erläutern, etwas weiter ausholen.

Was die Propheten Israels groß gemacht und was sie befähigt hat, ihrem sterbenden Volke neues Leben einzuhauchen, ja es über den Untergang des Staates hinüber und bis heute am Leben zu erhalten, das ist in erster Linie ihre gewaltige, grandiose Einseitigkeit, mit der sie alles, auch das gewöhnliche, alltägliche Geschehen ausschließlich am religiösen Maßstabe messen. Nur das Verhältnis zu Gott gilt ihnen etwas, alles andere nichts.

Aber indem sie diesen Geist ihrem Volke einhauchen, haben sie es gefeit vor heidnischen Anwandlungen in heidnischer Umgebung und es so durchs Exil hindurch gerettet, wie sie es vor der Vermischung mit Heiden bewahrten. (So hat auch schon Elias, indem er gegen den Baal mit Wort und Tat wütet, sein Volk davor bewahrt, mit Kanaan eins zu werden und danach mit jenem der Geschichte noch rascher, als es ohnehin geschehen ist, verloren zu gehen.) Nur sein Gottesglaube hat Israel am Leben erhalten, wie heute nur noch die Kirche manche der politisch toten kleinen Nationen des Ostens¹ zusammenhält. Darin liegt die Größe in dieser Schwäche und das Sehende in dieser Blindheit. Denn jene Propheten sind einmal nicht schulmäßige Durchschnittsmenschen von gemessener Wohlerzogenheit, sondern sie sind Charaktere von Temperament und bewußter, herbster Leidenschaft und mußten es sein, weil sie nur so einem ungeschlachten Geschlecht etwas Ganzes sein konnten. Sie sind bewußt schroff, sind bewußt „blind“, sie wollen einseitig sein.

Was von ihnen gilt — es soll später seine nähere Begründung finden —, gilt auch von ihren Schülern, den prophetisch gerichteten Sammlern jener Texte, von denen wir reden. Wären sie Männer von „objektivem“ historischem Interesse gewesen, hätten sie frei von allen Vorurteilen im Sinne einer unbefangenen Profanhistorie, wie wir sie uns heute denken, die alten Berichte zusammengestellt — es wäre vermutlich bei der Flüchtigkeit des Materials, das man in Israel verwandte, kein Buchstabe auf uns gekommen, wie von den einheimisch kanaanäisch-phönizischen, aramäischen, philistäischen Ar-

¹ Man denke an die Armenier, auch an die Griechen innerhalb des türkischen Reiches — von näher liegenden Beispielen zu schweigen. [Diese Bemerkung ist vor dem Kriege geschrieben. Es ist vorläufig kein Grund, sie zu ändern.]

chiven der Zeit, die es sicher auch gab, nichts auf uns kam. Die Stürme der Zeiten und der Untergang der Staaten hätten sie so sicher und so vollständig weggefegt, wie jene heidnischen Urkunden. Was sie erhalten hat, ist ausschließlich der religiöse Gedanke, und zwar in jener ganz eigenartigen, einseitigen Ausprägung. Dieselbe Macht, die die Sammler beherrschte, beherrschte auch die Nation im Exil: die Begeisterung für den heiligen Gedanken und die heiligen Schriften. Sie nahm man ins Exil mit, auch wenn man dafür Geld und Gut dahinterlassen mußte; sie rettete man aus geplünderten Städten mit Lebensgefahr und trug und hütete sie durch die Jahrhunderte — aber immer nur, weil sie einseitig heiligen Inhalt hatten. Für „profane“ Geschichten hätte man nicht Gut und Leben gewagt.

Zugleich erhellt hieraus auch der eigenartige Wert dieser Sammler (Dt) und mancher der von ihnen herrührenden besonderen Abschnitte für den Unterricht in Kirche und Schule. Sie sind es ja, denen die Geschichte als solche weniger am Herzen liegt als die Nachweisung des sittlichen und religiösen Gehaltes in ihr. Nicht die Tatsachen als solche interessieren sie vielfach, sondern Gottes Walten in der Geschichte und sein Heilsplan mit den Menschen. Auch für die Unterweisung in Kirche und Schule kann die israelitische und biblische Geschichte nie Selbstzweck sein, sondern nur Mittel zum Zweck, um Gottes Heilsplan in Israel und die Vorbereitung der vollendeten Offenbarung erkennen zu lassen. Der religiöse Pragmatismus der geschichtlichen Bücher kann hier vielfach als wichtiger Wegleiter benutzt werden. Natürlich folgt daraus nicht, daß wir den Redaktoren auch da folgen sollen, wo sie gegen den geschichtlichen Tatbestand selbst verstoßen. Wir leben im Unterschied von ihnen im Zeitalter der historischen Kritik und haben Pflichten

ihm gegenüber. Aber bei ihrer vollen Wahrung können wir immer von jenen Männern lernen, daß die Geschichte in ihrem Einzelverlauf für die Religion nicht das Letzte und Höchste ist, sondern daß jenes Letzte ihre sittliche und religiöse Deutung ist und ihre Beziehung auf das religiöse Ziel der Menschengeschichte.

3. Ihre literarische Eigenart. — Aus dem Gesagten ist schon zu entnehmen, daß die einzelnen Bestandteile, aus denen die erzählende Literatur und die Geschichtschreibung Israels zusammenflossen, ihrer schriftstellerischen — und zum Teil vorher schon ihrer mündlichen — Eigenart nach recht verschieden sind.

Da stoßen wir auf alte Lieder und Liederbücher, oder Reste von ihnen, die uns teilweise noch in der alten dichterischen Form erhalten sind, deren Inhalt aber vielfach auch von den Erzählern in Prosa umgesetzt und als einfache Erzählung weitergetragen wurde. So haben wir beispielsweise neben dem Deborahliede von Richt. 5 im 4. Kapitel desselben Richterbuches eine prosaische Erzählung über denselben Hergang, die ihn in freier Weiterbildung auf Grund mündlicher Erzählung wiedergibt.

Neben diesen Erzeugnissen der Dichtung und aus ihnen geflossenen Erzählungen finden wir allerlei volkstümliche Erzählungen, die von Anfang an nichts anderes sein wollten als unterhaltende und über die Vergangenheit belehrende Geschichten. Ein Teil hat zum Gegenstand die Urzeit und die Väter sage, ein anderer die ägyptische Zeit und die Wüstenwanderung. Diese Stoffe fanden hauptsächlich in die alten Sagenbücher J und E, die sich mit jenen Zeiten befassen, Aufnahme. Ein anderer Teil berichtet von den Kämpfen um den Besitz des Landes und den Helden der Vorzeit, die sie ausfochten. Wieder andere von Samuel, Saul und David und dem Aufkommen und ersten Glanz des Königtums. Wo heiligtümer und reli-

größte Vorgänge in Betracht kommen, werden wir uns die heiligen Stätten selbst und ihre Feste als den Ort vorstellen dürfen, an dem die Geschichten mit Vorliebe erzählt wurden. Bei den anderen mögen nationale — freilich zumeist auch an den Heiligtümern gepflegte — Erinnerungsfeiern erhöhten Anlaß zu ihrer Weitergabe geboten haben (vgl. S. 109f.).

Vielfach, besonders wo es sich um weit entlegene Zeiten handelt, liefert die naive Volks- sage den Stoff zu solchen Geschichten. An ihr hat begreiflicherweise die Phantasie des Volkes und des einzelnen Erzählers ihren namhaften Anteil. Wie im einzelnen das Werden des Volkes und seiner Stämme sich begab; wie die Nachbarvölker: Edom, Moab, Ismael entstanden; viele Einzelvorgänge im Leben der Väter und manches andere gehört hierher. Je mehr aber die Erzählung, auch wenn sie in volkstümlichem Gewande auftritt, sich den Zeiten und besonders den Männern zuwandte, die der Gegenwart des Erzählers noch verhältnismäßig nahestanden, um so mehr gewinnt sie den Charakter der, wenn auch immer noch volkstümlich erzählten Geschichte. Da mögen immer noch diese oder jene Züge der Erzählung, gelegentlich auch ganze Stücke, der frei dichtenden Weiterbildung des Stoffes angehören: die Hauptzüge sind zumeist richtig wiedergegeben und wir gewinnen trotzdem ein wirkliches Bild der Person und ihrer Geschichte. Läßt die Sage die Personen selbst und die Hergänge vielfach in einem gewissen Halbdunkel verschwinden, so daß wir nur die unbestimmten Umrisse des einzelnen sehen, die allgemeinen Zustände aber um so deutlicher erkennen, so hat die volkstümliche Erzählung vermöge ihrer stärkeren Fühlung mit den Begebenheiten selbst, also der Wirklichkeit des Lebens, den Kern der Ereignisse und den Charakter der Personen wesentlich treuer erfaßt.

Ihren Höhepunkt hat die Erzählungskunst Israels in der Zeit Davids erreicht. Der Aufstieg der Nation in der Gründung des Königtums und den Erfolgen Davids gab dem ganzen nationalen Leben und besonders der Literatur einen gewaltigen neuen Schwung. Man fühlt sich als Nation und will das nationale Erleben beschreiben, weil man das Bewußtsein hat, daß hier nicht nur einzelne wichtige Begebenheiten sich abspielen, sondern daß Geschichte gemacht wird. Das soll der Nachwelt festgehalten werden. So erzählt man die Gegenwart und die jüngste Vergangenheit und greift dann auch auf die weitere Vergangenheit zurück, aus der die stolze Gegenwart floß.

So sind die Geschichten über Davids Regierungszeit entstanden, allen voran diejenige über Absaloms Aufstand, 2. Sam. 13—20, an der neben jener noch zu nennenden Unparteilichkeit (S. 126) unsere besondere Bewunderung die Fähigkeit des Erzählers wachruft, sich in die Seelen der handelnden Personen zu versenken. Er will nicht bloß wie die älteren Erzähler Tatsachen beschreiben, sondern er möchte sie von innen heraus, aus der Seele und dem Charakter der Handelnden heraus, verstehen und damit deren Schicksale in ihrer inneren Notwendigkeit darlegen: David mußte das Leid erleben um seiner Leidenschaft und Schwäche, Absalom ins Verderben stürzen um seines eitlen Ehrgeizes willen. Das ist, da der Erzähler den Dingen unmittelbar nahesteht, dabei mit vollendeter Meisterchaft darstellt, bereits echte Geschichtschreibung im besten Sinne, auch wenn ein paarmal noch die Phantasie kleine Einzelheiten frei ausmalt.

Hatte dieser Meister der Erzählungskunst, in dem man mit Recht einen Mann der Umgebung Davids sieht, an dessen Familiengeschichte seine Kraft erprobt, so ist er wahrscheinlich selbst noch zur Darstellung der übrigen

Lebens- und Regierungszeit seines Helden fortgeschritten. Seine Schüler und Geistesgenossen spannen dann den Rahmen weiter und weiter und greifen zurück auf Saul und Samuel und über sie hinaus auf einzelne Richter wie Gideon. Zu den Besten aus dieser Schule gehören auch die uns längst bekannnten Sammler und Erzähler des Sagenschatzes der Vorzeit: der Jahwist und Elohist. Auf den Schultern jenes Meisters stehend haben sie seine Kunst teilweise noch überboten. —

Mit dem Aufkommen des Königtums hat die Geschichtsschreibung Israels aber auch von anderer Seite her wichtige Anregung erfahren. Unter des Königs Würdenträgern spielten der Staatschreiber und der Staatskanzler eine große Rolle. Wahrscheinlich stehen beide, jedenfalls aber der letztere, in unmittelbarem Zusammenhang mit der amtlichen Aufzeichnung der wichtigsten Begebenheiten. Wie die Könige anderer Staaten jener Zeit, so haben auch die von Israel durch eigene Beamte dafür Sorge tragen lassen, daß das Gedächtnis ihrer Taten der Nachwelt erhalten bleibe. Ist auch die Steinschrift in Israel augenscheinlich weniger eifrig gepflegt worden als z. B. in Babylonien, so fehlte sie doch nicht ganz. Der Siloastein (S. 47) gibt davon Zeugnis und die moabitische Mesasäule läßt es vermuten. Aber eine wesentlich größere Rolle scheinen die in Büchern niedergelegten Reichschroniken oder Annalen gespielt zu haben. Hier mögen in Form von Tagebüchern die wichtigsten Begebenheiten im Staate, vor allem die Taten des Königs, aufgezeichnet worden sein, zunächst in knappen Listen und Verzeichnissen, hernach in ausführlicheren Beschreibungen — natürlich immer unter dem höfischen Gesichtspunkt. Die letzteren werden in unseren Königsbüchern des öfteren erwähnt.

Was König und Hof für sich und den Staat betrieben, das haben ohne Zweifel auch die Tempel für ihren

Bereich durch ihre Priester besorgen lassen. So besaßen vielleicht schon die alten Heiligtümer wie Silo oder Betel ihre Tempelchronik, jedenfalls aber von Salomo abwärts diejenigen von Jerusalem und Samarien. Manche Abschnitte im Königsbuche lassen dies mit Bestimmtheit vermuten (vgl. 1. Kön. 6 und 7; 2. Kön. 11 und 12; 16; 22f.). Neben Listen der Priester und Oberpriester, der Weihgeschenke und Abgaben werden hier die wichtigsten Vorkommnisse am Tempel und die Geschichte seiner Gründung (vgl. S. 109f.) eine Hauptrolle gespielt haben.

Eine neue Wendung nahm die Geschichtsschreibung unter dem Einfluß der Prophetie und besonders des Deuteronomiums. Über sie ist schon gesprochen (S. 115f.). Das besondere und, wenige Ausnahmen oder Vorstufen abgerechnet, vollkommen Neue ist hier die eigenartige Durchleuchtung des Stoffes mit einer Idee, der religiös-sittlichen. Die Tatsachen werden in eine ganz bestimmte Beleuchtung gerückt und von ihr aus gedeutet. Die Geschichtsschreibung wird unter den geschichtspolitischen Gesichtspunkt gestellt.

4. Ihr geschichtlicher Wert. — Wie der geschichtliche Wert unserer Bücher zu beurteilen ist, ergibt sich nach allem Gesagten ohne Schwierigkeit. Daß der Wert der deuteronomistischen Stücke nicht in erster Linie auf dem Gebiete der Geschichte, wenigstens der politischen, liegt, sondern anderswo, haben wir oben (S. 116) gehört. So kann es denn wohl kommen, daß beispielsweise Könige, deren politische Wirksamkeit nach allem, was wir vermuten können, recht bedeutend war, entweder, wie Jerobeam II., mit wenig Worten abgetan oder gar, wie Ahab, lediglich mit Tadel bedacht werden.

Um so höher ist die geschichtliche Bedeutung mancher der von Dt uns übermittelten Stoffe. Lieder wie das Deborahlied oder die Klage Davids um Saul und Jona-

tan sind ganz unmittelbare Zeugnisse von allerhöchstem Werte. Nicht minder sind Erzählungen wie die von Gideon in Richter 8 und von Abimelech in Richter 9, ebenso die kultur- und religionsgeschichtlich gleich wichtige Geschichte von der Wanderung Dans in Richt. 17 und 18 von höchstem geschichtlichem Werte. Vor allem aber besitzen wir in der Geschichte von den Feldzügen Davids und den mit ihr in Verbindung stehenden wenig erbau- lichen Ereignissen in Davids Familie (2. Sam. 9—20 und 1. Kön. 1. 2) Urkunden allerersten Ranges. Sie müssen, wie wir hörten, von einem an den Dingen nahe beteiligten, aufs beste unterrichteten Manne herrühren, und man kann auch heute noch nur mit Staunen und Bewunderung auf das hohe Maß von Unparteilichkeit hinweisen, mit dem der Erzähler die Gestalt Davids zeichnete. Er bekennt sich offen als Verehrer und Bewunderer des großen Königs, dessen Seelengröße er im hellsten Lichte erstrahlen läßt, und er macht daneben nicht den geringsten Versuch, die unleugbar vorhandenen schwarzen Schatten im Bilde des Königs zu verwischen, sondern zeichnet mit einer Schonungslosigkeit und Offen- heit, die man unter anderen Umständen als Haß oder Parteilichkeit deuten könnte, seines Helden Schwächen und sein verbrecherisches Tun. — Zu derselben Klasse der geschichtlich höchst bedeutsamen Abschnitte gehörten dann natürlich auch im Königsbuche eine ganze Anzahl größerer und besonders auch kürzer, aber oft recht inhaltreicher Stücke. Von ihnen haben manche, wie oben dargelegt, durch die Inschriften, besonders die assyrischen, eine über- raschende Bestätigung gefunden (während allerdings andere Stücke der Königsbücher von jenen an Genauig- keit übertroffen werden).

Dürfen wir sie alle zu den geschichtlichen Zeugnissen ersten Ranges rechnen, so treten ihnen dann weiterhin

eine stattliche Zahl solcher zur Seite, denen wir zwar nur den zweiten, zum Teil auch den dritten Rang als Urkunden einräumen können, die aber doch wertvolles, teilweise höchst wichtiges Material enthalten. Dahin gehören manche der volkstümlichen Erzählungen über David in Hebron und Jerusalem zu Anfang des zweiten Samuelbuches; ebenso über Sauls Aufkommen und seine ersten Taten; über Ahab und andere der Könige; weiterhin, wenn auch schon in etwas größerer Entfernung von den Ereignissen, Sauls spätere Geschichte und sein Verhältnis zu David; Samuels Geschichte und die von Elias und manches andere. — Alles in allem dürfen wir sagen, daß wir trotz bedeutender Lücken in der Überlieferung über die wichtigsten Zeiträume und Begebenheiten doch recht gut und besser als bei der Mehrheit der anderen Völker des Zeitalters unterrichtet sind.

Nur mit einem Worte mag noch der späteren Geschichtschreibung gedacht sein. In den Büchern der Chronik besitzen wir eine Parallele zu einem großen Teil jener älteren Erzählungsbücher. Aber ihr Wert steht hinter dem der letzteren ganz erheblich zurück. Wo die Chronik eigene Wege geht, folgt sie nicht selten einer recht späten, die Dinge nicht mehr immer unbefangenen beurteilenden Überlieferung. Diese späte Tradition schaltet öfter mit dem überkommenen Stoffe ganz frei; ungeschöne oder störende Züge läßt sie entweder einfach nicht zu oder sie werden künstlich umgedeutet, so daß ein anderes Bild entsteht als die Vorlage zeigte. Vor allem ist die Chronik sehr stark von ganz bestimmten priesterlichen Interessen beeinflusst, so daß auch nach dieser Richtung hin die ältere Überlieferung umgestaltet wird. — Ist dieses Buch demnach nur mit großer Vorsicht als Geschichtsquelle zu verwenden, so sind hingegen die wahrscheinlich demselben Verfasser angehörig Bücher Esra

und Nehemia mehrfach anderer Art. Zwar enthalten auch sie Bestandteile, die große Vorsicht heischen. Doch da im ganzen eine weit spätere Zeit behandelt wird als in der Chronik, so hat begreiflicherweise hier der Erzähler den großen Vorteil für sich, daß er über Dinge berichten kann, denen er selbst und seine Zeit viel näher stehen, als dies bei der Chronik der Fall ist.

7. Kapitel.

Die Eigenart des prophetischen Schrifttums.

Neben der gesetzlichen und geschichtlichen Literatur bildet nun, wie wir sahen, die prophetische Literatur einen eigenartigen Zweig des hebräischen Schrifttums. Es liegt dies in der Natur der Sache. Denn ist das Prophetentum eine ganz eigenartige Erscheinung im Volksleben Israels, die eine ganz selbständige, nur aus sich selbst zu verstehende Stellung innerhalb des Volkstums einnimmt, so läßt sich von dem Schrifttum, das im besonderen Sinne auf sie zurückgeht, zum Voraus daselbe erwarten. Will man aber dies Schrifttum verstehen, so muß man vor allen Dingen scheiden zwischen der heutigen Gestalt der prophetischen Schriften des Alten Testaments und den Erzeugnissen prophetischen Schrifttums in ihrer ältesten Form.

1. Die Propheten als Redner, Dichter und Schriftsteller. — Um die letztere zu gewinnen, müssen wir versuchen, die Propheten selbst als Redner, Dichter und Schriftsteller zu beobachten. Was die Propheten in Israel ihrem inneren Wesen und Berufe nach sind, wird uns später noch in gesonderter Betrachtung zu beschäftigen haben. Wir nehmen von dort das Ergebnis vorweg, daß sie Männer der Gottheit sein wollen, die den Auftrag in sich spüren, dem Volke Jahwes Willen

zu verkünden. Hier, wo wir es mit dem Schrifttum Israels zu tun haben, interessieren sie uns nur als Schriftsteller und in derjenigen Tätigkeit, aus der bei ihnen die schriftstellerische Arbeit unmittelbar herausgewachsen ist. Eben darum kommen für uns hier auch nur diejenigen unter ihnen in Betracht, von denen wir Bücher oder Schriftstücke besitzen.

Wenn man sich fragt, wie wohl die Propheten Israels, die früheren so gut wie die späteren, da sie sich als Verkünder göttlichen Willens an ihr Volk fühlen, dieses ihres Auftrags sich entledigt haben mögen, so wird man von selbst darauf geführt werden, daß sie nicht von Hause aus Schriftsteller gewesen sein mögen, wohl aber es im Laufe der Zeit mit einer gewissen Notwendigkeit wurden. Je mehr das Zeitalter, in dem sie leben, ein literarisches zu werden beginnt; je mehr die weiteren Kreise der Nation sich der Schrift bedienen und des Lesens kundig werden, desto mehr werden naturgemäß auch die Organe und Verkünder des göttlichen Willens in ihr sich dieses immer wichtiger und allgemeiner werdenden Mittels, anderen eine Mitteilung zukommen zu lassen, bedient haben. Denn wollten sie ihrem hohen Auftrage gerecht werden, so mußten sie selbstverständlich zu jeder Zeit gerade dasjenige Mittel, an die Menschen heranzukommen und ihre Gedanken unter die Leute zu bringen, wählen, das für sie das geeignetste war. War einmal die Kunst des Lesens allgemeiner geworden, so gab es hierzu neben dem lebendigen Worte kein besseres Mittel als die Schrift.

Die älteste Art der Betätigung bei den Propheten war wohl neben dem kurzen Wort oder Spruch das Zeichen, die sinnbildliche Handlung. Um die Aufmerksamkeit zu reizen, tut ein Prophet irgend etwas Seltsames, das die Augen der Leute auf ihn lenkt und sie zur Mittel, Alttestamentliche Wissenschaft, 4. Aufl. 9

Frage: warum er derartiges tue? veranlaßt.¹ Das Sinnbild ist so gewählt, daß seine Deutung sich von selbst ergibt, sobald es als Sinnbild erkannt ist. Es bedarf dann nur weniger Worte des Propheten. Auf diese Weise wissen die Propheten, was sie zu sagen haben, eindringlich und auch dem gemeinen Manne leicht faßlich zu machen. Es ist darum wohl verständlich, daß auch die Propheten der späteren Zeit diese Form der Mitteilung noch lieben. Als Beispiele mögen etwa gelten, daß ein Prophet der Zeit des Königs Ahab sich Hörner macht, um dem König zu sagen: „mit solchen wirst du die Aramäer schlagen“ (1. Kön. 22, 11); daß Jesaja eine längere Zeit barfuß und halbnaht — in dem Aufzug des Kriegsgefangenen — einhergeht, um Juda zu sagen, wie es Ägypten und wohl auch Juda selbst ergehen werde (Jes. 20, 1 ff.); oder daß Jeremia sich ein Joch auflegt, Ezechiel das auf einen Ziegelstein gemalte Bild Jerusalems belagert, jener um die babylonische Gefangenschaft, dieser die Belagerung der Hauptstadt anzudeuten (Jer. 27, 1 ff., Ez. 4, 1 ff.).

Werden also, wie man sieht, jene symbolischen Handlungen — schon um ihrer drastischen, unmittelbar in Auge und Sinn fallenden Art willen — auch bei den späteren Propheten gelegentlich, und nicht ganz selten, angewandt, so besteht immerhin ein Unterschied gegen früher. Die Propheten selbst sind mit der fortschreitenden Ausgestaltung des öffentlichen Lebens Redner geworden. Sie begnügen sich nicht mehr mit kurzen Worten oder Sprüchen, und demgemäß sind auch jene Zeichen nicht mehr der Ersatz der deutenden und ausführenden Predigt, sondern nur der Anlaß und die Illustration zu ihr.

¹ Es mag sich in ältester Zeit öfter auch um einen zauberischen Zwang gehandelt haben. Doch tritt da, wo wir das Zeichen beobachten, schon die sinnbildliche Handlung in den Vordergrund.

Auch zu Volksrednern werden sie wohl nicht auf einmal. Die alte Zeit wird bei ihnen auch im Gebrauch des mündlichen Wortes noch mehrfach die minder entwickelten Formen bevorzugt haben. Wir besitzen noch einzelne Andeutungen davon, daß auch in Israel wie auswärts das — unten zu beschreibende — visionäre Erlebnis nicht selten in einzelnen abgerissenen hervorgestoßenen Worten oder Sätzen zum Ausdruck gebracht wird. Doch wird es frühe die Regel geworden sein, daß der Prophet, so wie Jesaja es tut, das im Gesichte Gesehene und Gehörte ins wache Bewußtsein mit herübernimmt und es dann anderen mitteilt, sei es in kurzen, orafelartigen Sprüchen, sei es in längerer Rede. Sollen seine Worte nicht nur wenige vernehmen, sondern soll das Volk sie hören, so muß er es da aussuchen, wo er Leute zu treffen hoffen kann, also im Tempelvorhof, auf dem Platz vor dem Tore, oder wo sonst sich die Menschen versammeln. Seine Rede, sei sie kurz oder lang, wird dann von selbst Ansprache, er selbst Redner.

Wie aus dem Redner, der seine Worte nicht verhallen lassen und sie nicht auf die zufällig Anwesenden beschränkt wissen, sondern auch in weitere Kreise forttragen will, mit Notwendigkeit der Schriftsteller wird, sobald die Zeit des Lesens in einem Volke gekommen ist, ist früher (S. 111) gezeigt. Dabei entsprach es aber dem natürlichen Gang der Dinge, daß die Propheten nicht damit anfangen „Bücher“ zu schreiben, sondern daß der Anfang ihrer Schriftstellerei sich in wesentlich einfacheren Formen bewegt. Ein Spruch, eine einzelne kürzere oder längere Ansprache oder ein paar Stücke der einen oder der anderen Art mögen auf Schrift gebracht worden sein, um den Hörern die Möglichkeit zu geben, das Gehörte zu Hause nachzulesen und es anderen mitzuteilen. Es folgen andere derselben Art — in der Weise von Flug-

blättern unter die Leute gegeben —, und mit der Zeit erwacht das Bedürfnis, die einzeln umlaufenden Stücke zu sammeln, erst zu einer kleineren Einzelsammlung, allmählich durch Vereinerung der kleineren Sammlungen zu einem größeren Buche.

Man sieht aus dem Gesagten, daß die Entstehung der prophetischen Bücher — nicht immer ist der Hergang derselbe, aber bei der Mehrheit der Bücher können wir ihn belegen — teilweise das Ergebnis eines recht verwickelten Prozesses ist. Auch wird sich aus dem Dargelegten zum Voraus die Wahrscheinlichkeit ergeben, daß die Sammlung der einzelnen Stücke, vollends die Herstellung der Bücher, vielleicht sogar die bloße Aufzeichnung der Sprüche und Reden, nicht immer schon Sache des Propheten selbst, sondern mehrfach erst seiner Schüler gewesen sein werde. Dürfen wir uns, wofür viele Anzeichen sprechen, die Tätigkeit der Propheten so vorstellen, daß sie schon im Leben von einem Kreise vertrauter Schüler umgeben sind und daß nach' ihrem Tode die Schüler des Meisters Werk fortsetzen, so werden wir ohne Schwierigkeit verstehen, daß gerade in der Aufzeichnung der Texte sich ein wesentliches Feld für die Tätigkeit der „Schule“ eröffnete.

Auf diesem Wege löst sich wohl auch manche Frage der „Echtheit“ oder „Unechtheit“ einzelner Stücke. Mancher Abschnitt, der die Spuren einer anderen Hand als der des Propheten selbst an sich trägt, kann an sich wohl geistiges Gut jenes Mannes selber sein, aber in einer Form, die zeigt, daß es durch die Hand eines Schülers gegangen und erst von ihm aufgezeichnet ist.

2. Die heutige Gestalt der prophetischen Bücher. Dem Dargelegten entspricht nun durchaus die heutige Gestalt der prophetischen Bücher. Sieht man sie genauer an, so wird besonders dem Laien bei manchen

von ihnen — so bei Jesaias und Jeremias — der Umstand störend und das zusammenhängende Lesen erschwerend in den Weg treten, daß die einzelnen Stücke oft sehr lose aneinandergereiht sind und daß es oft genug gar nicht möglich ist, einen klaren, festgefügtten Gedankenfortschritt wahrzunehmen. Die Beobachtung ist durchaus richtig, und genauere Untersuchung ergibt dann, daß oft kleinere Stücke sehr verschiedenen Charakters und aus sehr verschiedener Zeit eines Propheten heute nebeneinandergestellt sind, während die wirkliche Fortsetzung eines Stückes gelegentlich an einer ganz anderen Stelle des heutigen Buches gesucht werden muß.

Natürlich findet diese Beobachtung ihre Erklärung nur darin, daß die einzelnen Stücke nicht in der richtigen Ordnung auf uns gekommen sind, sowie daß sie überhaupt nicht vom Propheten selbst in diejenige Ordnung gebracht sind, in der wir sie heute lesen. Erinnern wir uns nun weiter dessen, was wir vorhin über die Art der Sammlung und die mutmaßliche Tätigkeit der „Schule“ eines Propheten gehört haben, so wird jene Erscheinung ihre weitere Aufhellung durch die Annahme finden, daß wir es mehrfach mit Einzelsammlungen zu tun haben, von denen ehemals die eine das eine, die andere das andere Stück in sich barg, bis eine spätere Zeit sie aus Pietät gegen die vorgefundenen Sammlungen so aneinanderreihete, wie der Zufall sie ihr selbst dargebieten hatte.

Ja eine genauere Untersuchung läßt auch keinen Zweifel darüber, daß in manche unserer Prophetenbücher größere oder kleinere Abschnitte aufgenommen sind, die tatsächlich gar nicht dem Munde und der Feder des Mannes, dessen Namen sie heute durch die Aufnahme in das Buch tragen, oder eines seiner unmittelbaren Schüler entstammen. Das bekannteste, durchaus aber nicht das

einziges Beispiel dieser Art ist der ganze zweite Hauptteil des Buches Jesaias, Kapitel 40—66 enthaltend. Von Betrug oder Fälschung kann dabei nicht die Rede sein, wohl aber zeigt die Tatsache, daß die Herstellung der heutigen Schriften zum Teil in eine Zeit fällt, in der man über das wirklich dem betreffenden Propheten gehörige Gut nicht mehr hinreichend im Klaren war. In anderen Fällen kann das Hereinkommen fremder Elemente auch die Spur davon sein, daß, ähnlich wie das Gesetz und die geschichtlichen Bücher, so auch die Prophetenschriften durch eine spätere sie überarbeitende Hand gegangen sind.

Die bisher gegebene Darlegung gilt nun zweifellos von der Mehrheit der Prophetenschriften. Von ihnen läßt sich behaupten, daß sie auf mündliche Rede der Propheten zurückgehen. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß je mehr die Verwendung der Schrift fortschreitet, je schwieriger andererseits mit der Zeit das mündliche Auftreten der Propheten als Volksredner werden konnte — man denke an die Zeit des Exils, in der es manchmal vielleicht geradezu unmöglich war —, desto mehr die bloß schriftlich niedergelegte Prophetenrede aufkommt. Bei Ezechiel kann man sich manche Kapitel seines Buches kaum als mündliche Rede denken, ähnlich bei Sacharia. Aber auch beim exilischen Jesaia ist es mehr als fraglich, ob er sein ganzes Buch, ja nur größere Partien je gesprochen habe. In den Jahrhunderten, als die Zeit des lebendigen Prophetentums abgelaufen war und es mehr und mehr dem Stande der Schriftgelehrten weichen mußte, hat sich der Übergang zur neuen Zeit auch dadurch geltend gemacht, daß die Prophetie aus lebendiger Rede zur bloß oder vorwiegend literarischen Erscheinung, zur Buchprophetie, geworden war. —

Eine vielumstrittene, mehrfach noch stark im Flusse befindliche Frage ist endlich die, ob die Prophetenschriften Poesie oder Prosa enthalten. Daß sich in ihnen einzelne gelegentlich eingestreute Lieder und Gedichte finden (vgl. Jes. 5, 1ff.), kommt dabei nicht in Betracht. Sieht man von ihnen ab, so begegnen uns zweifellos immer wieder Abschnitte, die als nichts anderes denn als prosaische Stücke bezeichnet werden können, wenn auch nicht selten die Prosa anderer Art ist als die einfach erzählende. Der Gegenstand bringt es mit sich, daß sie eine gewisse, der gehobenen Rede entsprechende Bewegung zeigt, also als rhetorische Prosa auftritt, wie auch bei uns die öffentliche Rede, sei sie religiöser oder politischer oder welcher Art sonst, ohne zur Dichtung zu werden, sich doch von der alltäglichen Redeweise oder der einfachen erzählenden Prosa durch höheren Schwung und einen gewissen Rhythmus unterscheidet.

Aber auch damit ist dem wirklichen Tatbestand in unseren Büchern nicht Gemüge geleistet. Größere Abschnitte der Prophetenrede gehen ohne Zweifel über die gehobene Prosa hinaus und verraten gebundene Rede im strengen Sinne. Es mag die Frage, in welchem Umfange dies z. B. bei Jeremia oder Haggai der Fall sei, offen bleiben; die Tatsache selbst läßt sich nicht anfechten. Sie entspricht auch durchaus dem, was wir nach allen Analogien zu erwarten haben. Ist, wie wir sahen, die längere Rede aus dem kurzen Spruche entstanden, und gleicht der Hergang der Entstehung von Prophetenrede und Spruch äußerlich demjenigen der Entstehung der antiken Orakel- und Sehersprüche, so wird auch die Form analog sein und sich mit derjenigen der antiken Orakel- und Sehersprüche vergleichen lassen. Sie aber treten mit Vorliebe in gebundener Rede als Disticha, Epigramme und dgl. auf. Und ist andererseits die Prophetenrede oft

genug aus stark bewegter Seelenstimmung geflossen, so wird anzunehmen sein, daß nicht selten die gehobene Stimmung auch in wirklichem Rhythmus der Rede sich spiegeln werde.

8. Kapitel.

Die althebräische Lyrik, besonders die Psalmen-dichtung.

1. Profane und religiöse Lyrik.—Wir haben schon früher gehört, daß das alte Israel ein sangesfrohes Geschlecht war, so daß es kaum einen freudigen oder traurigen Anlaß des Lebens gab, der nicht im Liede besungen worden wäre. Vor allem hatte uns der erzählende Sang beschäftigt, das Heldenlied und der Preis der Taten Israels in alter Zeit. Aber mindestens ebenso reich entwickelt muß nach allem, was uns das Alte Testament sagt oder andeutet, die eigentliche Lyrik gewesen sein. Es gab Preis- und Prahlgesänge, in denen einer sich selbst oder andere ins Licht stellt, wie jener Lamech, der seine eigene Tapferkeit und wilde Rachlust zum Schreden aller, die ihm ein Leid tun könnten, rühmt (1. Mos. 4, 23f.). Und es gab Fluch- und Schmähsänge, wie sie auch die Araber lieben, in denen einer seinen Widersacher herabsetzt, so wie Ruben, Simeon und Levi im sogenannten Segen Jakobs oder die trägen und eigensüchtigen Israelstämme im Liede der Debora verflucht und gescholten werden (1. Mos. 49, 1ff.; Richt. 5, 16f.; vgl. 4. Mos. 21, 27—30). Es gab Erntelieder, in denen der Freude über den Ertrag des Landes Ausdruck gegeben wird (Richt. 9, 27; Jes. 9, 2), Brunnenlieder, die beim Gang zum Brunnen, vielleicht auch beim Graben des Brunnens selbst, gesungen werden (4. Mos. 21, 17f.), und Tafellieder, die

das festliche Maßl würzten (Jes. 5, 12; Am. 6, 5; 2. Sam. 19, 36).

Dor allem aber waren Hochzeit und Liebesleben auf der einen und Tod und Begräbnis auf der anderen Seite hervorragende Gelegenheiten zur Entfaltung dichterischer Gaben. Das fälschlich Salomo zugeschriebene „Lied der Lieder“, das sogenannte Hohe Lied, ist von Hause aus nichts anderes als eine Sammlung von Liebes- oder Hochzeitsgesängen, zwar zum Teil von starker Natürlichkeit, wie sie die Zeit unanständig fand, aber zugleich von höchster Feinheit der Empfindung und zartestem Duft. Man hat die Lieder in einer Zeit, als man ihre derbe Unbefangenheit nicht mehr verstehen konnte, sinnbildlich umgedeutet, und dies Mißverständnis ist wohl der Grund, weshalb die köstliche Sammlung voll wahrer Poesie und reinsten Schönheit, die man nur nicht dadurch, daß man sie in die Hände von Kindern und Unreifen legt, verunehren darf, uns erhalten geblieben ist. Man hat, entsprechend einer in der zu Ende gehenden Generation herrschend gewordenen Neigung, neuerdings auch diese Lieder kurzweg einer sehr späten Zeit zuschreiben wollen. Wahrscheinlich ohne Grund. Manche Anzeichen sprechen dafür, daß die Grundlage der Sammlung der altisraelitischen Zeit zugehört.

Eine nicht minder große Rolle hat die Totenklage und das Klagelied gespielt. Noch heute ist das laute, lärmende Klagen um einen Toten ein wichtiges Stück der Feierlichkeiten, die zur regelrechten Bestattung des Orientalen gehören. So war es schon im Altertum, und vielfach mag nicht allein der Schmerz um den Geschiedenen, sondern neben ihm noch allerlei abergläubische Vorstellung sich in jenen lauten Klagetönen Ausdruck geschaffen haben. Mit der Zeit wird aus dem klagenden Stöhnen eine rhythmisch melodische und in Worte gefaßte

Weise des Klagens, der Klagespruch und das Klagelied. Das schönste Beispiel eines eigentlichen Trauerliedes ist die öfter erwähnte herrliche Elegie, die David auf den Tod Sauls und Jonatans gedichtet hat, s. S. 108, 143. Ihr folgt, nur wenig hinter jener zurückstehend, die ganze Sammlung von elegischen Liedern, die im Buch der Klagelieder zusammengefaßt sind und die den Fall Jerusalems beweinen und die Leiden der Belagerung und der Plünderung durch die Scharen Nebukadrezzars in ergreifender Anschaulichkeit schildern.

Wichtiger aber als alle diese bisher genannten Lieder und Liedsammlungen ist für die Folgezeit diejenige Liedersammlung geworden, die wir unter dem Namen der Psalmen oder des Psalters zusammenfassen. Handelt es sich nämlich bei allen bisher genannten Liedern um profane, weltliche Lyrik, so stellt dagegen der Psalter eine Sammlung religiöser Lieder dar, die in Israel umliefen und die im Laufe der Zeit das religiöse Liederbuch, das „Gesangbuch“ der jüdischen Gemeinde wurden. Wie ist das Buch entstanden?

2. Alter und Entstehung der religiösen Lyrik. David Psalmendichter? — Um diese Frage beantworten zu können, sind wir genötigt, eine Vorfrage zu stellen, die nach Alter und Entstehung der religiösen Lyrik in Israel überhaupt.

Unter dem Einfluß der vorhin erwähnten und früher schon bei der Besprechung der geschlichen Literatur eingehend gewürdigten Neigung, große Teile unserer alttestamentlichen Literatur in die späteste israelitisch-jüdische Periode herabzudrücken, haben neuere Forscher, Wellhausen an der Spitze, auch die Psalmen so gut wie ausschließlich der nachexilischen Zeit zuschreiben wollen. Als wichtigsten Grund für diese These führte man den Satz ins Feld: das alte Israel habe überhaupt nur eine pro-

fane Lyrik befeffen; die religiöse Lyrik, deren wichtigster Teil der Psalter ist, sei im allgemeinen erst ein Zeugnis der nachexilischen Zeit.

Ich kann diesen Satz, so vielfache Verbreitung er gefunden hat, keineswegs für ein gesichertes Ergebnis unserer Wissenschaft, vielmehr nur als die Folge eines schweren und verhängnisvollen Irrtums ansehen.

Tatsächlich wird die religiöse Lyrik in Israel, wie überall im Altertum, so alt sein als die profane. Sollte wirklich ein Unterschied des Alters zwischen beiden vorhanden sein, so wäre es nicht der von jener These gemeinte, sondern eher der umgekehrte: der religiöse Gesang ist nach allem, was zu erwarten ist, eher älter als der profane, denn jünger. Den Glauben aber, daß die religiöse Lyrik in Israel nahezu ein Jahrtausend gebraucht habe, um sich aus der profanen oder neben ihr zu entwickeln, kann ich, von meiner Erkenntnis der Dinge aus, nur als eine Verirrung ansehen, die das Siegel höchster Unwahrscheinlichkeit zum Voraus an sich trägt. Das religiöse Leben hat allezeit für Israel die höchste Bedeutung gehabt. Es ist keineswegs an dem, daß es etwa erst durch die babylonische Gefangenschaft wachgerufen worden wäre. Es ist durch sie nicht geweckt, sondern nur in andere Bahnen gelenkt worden. Und es hat im Altertum so gut pulsiert wie in späterer Zeit. Es müßte daher geradezu im höchsten Grade befremden, wenn die Dichtung, die sich früh in den Dienst der Freude und der Trauer, der Verherrlichung der Helden und des Krieges stellte, sich nicht auch gleichzeitig dem Gotte jener Helden und Kriege zu Diensten gegeben hätte.

Man sieht daraus, daß es in der Tat nicht der ausländischen Muster religiöser Dichtung bedürfte, um den Satz von dem hohen Alter der religiösen Lyrik in Israel wahrscheinlich zu machen. Immerhin mögen sie wenig-

sterns Erwägung finden. In Ägypten kennen wir eine der israelitischen Psalmdichtung verwandte religiöse Dichtung schon in sehr früher Zeit, und die in weiteren Kreisen ungleich bekanntere Erscheinung der babylonischen Psalmen, besonders der Bußpsalmen, gehört ebenfalls schon der Zeit des dritten Jahrtausends v. Chr. an. Nach diesen Analogien und bei der engen Beziehung der Länder untereinander wird jene Annahme noch unwahrscheinlicher als zuvor.

Geradezu widerlegt wird sie aber durch gewisse Tatsachen, auf die wir bei Israel selbst stoßen.

In einem der ergreifendsten Lieder über das Leid der Gefangenschaft in Babel erzählt der Sänger, daß, als die Gefangenen in stummer Trauer an den Wassern zu Babel gesehnen haben und ihre Harfen müßig an den Pappeln bei des Stromes Ufer aufhingen, die von Babel sie um ein „Lied von Zion“ baten. Mit Entrüstung geben jene zur Antwort: „wie könnten wir Jahwe-Lieder singen im fremden Lande!“ (Ps. 137, 1—4). — Was sind jene Lieder von Zion? Es sind Jahwe-Lieder, d. h. Lieder zum Preise des Gottes Israels, religiöse Lieder. Sie auf fremdem, heidnischem Boden zu singen, wäre Entweihung des heiligen Gesanges. Es folgt daraus mit Notwendigkeit, daß sie die Lieder im heimatischen Lande sangen, mit anderen Worten, daß Israel vor dem Exil, und dann ohne Zweifel auch im Tempel und Gottesdienst, religiöse Lieder besessen hat.

Daselbe sagt uns Amos. Indem er über die Außerlichkeit des Gottesdienstes klagt, wird er geradezu zu dem Ausruf fortgerissen (5, 23f.):

Tu weg von mir den Lärm deiner Lieder,
und das Rauschen deiner Harfen mag ich nicht hören!
Der ganze Zusammenhang redet von öffentlichem Gottesdienst: wie Feste und heilige Versammlungen, wie

Brand- und Schlachtopfer, so dargebracht, wie das Volk sie übt, Jahwe ein Greuel sind, so nicht minder auch seine Lieder. Damit können nur religiöse, im Gottesdienste zum Opfer gesungene Lieder, d. h. das, was wir Psalmen nennen, gemeint sein. In der Zeit des Amos und in Betel, wo er wirkt, hat man also religiöse Lyrik gefannt. Dann selbstverständlich auch in Juda und Jerusalem.

Ja, wir können noch weiter hinaufgehen. David hat die heilige Lade nach Jerusalem geschafft und dabei eine feierliche Prozession veranstaltet. Nach 2. Sam. 6, 5 (nach berichtigtem Text) schritt die Prozession „unter Gesängen mit Zithern, Harfen, Pauken . . .“ zum Zion hinauf. Es leidet keinen Zweifel, daß auch hier die Gesänge keine anderen sind als religiöse, die den Preis Jahwes und seiner heiligen Lade verkünden. Ja schon das Deborahlied ist, wenn auch ein Siegesgesang, so doch ein zum Preise des Gottes Israels gesungenes Lied, also ein Stück religiöser Lyrik. Und noch mehr gilt dies von dem noch älteren Triumphgesang der Mirjam nach dem Durchzug durchs Rote Meer. Die Beweisgründe sind nicht erschöpft, aber es mag an ihnen genügen, denn das Vorhandensein einer religiösen Dichtung im alten, doregillischen Israel, und zwar nicht bloß einer vereinzelt, sondern einer in ähnlichem Reichtum wie die profane entwickelten, ist meines Erachtens schlechterdings nicht zu bestreiten. Man kann sogar mit gutem Gewissen noch weiter gehen und kurzweg behaupten: das religiöse Lied, der Psalm, ist so alt als Israel selbst. Schon an seiner Wiege ist er dem Volke gesungen worden.

Hat also das alte Israel Psalmendichtung gefannt, so ist freilich damit immer noch nicht gesagt, daß gerade dieselben Lieder, die wir in unserem Psalter beisammen finden, auch nur zum Teil ihr angehören. Vielmehr ist vorläufig nur die Möglichkeit dieser Annahme erwiesen.

Ob ihr die Wirklichkeit entspricht, bedarf gesonderter Erwägung. Wir müssen deshalb zu unserem Psalter selbst zurückkehren. Vor allem ist die Frage zu untersuchen, in welchem Maß die Überlieferung von einem hervorragenden Anteil Davids an der Psalmenichtung begründet sei.

Nach den Überschriften der Psalmen sollen nicht weniger als 73 Lieder, d. h. mehr als die Hälfte der ganzen Sammlung, auf David zurückgehen. Allerdings ist nicht vollkommen sicher, ob die Überschriften von Hause aus immer so gemeint waren, als bezeichneten sie den Verfasser. Jedenfalls aber wurden sie später allgemein so gedeutet. Es hat sich infolgedessen im Lauf der Zeit geradezu die Überlieferung gebildet, als habe David alle Psalmen verfaßt, so daß der Psalter vielfach kurzweg als ein Werk Davids angesehen wurde. Tatsächlich sind jene Überschriften nur eine trübe Quelle. Es läßt sich nachweisen, daß sie gar keinen Bestandteil des ältesten Textes der Psalmen bilden, sondern erst erheblich nach ihm entstanden sind. Zugleich läßt sich aber auch zeigen, daß manche der um der Überschrift willen dem David zugeschriebenen Psalmen ihrem Inhalte nach gar nicht von ihm stammen können. Es empfiehlt sich daher, überhaupt von den Überschriften abzusehen und die Frage der Abfassung der Psalmen nach inneren Gründen, also mit Rücksicht auf den Inhalt der Lieder, zu erwägen. Jene Überschriften sind darum nicht wertlos; sie stellen eine immer bedeutsame alte Überlieferung dar; aber als selbständige Beweisgründe kommen sie nicht in Frage.

Wie verhält es sich demnach mit jener Überlieferung von David?

Als geschichtlich feststehend darf angenommen werden, daß David ein Dichter von Gottes Gnaden war. Nicht nur kennt die Erzählung der Samuelbücher ihn als Sänger

von gutem Namen, und der Sänger ist meist zugleich Dichter, sondern wir haben auch gewisse (wenn auch nicht viele) Lieder außerhalb des Psalters, die mit bestem Grunde auf ihn zurückgeführt werden. Gehörte ihm nur das eine — unbestreitbar echte — an, das er auf Sauls und Jonatans Tod gesungen hat (2. Sam. 1, 17 ff.), er wäre schon nach ihm als ein Meister der Dichtkunst zu bezeichnen. Wer darauf ausginge, die Perlen der Weltliteratur aus allen Zeiten und Völkern zu sammeln, könnte an jenem Lied nicht vorübergehen.

Als geschichtlich feststehend darf ferner angenommen werden, daß David eine tief religiöse Natur gewesen ist. Davids menschlicher Charakter ist reich an schwarzen Schatten. Es liegt auch für den Bibelforscher keinerlei Grund vor, sie zu beschönigen. Er hat Batseba verfhrt. Er ist an Uria zum gemeinen Mörder geworden. Er hat auch sonst sich nicht freigehalten von despotischer Laune und menschlicher Schwäche. Aber das alles zeigt nur, daß er ein Mensch von Fleisch und Blut ist, wie die Zeit und die Srstenthronen der Zeit sie hervorbrachten. Es zeigt weiter, daß unsere Erzähler ihn uns in voller Wahrheit und in den Grundzügen ganz nach dem wirklichen Leben vorführen, nicht als eine Schablone und nicht als alltäglichen Durchschnittsmenschen. Eben darum haben wir auch das Recht, ihnen zu glauben, wo sie ihn in seiner menschlichen Größe schildern.

Und hier zeichnen sie ihn als geistigen Riesen, turmhoch erhben über die Gestalten des Alltags unter den Zeitgenossen. Sowohl als Mensch wie als religiöser Charakter steht er so da. Als Mensch voll echter Seelengröße klagt er in ergreifenden Tönen ungeschminkten Leides um seinen bittersten Feind, hält er seinem Freunde ritterliche Treue, auch über den Tod hinaus, und bereut er dem Propheten gegenüber aufrichtig seine Schuld. Und

als religiöser Charakter ist er zwar gemäß dem Geiste der Zeit, dem auch er seinen Tribut nicht versagt, nicht frei von abergläubischen und religiös exzentrischen Neigungen. Er huldigt ihnen in seiner allezeit kräftigen temperamentvollen Natürlichkeit vielleicht sogar mehr als andere der Zeitgenossen, ja als manche aus seiner eigenen Umgebung — auch darin sich als ganzen Mann und als vollsaftige, starkblütige Natur bekundend. Aber was er hier tut, fließt aus wahrer Religion. Es ist der Ausdruck einer starken, echten, tief in seinem Innern lebenden Frömmigkeit. Von ihr haben wir Beweise genug (S. 202). Obwohl König, beugt er sich vor Jahwes strafendem Spruch. Jahwes Ehre geht ihm über alles, selbst über die eigene (2. Sam. 6, 22). Ihr zum Rechte zu verhelfen, ist es sein erstes, daß er Jahwes heilige Lade, die Saul verachtet und in einem Winkel des Landes beiseite gestellt hatte, nach seiner Hauptstadt holt, ja daß er seine eigene Hauptstadt zugleich den vornehmsten Wohnsitz seines Gottes sein läßt. Die Überlieferung, daß er selbst an einen Tempelbau gedacht und den Gottesdienst neu eingerichtet, dabei auch dessen musikalischen Teil nicht vergessen habe (vgl. 2. Sam. 6, 5 nach berichtigtem Text mit Am. 6, 5), entbehrt keineswegs allen Grundes.

Nach alledem haben wir vollen Anlaß dazu, daß wir uns David auch als religiösen Dichter vorstellen dürfen. Ja es müßte geradezu auffallen, wenn er seine Harfe nicht auch in den Dienst der ihm so tief am Herzen liegenden Verehrung Jahwes gestellt hätte. Wenn demgemäß sowohl im Psalter als außerhalb eine starke Überlieferung derart auftritt, so haben wir alles Recht, ihr Glauben zu schenken.

Freilich folgt daraus abermals nicht, daß, wenn im heutigen Psalter eine Anzahl Lieder David zugeschrieben sind, gerade sie oder ein Teil von ihnen Davidpsalmen

sein müßten. An sich könnten ja die echten Stücke verloren oder durch jüngere Umdichtung unkenntlich geworden sein. Wenn dagegen im Psalter sich Stücke finden, die nach Form und Inhalt an sich der Zeit Davids zu entsprechen scheinen, so ist andererseits auch keinerlei Veranlassung, sie in übergroßer Bedenlichkeit David abzusprechen. Natürlich müssen es solche Lieder sein, in denen neben der dichterischen Kraft und Eigenart, wie sie aus Davids Trauerlied von 2. Sam. 1, 17 ff. uns entgegenweht, zugleich eine gewisse ungebrochene Natürlichkeit und derbe Urwüchsigkeit religiösen Denkens, wie wir sie bei David sonst antreffen, sich nicht verleugnet. Aber derartige Lieder kennt auch unser heutiger Psalter noch. Es mögen ehemals mehr gewesen sein.

Als Beispiel nenne ich Lieder wie den 24. Psalm in seiner zweiten Hälfte (V. 7—10). Hier werden in höchstönendem Wechselgesang die alten Tore Jerusalems selbst, als wären sie lebende Menschen, erst aufgefordert, sich hoch zu recken, so weit sie können, und stolz ihre Häupter zu erheben, damit der majestätische König durch sie einziehen könne. Seine Majestät ist so erhaben, daß die Tore, so hoch sie sein mögen, zu niedrig scheinen, sie zu fassen. Der gewaltige König droht sie zu sprengen. So der eine Chor. Der andere fragt: „Wer ist denn der majestätische König?“ Der erste gibt die Antwort: „Es ist Jahwe, stark und kraftvoll, Jahwe ein Kriegsheld.“ Es ist kein Zweifel, das Lied feiert den Einzug der Lade, die Heimkehr des Kriegsgottes aus siegreicher Schlacht. Seit den Zeiten Salomos ist die Lade Jahwes schwerlich mehr in die Schlacht geführt worden, wohl aber unter David. Mit diesem Liede mag ihre Heimkehr besungen worden sein. Das ist nicht späte Nachahmung, hier weht die Luft des alten Israel und des Buches der Kriege Jahwes!

Oder man lese den 29. Psalm. Hier werden die „Götteröhne“ aufgerufen, Jahwe Ehre und Preis zu bringen. Und dann wird Jahwe verherrlicht als der majestätische Gewittergott und wird mit höchster dichterischer Kraft sein Tun im Gewitter geschildert, wie seine Donnerstimme die Federn zerspellt, den Libanon und Hermon selbst hüpfen macht wie Kälber, und die Hinden kreischen heißt. Nach Art einer primitiven Naturbetrachtung wird der Donner als der laut tobende, Schrecken erregende für das Wesentliche am Gewitter erachtet. Oder lese man den 19. Psalm, wo die Sonne selbst, Helios mit seinem Wagen gleich, als Held, fast als Sonnengott, gedacht ist, der seinen Weg am Himmelszelt dahinläuft. Das sind Dichtungen von vollendeter dichterischer Meisterschaft und höchster religiöser Kraft, aber in einer Form der Religion, die noch voll ist von urwüchsigem, elementarer Anschauung, die selbst noch stark mit mythologischen Elementen getränkt ist. Auf solche Töne muß Davids Harfe gestimmt gewesen sein.

3. Die egilische und nachegilische Zeit. Individuum oder Gemeinde? — Aber selbstverständlich ist die Psalmendichtung fortgeschritten. Nach David haben andere ihre Lieder gesungen, und sie sangen sie im Geiste ihrer Zeit nach ihrem dichterischen und religiösen Vermögen. Die Zeiten des Exils und der heimgekehrten Gemeinde haben die Sammlung vermehrt, und die gewaltige Erregung der makkabäischen Zeit hat den alten Liedern etliche neue zugefügt. Es ist begreiflich, darf aber nicht zu falschen Schlüssen verleiten, daß uns gerade die Lieder der späteren, besonders der nachegilischen Zeit in verhältnismäßig besonders großer Zahl erhalten sind. Ihre Religion lag den Sammlern der Lieder und dem Geiste, der in der Gemeinde ihrer Zeit herrschte, näher als die der älteren Lieder. Die nicht sehr zahlreichen Beispiele urwüchsiger Psalmendichtung danken wir wahrscheinlich —

ähnlich wie die alten Erzählungen und die weltlichen Lieder — zum guten Teile günstigen Umständen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß mancher späte Psalm ehedem anders lautete und daß seine ältere Urgestalt den Anforderungen einer strenger gewordenen Zeit weichen mußte.

Haben wir nun auch hinreichende Gründe, nicht wenige Lieder der nachexilischen und einzelne sogar der makkabäischen Zeit zuzuweisen, so ist es freilich so gut wie ausgeschlossen, daß auch noch die Zeit der hasmonäischen Könige des letzten Jahrhunderts vor Christus an unserem Psalter Anteil habe. Der Versuch Duhms, dies zu erweisen, ist als gescheitert zu betrachten. Sowohl die Lieder selbst als die Geschichte des Kanons und der Septuaginta sprechen gegen seine Annahme. Wie tatsächlich Lieder jener Zeit beschaffen waren, ersehen wir mit voller Deutlichkeit aus den uns erhaltenen sogenannten „Psalmen Salomos“, einem fälschlich Salomo zugeschriebenen jüdischen Liederbuch der Zeit des Pompejus. Vergleicht man die Lieder mit denen unseres kanonischen Psalters, so kann die grundsätzliche Verschiedenheit beider nicht wohl übersehen werden.

Aber auch von anderer Seite her lassen sich starke Bedenken nicht unterdrücken. Die Sammlung und heiligsprechung (Kanonisierung) unserer alttestamentlichen Bücher muß wohl in der Zeit Jesu schon erhebliche Zeit abgeschlossen gewesen sein. Das letzte noch in den Kanon aufgenommene Buch ist, soweit wir wissen, das um 166 entstandene Buch Daniel. Bald nach seiner Aufnahme wird auch die griechische Übersetzung der jüngsten Gruppe der alttestamentlichen Schriften, der sog. Hagiographen, vollzogen worden sein. Wäre der Kanon zur Zeit des Pompejus nicht abgeschlossen gewesen, es wäre kein Grund abzusehen, weshalb die „Psalmen Salomos“

keine Aufnahme mehr in ihn fanden. In ihrem Inhalt lag ein solcher nicht.

Hieraus darf geschlossen werden, daß Dichtungen der hasmonäischen Zeit, wenn solche außerdem vorhanden waren, demselben Schicksal verfielen. Wir haben deshalb schon aus diesem Grunde keinen Anlaß, solche im Psalter zu suchen.

Zu vielfachen Verhandlungen hat auch die Frage nach dem Subjekt der Psalmen Anlaß gegeben.

Als das redende Subjekt in der Mehrheit der Psalmen hat man in neuerer Zeit vielfach nicht den Dichter selbst ansehen wollen, sondern die Gemeinde, in deren Namen nur der Dichter rede. Diese Anschauung führt meines Erachtens zu einer starken Verkürzung des richtigen Verständnisses vieler Lieder. Sie geht von der irrigen Voraussetzung aus, als müßten alle Psalmen von Hause aus für den Gottesdienst der Gemeinde gedichtet sein. Zu dieser Annahme passen natürlich alle jene Lieder nicht, die, wie die Krankheitspsalmen, manche Bußpsalmen und andere, rein persönliche Angelegenheiten Gott vortragen. Man nahm daher an, daß der persönliche, individuelle Charakter nur die Form darstelle, unter welcher der Dichter die betende Gemeinde reden lasse. Allein die Voraussetzung ist unrichtig. Unser Psalter enthält zu viele Lieder, die sich als für den Gottesdienst gedichtet nicht denken lassen. Man stelle sich den 119. Psalm als im Gottesdienst gesungen, oder wenigstens für diesen Zweck gedichtet vor! Daselbe gilt von manchen anderen Stücken, die streng genommen gar nicht mehr „Lieder“ heißen können, sondern lehrhafte Erzeugnisse schriftstellerischer Muße.

Mit der Voraussetzung fällt auch die Folgerung. In der That läßt sich eine stattliche Zahl von Liedern, wollen wir ihrem echten und tiefen Gehalt gerecht werden,

nur so verstehen, daß in ihnen die Stimmung und Empfindung einer ganz bestimmten Person und einer ganz bestimmten Stunde sich Ausdruck lieh. Lieder wie der 32. oder der 51. Psalm haben gerade darin ihren eigentümlichen Wert und ihre, andere mitziehende, Kraft, daß man in ihnen bestimmte Einzelpersönlichkeiten in schwersten, aber von ihnen wirklich durchlebten Stunden beleuchtet, ihnen auf den Grund der Seele sieht, ihre innerste Gewissensnot, aber auch das Gefühl der Befreiung, die sie erleben, selbst miterlebt. Erklärt man sie so, daß sie nichts persönlich Empfundenes, Selbsterlebtes — im strengsten Sinne — mitteilen, so wird ihnen das eigentliche Lebensmark ausgebrochen. Sie wären dann religiöse Kunstprodukte, denen die Frische der Unmittelbarkeit, die vollendete Wahrheit gerade in entscheidendsten Angelegenheiten des menschlichen Herzens abginge.

Daß der Psalter einzelne Lieder dieser Art enthält, beweist nicht, daß gerade seine besten und tiefsten so entstanden wären. War der Ton einmal getroffen, so konnte er gelegentlich auch nachgeahmt werden. Andererseits, daß ein aus innerster und ureigenster Empfindung einer ergriffenen Seele geströmtes Lied hernach, wenn andere es hören und die Saite angeschlagen finden, die auch in ihren Herzen tönt, von selbst ein Lied anderer, ja aller wird, beweist abermals nicht, daß es als Lied aller gedichtet war. Denn gerade das Beste und Tiefste, was ein Menschenherz erhebt und durchbebt, weil es zugleich das Wahrste und das rein Menschliche ist, schwingt mit Notwendigkeit auch in anderen Herzen mit. Drud des Leides und Freude der Befreiung, Sündennot und Wonne des von ihr Erlösten sind allgemein menschlich. Schildert ein Dichter sie so, daß er in vollendeter Wahrheit seine wirkliche Seele ausschüttet, so muß er solche finden, die ihn zum Führer und zum Dolmetsch

eigener Gefühle wählen. Sein Lied ist Gemeindelied geworden.

4. Die Hauptarten von Psalmen. — Eine für das Verständnis der Psalmen wichtige Frage ist weiterhin die nach ihrer richtigen Einteilung. Man hat es lange versucht, die Lieder lediglich nach dem Eindruck von ihrem Inhalt zu gliedern, etwa in Naturpsalmen, Lob- und Danklieder, Bußpsalmen, Königs- und messianische Lieder usw. Aber man konnte auf diesem Wege weder zu einer Einheit noch zu wirklich befriedigenden Ergebnissen kommen. Erst die neuerschlossenen Kunden von der Israel umgebenden Umwelt haben uns auch hier den richtigen Weg gewiesen und uns darauf achten gelehrt, wie eng auch in Israel von Anfang an der Psalmengesang mit dem Gottesdienst verbunden war. Im Gottesdienst sind die wichtigsten Anlässe für die älteste Psalmenichtung zu suchen; aus dem gottesdienstlichen Brauch und seinen verschiedenen Formen und Anlässen sind daher auch einige der wichtigsten, vor allem die ursprünglichsten Anlässe zum Psalmengesang zu verstehen. Mit anderen Worten: einige Hauptarten sind geschichtlich, genauer: kultusgeschichtlich geworden und darum auch von hier aus zu erklären.

Zu dieser Erkenntnis haben die früher schon erwähnten ausländischen Analogien einen ganz wesentlichen Beitrag geliefert. Im babylonischen Gottesdienst herrschte ehemals die Beschwörung der Gottheit. Sehr früh aber wird sie durch das Lied unterstützt oder ersetzt. Der Lobpreis des Gottes, in dem man seine Größe und Macht besingt, soll den Gott noch mehr, als Zauberformeln oder Opfer allein es vermögen, geneigt machen, dem Betenden seine Huld zuzuwenden. So entsteht der Hymnus, der dann bald auch selbständig, etwa zur Verschönerung des Festes eines Gottes, auftritt. Manche dieser

Hymnen begleiten das Opfer als es bekräftigende Gebete, andere sind wohl besonders aus Anlaß der Prozession, die den Gott in feierlichem Zuge in sein Heiligtum begleitet, von Priesterchören gesungen worden.

Dem Preislied entspricht das Danklied. Man dankt dem Gotte für Heilung von schwerer Krankheit oder für Sieg im Kampfe. Vor allem ist im babylonischen Kultus das Klage lied stark vertreten. Es kann ebensowohl der öffentlichen Notlage wie Mißwachs, Pest, Einfall von Feinden, wie der Krankheit oder Sorge des einzelnen entsprossen sein. Hier haben die bekannten Bußpsalmen ihre Stelle, die ebenfalls dem Kultus angehören, indem sie die Sühneriten des Priesters vorbereiten. Auch das Lehrgedicht ist schon der älteren Dichtung nicht fremd.

Ähnliches findet sich in Ägypten. Hier hat schon die älteste Poesie ebenso die Götter wie den König und seine Großen in Hymnen gefeiert. Besondere Berühmtheit hat im Neuen Reiche ein Hymnus auf den Sonnengott erlangt, der von dem bekannten Kezerkönig Amenophis IV. um 1370 her stammt und auffallende Ähnlichkeit mit manchen Stellen des 104. Psalms verrät. Daneben besitzen wir Beispiele des Dankgebetes, die vermuten lassen, daß die Gattung ziemlich stark vertreten war, sowie des Lehrgedichts.

Wollen wir diesen Tatbestand für das Verständnis der israelitischen Psalmendichtung verwerten, so müssen wir vor allen Dingen uns dessen erinnern, wie alt die Beziehungen zwischen Palästina und den benachbarten Kulturkreisen waren. Schon im zweiten und dritten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung bestand ein lebhafter Verkehr mit dem Osten sowohl als mit Ägypten. Haben also die wichtigsten dichterischen Ausdrucksformen, die wir in der biblischen Psalmendichtung beobachteten, hier schon lange zuvor ihre Stätte gehabt, so wird zunächst

hierdurch das früher schon dargelegte hohe Alter der Psalmen (S. 139) aufs neue erhärtet. Auf der anderen Seite wird aber die Wahrscheinlichkeit zum Voraus schon nahegelegt, daß auch die biblischen Psalmen — unbeschadet der vollen Eigenartigkeit ihres Inhaltes, vor allem der Selbständigkeit ihres religiösen Gehaltes — in Beziehung auf ihre Entstehung einen ähnlichen Weg gegangen sein werden. Auch sie werden ursprünglich im Gottesdienst ihre Stelle haben und aus ihm erwachsen sein.

Die Vermutung findet ihre volle Bestätigung. Auch in Israel ist wie anderwärts das Verhältnis des Gesanges zum Kultus überaus eng. Man knüpft seit alten Zeiten in Israel an bestimmte Anlässe des Lebens, so auch an bestimmte religiöse, im Gottesdienst vor Gott gebrachte Erlebnisse, Sorgen und Anliegen ein Lied. Mirjam hebt ihr Triumphlied am Roten Meere an: „Singet Jahwe!“ Das Deborahlied preist Jahwe für den Sieg. Diese Siegesfeiern sind für sich schon halb oder ganz gottesdienstliche Akte. David hat die Lade in feierlicher Prozession — das ist ein gottesdienstliches Tun — nach Jerusalem geführt und dazu Lieder gesungen (2. Sam. 6, 5. 14). Jesaja weiß davon (30, 29), daß man in der „Nacht der Festwoche“ Lieder singt. Damit wird die nächtliche Passahfeier gemeint sein, die man mit Festgesängen begleitete, etwa in der Art der uns im Psalter noch erhaltenen Pilger- oder Wallfahrtslieder. Derselbe Prophet berichtet bei seiner Berufung vom Gesang der Seraphim vor dem Altar. Die ganze Szene ist dem irdischen Gottesdienst im Tempel nachgebildet und das „Heilig! heilig!“ der Seraphim wird dem Lobgesang der Priester auf Jahwe entsprechen. Die Lade Jahwes wird bei ihrem Aufbruch und ihrer Heimkehr mit einem liturgischen Spruche besungen (4. Mos. 10, 35 f.), ein solcher

ist auch der bekannte Aaronssegens (4. Mos. 6, 23), mit dem der Priester vom Altar aus — also im Tempel — die Hände erhebend Israel segnet: dasselbe tun Eli und David und besonders Salomo bei der Weihe seines Tempels — lauter gottesdienstliche Handlungen (1. Sam. 2, 20; 2. Sam. 6, 17f.; 1. Kön. 8, 55). Hanna, die Mutter Samuels, bringt, nachdem ihr Gebet erhört ist, ein Opfer in Silo dar und singt dazu ein Lied, 1. Sam. 2, 1 ff.

Die Beispiele zeigen, daß auch in Israel, und zwar seit alter und ältester Zeit, der heilige Gesang seinen Ausgang vom Gottesdienst oder von heiligen, dem Gottesdienst verwandten Anlässen genommen hat. Die Einteilung der Psalmen in Klassen ist uns damit an die Hand gegeben.

Die älteste Form mag auch hier der Hymnus sein, der Preis Jahwes. Seine Anfänge können wir bei Mirjam und in Jes. 6, 3 ff. beobachten; im Psalter selbst in Ps. 19A und 29. Früh wird dabei die Wechselrede angewandt worden sein, in der Chöre oder Stimmen einander ablösten, oder es werden Prozessionslieder der Verherrlichung Jahwes bei der Festprozession gedient haben (vgl. Ps. 15; 24; 48; 95). — Eine weitere Klasse bilden die Bitt- und Danklieder. Die letzteren begleiten das Dankopfer etwa bei siegreicher Heimkehr des Heeres oder am „Königstag“ oder nach der Ernte; die ersteren das Bittgebet und Opfer bei Seuchen, Mißwachs und anderen Notlagen oder bei Krankheit, Verfolgung, falscher Anklage eines einzelnen oder bei schwerer Sündenschuld. In solchen Fällen kann das Bittgebet zum Klage- und Bußlied werden. — Das Lehrgedicht entsteht, wenn der Dichter nach Art der Weisheitslehrer und Spruchdichter Weisheitsprüche vorträgt (Ps. 119) oder in der Art der prophetischen Geschichtsbetrachtung die Lehren der Vergangenheit auf die Gegenwart und Zukunft des Volkes anwendet (Ps. 78; 105 ff.), oder den Segen der Frömmigkeit und den

Nutzen des Gesetzes preist (Ps. 1; 112; 119) oder auch Probleme wie das der Gerechtigkeit Gottes in seinem vergeltenden Walten behandelt (Ps. 37; 49; 73).

Hat sich schon hier die Psalmenichtung mehr und mehr von der alten Verbindung mit dem Gottesdienst losgemacht, um ihre eigenen Wege zu gehen, so ist dies noch mehr der Fall in den geistlichen Liedern im engeren Sinne. In dieser Gattung erreicht die Dichtung ihren Höhepunkt. Die priesterliche Vermittlung und die gottesdienstliche Zeremonie abstreifend hat hier die Seele ganz unmittelbar den Weg zu ihrem Gotte gefunden. Das religiöse Empfinden strömt sich hier frei aus in Freude an Gott und seiner Nähe, in der Seligkeit der Gemeinschaft mit Gott und des Besitzes seiner Gnade, in der Anbetung seiner Größe und Güte, im Ausblick auf die herrliche Zukunft, im Stillesein in Gott auch im Leide. In diesen Liedern ruht denn auch vor anderen die tiefe religiöse Kraft der Psalmen und ihr die Zeiten überdauernder ewiger Wert und Gehalt.

5. Die religiöse Bedeutung der Psalmen. — Werden die Psalmen in einigen der besprochenen Punkte, besonders auch in betreff ihres Subjektes, richtig verstanden, dann tritt erst ihre religiöse Bedeutung ins wahre Licht. Und dann kann sie überhaupt nicht hoch genug angeschlagen werden. Nicht als wären alle Lieder des Psalters gleichwertig. Sie sind es weder dichterisch noch religiös. Es gibt unter ihren Verfassern, so gut wie innerhalb unserer Gesangbücher, Meister der Dichtkunst und Lehrlinge in ihr, Männer, denen die Gesetze der Schönheit vom Schöpfer ins Herz geschrieben sind und denen sie aus den Augen leuchten, und solche, die nach fremden Mustern arbeiten und mühsam mit der Form ringen. Und es gibt nicht minder unter ihnen Meister des religiösen Gedankens und der frommen Gefühle, denen sie frei und wahr und groß unmittelbar aus

der Seele quellen, gleich den großen Propheten Israels. Es fehlt aber auch nicht an solchen, die in der Art der Schriftgelehrten des Neuen Testaments am Äußeren haften oder, in der Art kleiner Geister unter den Frommen aller Zeiten, am Lohne hängen oder im Geiste der nie ausgestorbenen alten Volksfrömmigkeit Israels nach Sieg und Rache dürsten. Aus solchen Kreisen sind beispielsweise die viel berufenen Rachepsalmen entsprossen. Sie sind ein geschichtlich lehrreiches Zeugnis dessen, was man zu Zeiten und in religiös minder hochstehenden Kreisen in Israel Gott zutraute. Sie zu entschuldigen, ist nicht nötig: sie gehören einer vergangenen Zeit an; sie zu beschönigen ist nicht minder Torheit als auf sie zu schelten; sie nachzubeten wäre Frevel und kann verständigerweise — auch wenn die Schreden der Gegenwart sie uns um vieles verständlicher machen — heute niemand in den Sinn kommen.

Aber was der Psalter ist und was er uns heute noch sein kann, sehen wir nicht an seinen minderwertigen, einer überwundenen Erkenntnisstufe angehörigen, sondern an seinen besten, über alle Zeit erhabenen Liedern. In ihnen reden wie in den Schriften der Propheten wahre Klassiker der Religion, Große in Israel, Meister und Gewaltige des religiösen Lebens aller Zeiten, Männer, die das an sich verspürt haben, was die innerste Versenkung in den lebendigen Gott und die tiefste Berührung der Seele mit ihm aus einem Menschenherzen machen kann. Das Wort Luthers über den Psalter bleibt ewig wahr: „Da siehest du allen Heiligen — allen wahrhaft Frommen — ins Herz.“ Die ganze Stufenleiter echten religiösen Fühlens von himmelhohem Jauchzen über die Seligkeit des Besitzes Gottes und der Gemeinschaft mit ihm und in der frohen Zuversicht des Gewissensfriedens an, durch das bange Sehnen nach Gott

und seiner Hilfe in schwerem Leide und in tiefer Anfechtung hindurch, bis herab in die tiefste Tiefe der Gottverlassenheit und des Ausgestohenseins in Elend und brennende, ungelöschte Gewissensqual, tönt wieder in diesen Liedern und zittert, wenn wir sie lesen, nach in unserer eigenen Seele.

Man lese in guter Übersetzung Lieder wie den 32. oder den 51. Psalm. Eine ergreifendere und innerlich wahrere Schilderung der verzehrenden, Leib und Seele in der tiefsten Tiefe erschütternden Macht des bösen Gewissens, die einem im Innern lodernden und Leib und Seele mit sengender Glut auflösenden Feuer gleicht, kennt das religiöse Schrifttum aller Zeiten schwerlich. Ebenso wenig eine wahrhaftigere Zeichnung des menschlichen Unvermögens, dem inneren Selbstgericht der Qualen ungetilgter Schuld zu enttrinnen. „Da ich's wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine.“ Oder man vergegenwärtige sich in Ps. 51 die schmerzertregte Einsicht in die tiefe Verstrickung des Menschen in das „radikale Böse“, das Unvermögen, über die tief in der menschlichen Natur haftende Neigung zum Bösen Herr zu werden, und die klagend und hoffnungstroh zugleich andringende Bitte um Reinheit der Seele und gläubige Zuversicht zu Gottes Hilfe: „Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen, zuversichtlichen Sinn!“

Oder man erwäge, was es heißt, wenn der Sänger des 73. Psalms gegen Ende seines Liedes nach bangen Zweifeln sich zu dem aus tiefster Seele fließenden Bekenntnis Gott gegenüber durchringt: „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde; wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott! allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“ Der religiöse Idealismus und die höchste Freiheit von allen irdischen und selbstischen Nebengedanken in ihm

feiern hier den erhabensten Triumph. Ihn verstehen wir erst, wenn wir bedenken, wie viel Irdisches, Außerliches bis in unsere Tage oft genug den Gedanken an Gott und seine Gemeinschaft trübt. Gott schauen, das Jenseits besitzen, ist noch heute vielen lediglich gleichbedeutend mit der Freiheit vom Erdenleid und mancherlei Druck oder mit den Freuden des Paradieses oder dem Wiedersehen mit Geschiedenen. So denken sie den Himmel und darum begehren sie ihn. Hier aber wagt ein Mann Israels, Tausenden von Christen zur Schande, den gewaltigen Gedanken zu denken: selbst der Himmel wäre nichts ohne Gott — er ist gar nicht ein Himmel, er ist mit allen seinen Freuden ein Nichts, ja eine Hölle, wenn Gott nicht dabei ist. Nur Er, nur sein Besitz im Herzen und seine Gemeinschaft im Geiste, also innere geistige Güter, machen den Himmel zur Stätte der Freude und der Seligkeit. Sind sie aber da, so kann kein Erdenleid, ob selbst Leib und Seele untergingen, uns anfechten.

Hier sehen wir hinein in eine Reinheit und Höhe der Betrachtungsweise, die weder Altes noch Neues Testament irgendwo überboten haben noch überbieten konnten! Auch Paulus, wenn er sich freut, abzuschneiden und bei Christo zu sein, kann dem nur beistimmen, nichts aber ihm zufügen als die Beziehung des Heilsgutes auf Christus. Das zeigt uns, daß solche Psalmen zum Höchsten und Besten gehören, was auf dem Gebiete religiösen Lebens je in eines Menschen Herz gekommen ist. Sie wissen natürlich nichts von dem, was dem Christen den Besitz Gottes vermittelt und verbürgt. Aber innerhalb dieser Schranke stehen sie da als weittragende Marksteine reinsten Frömmigkeit und wahrer religiöser Erkenntnis, weit über die Grenzen israelitischen Volkstums und alttestamentlicher Religion hinausweisend und hineinführend

in die Regionen, wo alle Schranken der Völker und Zeiten gefallen sind, die Regionen der ewigen Wahrheit.

Es ist ein oft in Angriff genommenes, noch nie befriedigend gelöstes Problem: welcher Zeit und welchen konkreten Verhältnissen die einzelnen Psalmen entstammen. Manchen Liedern steht ihre Zeit sozusagen an der Stirn geschrieben. Sie wird man nach Kräften aus ihr und aus dem zeitgeschichtlichen Hintergrunde, den sie bietet, zu erklären versuchen. Andere spotten jedes Versuches, sie in zeitliche oder örtliche Grenzen zu bannen. Und sie verlangen ihrem Inhalte nach gar nicht darnach, aus bestimmten, konkreten Verhältnissen heraus, auch wo wir solche als vorhanden vermuten müssen, gedeutet zu werden. Und das ist vielfach nicht ihre Schwäche, sondern ihre Stärke. Sie gleichen gewissen Volksliedern, von denen niemand weiß und fragt: von wannen sie kommen, von wem, wann und wo sie erstmals gesungen wurden, und die doch jeder liebt und singt. Wie jene unmittelbar aus dem Volksgemüt flossen und ihm nun angehören ohne Zeit und Schranke, zeitlos und überzeitlich, so die Psalmen der genannten Art der religiösen Volksseele Israels und aller Zeiten. Sie sind längst nicht mehr Eigentum jenes Volkes. Sie sind lange darüber hinausgewachsen und stehen nun über aller Zeit als Lieder von überzeitlicher Schönheit und, was mehr sagt, von überzeitlicher, ewiger Wahrheit und Größe. Darin tragen sie das Siegel echter Religion, die nicht einem Volk oder Geschlecht, noch einer Zeit, nein, die der Welt und der Ewigkeit gehört.

3. Abschnitt.

**Ergebnisse auf Grund der geschichtlichen
und religionsgeschichtlichen Forschung.**

9. Kapitel.

Die sogenannten Erzväter.

1. Verschiedene Deutungen. — Die Geschichte der sogenannten Erzväter Abraham, Isaak und Jakob, wie sie in 1. Mos. 12—50 erzählt wird, ist in neuerer Zeit Gegenstand besonders lebhafter wissenschaftlicher Auseinandersetzung gewesen. Es handelt sich zunächst um die Frage, wie die Gestalten überhaupt zu deuten sind. In der Hauptsache stehen sich drei Anschauungen schroff gegenüber. Die eine sieht in ihnen alte, zu Menschen herabgesunkene Götter; eine zweite will die Erzählungen von ihnen als Stammgeschichten, die Vätergestalten selbst als personifizierte Stämme, nicht als wirkliche Personen verstanden wissen; während eine dritte sie als wirkliche Personen faßt und demgemäß die hergebrachte, früher für selbstverständlich geltende Anschauung auch als die im wesentlichen richtige in Anspruch nimmt.

Welche der drei Meinungen ist im Rechte?

Prüfen wir zuvörderst die erste! Nach ihr hätte es ehemals in Israel oder bei den Stämmen und Geschlechtern, aus denen später Israel wurde, ehe man Jahwe als Gott verehrte, Gottheiten des Namens Abraham, Isaak, Jakob usw. gegeben. Sie wären mit der Zeit, wohl dadurch, daß der Gott Jahwe die Oberhand gewann, in den Hintergrund getreten und hätten allmählich nur noch als Heroen oder Halbgötter gegolten. In einem noch späteren Stadium wären sie zu Menschen

herabgedrückt worden, und als solche haben sie dann die Würde von Stammvätern des Volkes erhalten. So ungefähr stellt sich diese Theorie den Hergang vor. Allein tatsächlich spricht sehr vieles gegen die Richtigkeit dieser Vermutung und von einem zwingenden Beweis für sie ist entfernt nicht die Rede.

Zunächst muß schon im allgemeinen gesagt werden, daß der Hergang zwar an sich — ganz abstrakt angesehen — denkbar wäre, wie ja auch von manchen behauptet wird, daß in Griechenland und auf anderen Gebieten sich ähnliche Übergänge vollzogen haben; daß er aber da, wo wir ihn auf unserem und den nächst verwandten Gebieten sicher beobachten — nicht bloß vermuten — können, in der Regel umgekehrt verläuft. Wie in Rom dem menschlichen Kaiser göttliche Ehre erwiesen, er also zum Gotte erhoben wird, so wird auch in Ägypten der König als auf die Erde niedergekommener Sonnengott angesehen, und in Assur werden Könige wenigstens nach ihrem Tode zu Göttern erhoben. Bei den Arabern gibt es zahllose Heilige und halbgöttliche Wesen, die an ihren Gräbern verehrt werden. Sie sind durchweg als Menschen gedacht, die zu göttlicher oder wenigstens überirdischer Würde erhoben sind. Bei vielen von ihnen läßt sich nachweisen, daß sie wirklich gelebt haben. Ja in einem Fall ist sogar ein moderner Europäer, der aus Basel stammende Arabienreisende Joh. Ludw. Burckhardt, zu der Ehre gekommen, nach seinem Tode von den Arabern als überirdisches Wesen verehrt zu werden. Derselbe Hergang läßt sich auch schon im alten Ägypten bei bedeutenden Männern belegen. Geschickte Meister oder große Weise werden gelegentlich nach ihrem Tode zu den Göttern erhoben. Alles das spricht dafür, daß mindestens die Regel das Aufsteigen von Menschen zu göttlicher Würde war, nicht das Herabsteigen

von Göttern zu Menschen, für das wir in Israel nicht einen einzigen wirklich sicheren Beweis haben.

Dementsprechend sind denn auch alle Beweisgründe, die für Abraham, Isaac und Jakob als alte Götter beigebracht werden, in hohem Grade unsicher, weil sie sämtlich andere Erklärungen zulassen. Ja die ganze Theorie leidet an innerer Unwahrscheinlichkeit. Nirgends in Israel treffen wir auch nur die geringste Andeutung davon, daß Abraham, Isaac und Jakob irgend einmal in der Vorzeit göttliche Verehrung erwiesen worden sei, daß sie Tempel oder Heiligtümer besaßen, daß sie göttliche Taten, Wunder, Offenbarungen oder dergleichen vollzogen hätten. Nicht einmal etwas von den Dingen, wie sie auf Simson, auf Herakles und andere übertragen sind, ist von ihnen zu lesen. Das einzige, was man hier etwa geltend machen könnte, ist, daß ihre Grabstätten wohl im Altertum schon heilig gehalten wurden und zum Teil heute noch hochgehalten werden. Aber gerade hierin liegt alles andere als ein Beweis. Denn auch Moses, der Prophet Jona und andere, die niemand für Götter erklärt, teilen bis heute dies Schicksal, und jene vorhin erwähnten arabischen Heiligen werden vielfach gerade an ihren Gräbern verehrt.¹

Allerdings wird nun von Abraham gerne geltend gemacht, daß er stark an einen arabisch-edomitischen Gott Dufares erinnere. Der Name soll bedeuten, „der von Sara“, und der letztere Name soll der einer Göttin sein, die dann zu Abrahams Frau gemacht worden sei. Allein eine Göttin Sara ist keineswegs nachgewiesen,

¹ Eben deshalb ist es auch durchaus unberechtigt, wenn Stellen wie Jes. 63, 16 („du [Jahwe] bist unser Vater — Abraham weiß nichts von uns“) der obigen Beweisführung entgegengehalten worden sind. Sie beweisen nur, daß Gestalten wie Abraham gelegentlich als Objekte des Totendienstes galten, nicht aber, daß sie von Haus aus Götter waren.

wir kennen nur ein Gebirge dieses Namens, und „der von Sara“ ist demnach der von den Edomitern hier verehrte Gott, nicht aber der Gatte der Sara, d. h. Abraham. Irgendein greifbarer Zusammenhang Abrahams mit dem Gott Dufares ist nicht erwiesen, auch gar nicht wahrscheinlich, schon deshalb, weil jener edomitische oder richtiger nabatäische Gott ins peträische Arabien gehört, Abraham aber nach dem südlichen Palästina.

Nicht besser steht es mit der von einer anderen Gruppe von Gelehrten (an ihrer Spitze Windler und Jensen) aufgestellten Hypothese, Abraham sei ein babylonischer oder ägyptischer Gott gewesen. Man weist in dieser Hinsicht darauf hin, daß Ur in Chaldäa und Haran, die wichtigsten Stationen der Wanderung Abrahams, ehe er nach Kanaan kam, altberühmte Orte des Mondkultus waren, und auf manche andere Züge, in denen man Anklänge an die Vorstellung von einer Mondgöttheit finden will, die mit dem Gedanken an Abraham verbunden gewesen sein soll. Allein oft genug handelt es sich — dies gilt besonders Jensen gegenüber, aber auch für die Heranziehung der ägyptischen Mythologie — um ganz zufällige Nebenzüge, die für sich nichts beweisen; in anderen Fällen um Unsicheres, noch gar nicht ausreichend Erhärtetes. Was im besonderen die Erwähnung jener Mondstationen anlangt, so haben sie nicht nur für Babylonien kaum eine höhere Bedeutung als andere, und hätten sie sie, so bewiesen sie noch lange nicht, daß Abraham selbst ein Mondgott war; sondern wir wissen auch gar nicht einmal, wo jenes Ur Abrahams eigentlich lag und ob es der ältesten Überlieferung von ihm zugehört.

Ähnlich verhält es sich mit Isaak und Jakob. Bei jenem beruft man sich besonders darauf, daß einmal vom

„Schreden Isaacs“ die Rede ist (1. Mos. 31, 42. 53), bei diesem auf seinen Kampf mit Gott (1. Mos. 32, 23 ff.). Jenen Schreden Isaacs deutet man als den Schreden, der von ihm ausgehe, Isaac selbst demnach als einen schredhaften Dämon. Es ist aber unlängst mit vollem Rechte daran erinnert worden, daß Jakob dort ja beim Schreden „seines Vaters“ Isaac schwöre. Das kann unmöglich soviel bedeuten als beim Schreden, der von seinem Vater Isaac ausgehe. Denn wenn Jakob den Isaac seinen Vater nennt, kann er ihn kaum gleichzeitig als einen Gott ansehen. Das zeigt, daß Isaac durchaus als Mensch gedacht ist, und daß in diesem Zusammenhang auch jener Ausdruck anders verstanden werden muß. Der Schreden Isaacs bedeutet lediglich denjenigen, den Jakobs Vater Isaac fürchtet, also seinen (Isaacs) Gott, wie denn tatsächlich der Ausdruck mit dem anderen „Gott meines Vaters“ wechselt. — Was jenen Ringkampf anlangt, den Jakob nach der Sage mit Gott zu bestehen hat, so ist, wie er im übrigen zu verstehen sein mag (vgl. S. 102), soviel deutlich, daß der Erzählung der Gedanke vollkommen fern liegt, daß Jakob etwas anderes als ein Mensch — wenn auch ein mit gewaltigen Kräften ausgestatteter — sein könnte.

Wie aber steht es mit der Erklärung der Väter als Stämme? Im allgemeinen kann über diese Theorie gesagt werden, daß sie mancherlei Analogie für sich hätte, insofern z. B. die Griechen als die Väter ihrer Stämme mehrfach Männer bezeichnen, die augenscheinlich nichts anderes sind als die nachträgliche Personifikation des Stammes selbst. So wenn von Hellen, dem Vater der Hellenen, Ion, dem Vater der Ionier, Aiolos, dem der Aolier die Rede ist. Diese Art der Einsetzung einer Einzelperson für einen Stamm oder ein Volk kennt die Sprechweise des Alten Testaments ebenfalls recht

wohl, so wenn Eber als Vater der Ebräer bezeichnet wird, oder wenn in der Völkertafel (1. Mos. 10, 15f.) geradezu Ausdrücke gebraucht werden wie: „Kanaan erzeugte Sidon und den Jebusiter, den Amoriter, den Gurgasiter, den Hetiter,“ und in 1. Mos. 25, 14f. als „Söhne“ Israels geradezu Oasen der Wüste wie Duma und Teima genannt sind. Demnach können zweifellos manche alttestamentliche Namen auf diese Art verstanden werden. Aber daraus folgt nicht, daß man dies Schema in pedantischer Weise zum alleinherrschenden machen und mit seiner Hilfe alle alten Namen erklären dürfte.¹ Für einige von ihnen mag es sich eignen. So ist Israel entschieden Volks- oder Stammname. Es ist also wohl möglich, daß dieser Name lediglich nachträglich vom Volk oder einem seiner Hauptstämme auf seinen Ahnherrn Jakob übertragen ist, wie ja auch nach der Überlieferung Jakob nicht von Anfang an den Namen Israel führte. In ähnlicher Weise mögen manche andere Namen zu deuten sein, ohne daß es im einzelnen immer leicht ist, den sicheren Nachweis zu führen, und ohne daß übersehen werden dürfte, daß eine Menge solcher Namen, wie z. B. Hamor, Abieser, Jerachmeel, Machir, Manasse, Sebulon, Simeon u. a. sich sicher von Hause aus als Namen von Personen nachweisen lassen.

Ist also auch grundsätzlich eine solche Deutung für die Erzvätergestalten nicht ausgeschlossen, so ist sie doch gerade bei ihnen tatsächlich nicht wahrscheinlich, ja teilweise unmöglich. Von Abraham können wir mit Sicherheit behaupten, daß sein Name nie als Stamm-

¹ Will man jede Ehe der Väter als Stammverbindung, jedes Sterben als Aussterben eines Stammes, jeden Familienzweig als Stammsehde, jede Reise als Stammwanderung deuten, wie es tatsächlich geschehen ist, in der Meinung „Geschichte“ zu schreiben, so gelangt man zu Ungeheuerlichkeiten, jedenfalls aber ins Bodenlose.

name vorkommt. Nirgends ist von einem Stamm oder Volk Abraham die Rede.¹ Wohl aber können wir nachweisen, daß Abraham in der älteren und kürzeren Form Abram oder Abiram sowohl in Israel als in Assyrien als einfacher Personennamen gebraucht wurde. Ja in einer ägyptischen Inschrift begegnen wir sogar schon im 10. Jahrhundert v. Chr. einem „Seld Abrams“. Auch diese Bezeichnung weist auf einen Personennamen. Und in altbabylonischen Texten ist neuerdings Abraham als ein ganz gewöhnlicher, wie es scheint sogar recht häufig vorkommender, Personennamen nachgewiesen. Ähnliches gilt von Isaak und Jakob. Beide Namen werden zwar gelegentlich für das Volk selbst, also parallel mit Israel, gebraucht. Aber es ist wohl zu beachten, daß diese Ausdrucksweise für Isaak ganz vereinzelt vorkommt (nur Am. 7, 9. 16) und für Jakob fast nur in prophetischen und dichterischen Stellen, also in bewußter Übertragung. Dem entspricht es, daß Jakob auch außerhalb Israels, und zwar schon in sehr alter Zeit, als einfacher Personennamen öfter vorkommt.

2. Der geschichtliche Tatbestand. — Suchen wir uns von hier aus ein Bild des wirklichen geschichtlichen Tatbestandes zu entwerfen, so folgt aus dem Bisherigen, daß die Väter Israels weder als alte Gottheiten noch als alte Stämme zu deuten sind, daß aber schon aus der bloßen Untersuchung der Namen sich entscheidende Gründe dafür ergeben, daß wir es mit wirklichen Personen zu tun haben. Dafür sprechen nun aber auch noch weitere Gründe. Wir haben früher gehört, daß die

¹ Auch in Micha 7, 20 (du wirst an Jakob die Treue bezeigen, an Abraham die Gnade, die du unsern Vätern vor Zeiten geschworen) ist diese Erklärung nur scheinbar richtig. Denn Abraham und Jakob stehen hier, wie die Erwähnung der Väter nur zu deutlich zeigt, augenscheinlich an Stelle der Söhne Abrahams und Jakobs.

Erzählungsbücher, denen die hier in Frage kommenden Geschichten entstammen, das jahwistische und elohistische, in ihrer jetzigen Gestalt etwa dem 9. Jahrhundert v. Chr. angehören, daß sie aber vielfach auf älteren Vorlagen, seien sie mündlicher oder schriftlicher, seien sie prosaischer oder poetischer Art, ruhen, die zum Teil auf eine erheblich frühere Zeit zurückgehen (vgl. S. 102f., 111). Ist das letztere der Fall, so folgt daraus, daß wir, wenn auch der Erzählungsstoff immer sagenhaft ausgeschmückt ist, doch mit viel größerer Zuversicht einen geschichtlichen Kern erwarten können, als wenn sie durchweg so junge Gebilde wären, wie in neuerer Zeit manche Gelehrte angenommen haben.

Dem entspricht es durchaus, daß wir tatsächlich in nicht wenigen Fällen nachweisen können, daß die Überlieferung der Vätergeschichte da und dort recht gute Erinnerungen bewahrt hat oder sich von künstlicher Idealisierung freihält, also im ganzen auf gutem geschichtlichem Boden ruht. Als Belege führe ich an zunächst Tatsachen wie die, daß Abraham und die anderen Väter in der Erzählung über sie nie anders, denn als eingewanderte Fremdlinge im heiligen Lande geschildert werden, die keinen Rechtsanspruch auf den Besitz des Landes erheben; ferner, daß ihre sittlichen Fehler, bei Abraham die Unwahrhaftigkeit in dem Handel um Sara, bei Jakob der Betrug am Vater, mit großer Offenheit dargelegt werden. Eine erst in der Königszeit seit Saul und David geschaffene freie Dichtung hätte wohl Israel im Lande selbst entstanden sein lassen und hätte alle jene Anstöße kurzerhand vermieden. Geschieht das nicht, so darf mit Zuversicht angenommen werden, daß die Erzählung schon in alter Zeit, jedenfalls in der frühen Königszeit vorlag. — Ferner gehört hierher der Umstand, daß augenscheinlich nicht nur nach der Erzählung der

Vätergeschichte, sondern tatsächlich Israels Erinnerung über die Zeit Moses hinüber am Lande Kanaan haftet. Die Schicksale einzelner Orte und Stämme lassen sich nur so wirklich verstehen. Daß Simeon und Levi schon im sog. Segen Jakobs (1. Mos. 49, 5—7) als verflucht gelten und daß sie bei der Eroberung Kanaans wie im Debora-Liede und den Gideongeschichten gar keine nennenswerte Rolle spielen, erklärt sich nur daraus, daß sie schon in vormosaischer Zeit üble Schicksale der Art, wie sie in 1. Mos. 34 vorausgesehen sind, durchgemacht hatten. Ebenso wird die Geschichte Sichems nur verständlich, wenn Sicheim schon in jener alten Zeit einmal Israel gehörte. Denn nachher wird Sicheim erst nach Sauls Tode wieder israelitisch; 1. Mos. 34 ist als Rückspiegelung der Richterzeit unverständlich. — Nicht minder läßt sich die hohe Stellung mancher heiligen Stätten im Süden und weiter nördlich (Hebron, Bersaba, Betel, auch Mahanaim) nur verstehen, wenn Israel an ihnen schon eine religiöse Vergangenheit hatte. — Endlich ist hier zu erwähnen, daß auch die Inschriften für diese Anschauung einzutreten scheinen. Schon in den Listen Thutmes' III. (vor 1450) tritt ein kanaanäischer Ort oder Gau namens Jakob (Jakobel) auf (vielleicht auch ein solcher des Namens Josef). Um 1230 unter Merenptah finden wir einen Stamm „Israel“ in Kanaan — sicherlich als erst zugewandert, wenn auch nicht notwendig in allerjüngster Zeit. In der Zeit des Pharao Seti oder Ramfes' II. wird eine Gebirgsgegend in Galiläa namens Asser erwähnt. In biblischer Zeit kennen wir aber nur einen Stamm, nicht ein Land Asser, und zwar eben in jener Gegend; seine Wohnplätze werden demnach doch wohl auch hier gemeint sein.

Ist das aber der Fall und können wir mit gutem Grunde annehmen, daß die biblischen Väterjagen bei aller

Freiheit, mit der sie im einzelnen schalten, im ganzen — also was die großen Hauptzüge anlangt — doch gute geschichtliche Überlieferung und damit Erinnerung wiedergeben, so gilt dieser Grundsatz im besonderen von ihren Hauptgestalten, den Vätern Israels selbst. Wenn wir nun weiter gesehen haben, daß jene Vätergeschichten und Vätergestalten weder dadurch verständlich werden, daß wir die Väter als Götter, noch dadurch, daß wir sie als ehemalige Stämme fassen; und wenn wir uns dazu noch dessen erinnern, daß wir Namen wie Abraham und Jakob als Namen wirklich vorkommender Personen des Altertums ermittelten: so haben wir allen Grund, zu der Annahme als der einzig möglichen zurückzukommen, daß sie als wirkliche Personen zu fassen sind und daß diese Personen wirklich einmal gelebt haben.

In jüngster Zeit hat man nun freilich versucht, der Annahme, daß jene Personen Gestalten der Geschichte seien, die andere entgegenzustellen, daß man sie zwar als Einzelpersonen faßte, aber als solche, die nur in der Phantasie, nicht aber in der Wirklichkeit gelebt haben. Freilich, sagt man, seien mit ihnen weder Götter noch Stämme gemeint, sondern einfache Personen, Menschen wie andere auch; nur nicht solche, die tatsächlich einmal lebten, sondern solche, die eine frei gestaltende Einbildungskraft früherer Vorzeit sich selbst geschaffen. Den Gestalten des Märchens gleich, die alltägliche Namen von Menschen wie Hans und Grete führen, sollen die Väter Israels lediglich Typen, nicht aber Menschen von Fleisch und Blut gewesen sein.

Nun ist zweifellos richtig, daß die biblischen Vätergeschichten auch einzelne primitive Erzählungen, die lediglich der dichtenden Phantasie entstammen, in sich aufgenommen haben. Beispielsweise wird Jakobs Ring-

Kampf mit einer Gottheit so zu verstehen sein. Aber sie bilden nicht die Substanz, sondern das Beiwerk der Väter Sage. Sie sind ihr als ehemals fremdartige Stoffe erst einverleibt. Vor allem aber sind die in ihr die Hauptrolle spielenden Personen durchaus nicht Träger typischer, in Israel geläufiger Namen von beliebigen Personen, wie sie das Märchen zu wählen liebt. Vielmehr ist Abraham ein ausländischer, in Israel nie recht heimisch gewordener Name, wie denn auch Jakob und Josef niemals in Israel alltägliche Namen geworden sind. Darum eignen sie sich auch keineswegs für solche Typen.

Wir hätten demnach anzunehmen, daß Abraham, Isaak und Jakob Häupter und Führer kleinerer Stämme oder Geschlechter waren, Scheiche herdenbesitzender Wanderstämme, die vom Osten herüberkommend sich in Kanaan festsetzten. Jene hätten sich dann durch natürliche Vermehrung sowohl als besonders durch Angliederung von allerlei ihnen ehemals fremden Elementen mit der Zeit vergrößert, aber auch durch Abspaltung und Abwanderung anderer zeitweilig Nachtheil erlitten. Der wichtigste Fall der letzteren Art wäre die Abwanderung unter Josef nach Ägypten, die einen bedeutenden Theil der Stämme nachzog, doch schwerlich die Gesamtheit. Stämme wie Asser und die zu ihm gehörige Gruppe im Norden Kanaans, vielleicht auch derjenige, der dem Volk später den Namen gab, Israel, scheinen im Lande geblieben zu sein.

Doch darf hier ein mögliches Mißverständnis nicht übersehen werden. Wenn wir auch nach dem Gesagten die Hauptpersonen der Vätergeschichte und deren große Grundthaten mit Entschiedenheit als geschichtlich in Anspruch nehmen können, so folgt daraus abermals nicht, daß wir imstande wären, alle Einzelheiten der

Erzählung über die Väter Israels als geschichtliche Tatsachen zu erhärten. Hierzu fehlen uns vor allem schon die Maßstäbe, an denen wir die Erzählungen messen könnten, und damit die zureichenden Hilfsmittel. Die persönliche Existenz der Hauptgestalten und ihre Haupterlebnisse und Schicksale vermögen wir, wie ich gezeigt habe, an dem Maßstab der allgemeinen geschichtlichen Verhältnisse der Zeit und einzelner uns wohlverbürgter Nachrichten zu messen. Darauf gründen wir die Annahme, daß sie geschichtlich sind. Für die Einzelheiten fehlt uns zum größten Teil dieser Maßstab und darum auch das sichere Urteil. Sie können vielfach geschichtlich sein, müssen es aber nicht. Nur wo einzelne Hergänge etwa für sich bezeugt sind — bei 1. Mos. 14 kann dies beispielsweise in Frage kommen — oder wo sie in so notwendigem Zusammenhang mit den Grundtatsachen stehen, daß sie durch sie bedingt sind, liegen die Dinge günstiger. Wo das nicht der Fall ist, müssen wir uns vielfach bescheiden.

Es kommt dazu, daß nach allem, was wir gehört haben, unsere Nachrichten über die Urzeit nicht derart sind, daß wir an sich schon und ohne weitere Hilfen der eben angedeuteten Art das Recht hätten, sie in allen Einzelzügen für geschichtlich zu halten. Ich habe ja wohl keinen Zweifel darüber gelassen, daß nach meiner Überzeugung die uns zur Verfügung stehenden Nachrichten zum großen Teile erheblich älter sind als die Quellen J und E selbst, wir also dadurch mit jenen Nachrichten den Ereignissen selbst erheblich näher gerückt sind als ohne dies. Aber „Urkunden“ im strengen Sinne sind sie darum nicht, und sie dürfen deshalb auch nicht ohne weiteres, will man den Boden der Wahrheit und der Sicherheit nicht unter den Füßen verlieren, als solche behandelt werden.

Sie sind es nicht, weil sie sich zum größten Teil, wenn nicht ausschließlich, auf Überlieferungen (mehrfach solche volkstümlicher Art) stützen, die lange Zeit mündlich umliefen, also zum Teil auf Volksagen, die man nie ohne weiteres als Geschichtsquellen im strengen Sinne benutzen darf. Und sie sind es ferner nicht, weil, wie wir ebenfalls hörten, gerade jene Quellen J und E vielfach doppelte und in den Einzelzügen auseinander gehende Überlieferungen derselben Hergänge mitteilen. Wo dies der Fall ist, kann natürlich nach allen logischen und historischen Grundsätzen immer höchstens eine der beiden Erzählungen den wirklichen Hergang im einzelnen wiedergeben, ohne daß wir aber meist imstande wären, zu sagen, welche von beiden dies sei. Wir dürfen uns dieser Folgerung nicht entziehen, wir werden auch kein Recht haben, sie verständigen Laien und reifen Schülern, die sie zu fassen vermögen, vorzuenthalten (vgl. noch S. 282 f.).

Auf der anderen Seite hat aber auch gerade dieses Auseinandergehen der Berichte wieder seine besondere Bedeutung nach der entgegengesetzten Richtung. Wir dürfen nicht selten aus jener Erscheinung die Zuversicht schöpfen, daß eine doppelte und dreifache Berichterstattung über denselben Hergang, auch wenn sie in Einzelheiten verschieden gestaltet ist, uns die Gewähr dafür bietet, daß ein hinter den auseinandergehenden Einzelberichten liegender fester Kern gemeinsamer Überlieferungstoffe vorhanden ist, der uns dem wahren Hergang näher bringt.

10. Kapitel.

Mose und das ägyptische Israel.

1. Die Wüstenstämme und die Wanderung. — Wenn wir nun der Geschichte der mosaischen Zeit, die uns in der Hauptsache in 2. Mos. 1—20 erzählt ist,

näher treten, so werden wir zunächst unsere Aufmerksamkeit zu richten haben auf die Wüstenstämme und die Wanderung nach Ägypten und später aus Ägypten weg. Es wird uns dabei der zuletzt bei der Untersuchung der Vätergeschichte gewonnene Gesichtspunkt im Gedächtnis bleiben müssen. Denn auch hier liegen die Dinge in betreff unserer Quellen ganz ähnlich wie dort.

Wir stehen zwar mit ihnen den Ereignissen im allgemeinen um so viel näher, als die mosaische Zeit von der Väterzeit absteht. Immer aber ist der Abstand für viele Partien noch groß genug. Und besitzen wir auch einige alte und zuverlässige Nachrichten, die uns in den Stand setzen, das Bild der Zeit in ihren großen Zügen zu zeichnen, so dürfen wir doch auch hier nicht daran denken, die Erzählungen kurzweg und in ihrer Gesamtheit als Urkunden im strengen Sinne des Wortes zu verwenden. Es kommt dazu, daß wir auch bei der mosaischen Geschichte, ähnlich wie bei der Vätergeschichte, eine Tradition besitzen, die aus sehr verschiedenen Elementen gemischt ist. Überlieferungsströme früheren und späteren Ursprungs fließen zusammen, und es sind auch in ihnen Elemente, die sich nicht einfach als geschichtlich in Anspruch nehmen lassen, sondern die teils der späteren Weiterbildung der Überlieferung angehören, teils sich nicht mehr geschichtlich fassen lassen. Einige Beispiele mögen das erläutern.

Die Wüste Sinai besteht in der Hauptsache aus Sand und besonders aus Steinen und besitzt einzelne wenige Oasen. Es ist nicht wohl möglich, daß eine so große Zahl von Menschen, wie eine Überlieferung im Buche Exodus annimmt, nämlich 600 000 Waffenfähige samt den zugehörigen Greisen, Weibern und Kindern, in ihr längere Zeit hätten existieren können, auch ganz ab-

gesehen von der Ernährungsfrage.¹ — Zur Zeit der Debora zählten die Israeliten, wie uns Richt. 5, 8 sagt, höchstens 40000 Speere. Wahrscheinlich ist aber auch diese Zahl reichlich hoch gegriffen. Es handelt sich daher für die Wüstenzeit jedenfalls um erheblich kleinere Ziffern. Hier liegt demnach augenscheinlich eine stark vergrößernde Überlieferung der späteren Zeit vor. — Sobald jemand für sich den Versuch macht, die Hergänge der Geschichte am Sinai und in der Wüste, etwa von 2. Mos. 18 oder 19 an bis 2. Mos. 35 und weiterhin im Zusammenhang zu lesen, dabei das Augenmerk darauf zu richten, in welcher Weise die einzelnen Ereignisse aufeinander folgen, vor allem, wie Mose auf den Berg steigt, was er oben tut und wie er wieder herab kommt, so wird er ohne Schwierigkeit wahrnehmen, daß es gar nicht möglich ist, einen fortlaufenden Erzählungsfaden festzustellen.² Vielmehr wird ein einzelner Faden angesponnen, dann plötzlich wieder abgerissen und durch einen anderen ersetzt, um dann an einer anderen Stelle neu angeknüpft zu werden. Das zeigt uns deutlich, daß es verschiedene

¹ Ein Rezensent dieses Büchleins, dessen Namen und Blatt ich lieber nicht nennen will, hat es für richtig gehalten, seinen Lesern zu sagen: ich bestreite die Richtigkeit dieser Überlieferung, „da“ die Steppe eine solche Menge „nicht ernähren könne“. Das Gegenteil entspricht der Wahrheit. Ich sehe von der Ernährungsfrage, weil in sie die Erzählung vom Manna und dgl. hereinspielt, ausdrücklich ab. Um, was ich meine, noch deutlicher zu sagen, will ich nur darauf aufmerksam machen, daß 600000 Waffenfähige eine Menschenzahl von 2—3 Millionen voraussetzen lassen. Dazu bedenke man den ganzen Troß an Gepäc und Vieh, den eine solche Zahl von Menschen mit sich führt und frage einen militärischen Sachkundigen, welche Länge ein solcher Zug einnehmen und wie sich die Fortbewegung und das Lagern einer solchen Schar gestalten müßte. Der Arabienforscher Doughty hat eine Länge des Zuges von etwa 30 Tagereisen berechnet.

² Siehe darüber schon oben S. 85f.

Überlieferungen über den Ablauf der Ereignisse im einzelnen gab und daß wir heute wahrscheinlich nicht einmal mehr in der Lage sind, zu sagen, welches die älteste oder die dem wirklichen Hergang am nächsten kommende unter ihnen war, geschweige wie die Dinge im einzelnen sich abgespielt haben.

Serner wenn wir uns die Geschichte der ägyptischen Plagen vergegenwärtigen, so müssen wir auch hier gesehen, daß wir für ihre geschichtliche Wertung keinen Maßstab der Beurteilung haben. Damit will ich nicht sagen, daß sie ungeschichtlich sein müssen. Es kann an sich recht wohl angenommen werden, daß in Ägypten zur Zeit des Auszuges, und auf die Entschlüsse des Pharaos einwirkend, große Landplagen eingetreten sind. Auch läßt sich manche der erzählten Begebenheiten recht wohl aus eigentümlichen, in Ägypten vorkommenden Naturerscheinungen und als außerordentliche Steigerung derselben verstehen. Aber die Einzelheiten auf ihren geschichtlichen Gehalt zu prüfen, dazu fehlen uns alle Anhaltspunkte. Man sieht aus alledem, daß die Dinge in der mosaischen Geschichte mehrfach ähnlich liegen wie in der Urgeschichte. Man muß sich vielfach damit begnügen, den historischen Kern der Überlieferung aufzusuchen.

Nun stehen sich eine im strengsten Sinne überlieferungstreue Auffassung, die die ganze Überlieferung der mosaischen Zeit als feststehende Geschichte ansehen möchte, und eine radikal kritische Ansicht, die Mose und das Wesentliche der Überlieferung von ihm überhaupt für ungeschichtlich erklären will, gegenüber. Daß die erstere nicht haltbar ist, hat das Bisherige schon ergeben; aber auch die zweite erweckt die stärksten Bedenken.

Wir werden am besten ausgehen von der Überlieferung über den ägyptischen Aufenthalt. Haben

überhaupt in der mosaischen Zeit israelitische Stämme in Ägypten gewohnt? Tatsächlich wird mehrfach bezweifelt, daß Israel nach Ägypten gewandert sei. Ist also jene Überlieferung richtig? Wir können antworten: ja, aber die Tatsache muß richtig verstanden werden. Im ganzen darf als wahrscheinlich erklärt werden, daß man die Stämme, aus denen das Volk Israel herausgewachsen ist, in drei Gruppen teilen kann: in kanaanitische, die gar nicht aus Kanaan weggewandert sind, in solche, die nach Ägypten gewandert sind, und endlich drittens in arabisch-sinaitische, die nicht in Ägypten gewesen sind, sondern in der sinaitischen Steppe.

An der Theorie, daß Israel überhaupt nicht in Ägypten gewesen sei, ist wohl so viel richtig, daß vermutlich nicht alle Stämme in Ägypten waren. Einzelne Geschlechter sind höchstwahrscheinlich lediglich in der Steppe gewesen und hier geblieben, bis die aus Ägypten kommenden Stämme sich mit ihnen verbunden haben. Zu ihnen gehörten Teile des späteren Stammes Juda, jedenfalls wichtige Geschlechter, die sich ihm in der Folgezeit angegliedert haben. Ferner haben wir ernste Belege für die Vermutung, daß Geschlechter wie Asser, vielleicht auch Teile von Manasse und etliche andere, schon in der vormosaischen Zeit in Kanaan waren und gar nicht ausgewandert sind. Als dann die Israeliten ins Land eintraten, fanden sie infolgedessen dort manche stammverwandte Elemente vor, auf die sie sich stützen konnten. Endlich aber drittens werden wir der Überlieferung den geschichtlichen Gehalt nicht absprechen können, daß gewisse Stämme, die durch die Namen Josef (Ephraim und Manasse), Benjamin, Simeon und Levi gekennzeichnet werden, infolge von Zwistigkeiten und Heimsuchungen nach Ägypten abwanderten. Es ist recht wohl möglich, daß eine Person namens Josef an ihrer Spitze

stand. Die Geschichte Josefs hingegen, wie sie sich nach der Genesis in Ägypten zugetragen haben soll, gehört wieder zu denen, die man in ihren Einzelheiten historisch nicht näher erhärten kann. Man weiß zwar von bedeutenden Hungersnöten und von gewissen den dort erzählten vergleichbaren Maßregeln in Ägypten; ob diese aber zur Zeit Josefs und im Zusammenhang mit seinem Wirken stattgefunden haben, entzieht sich unserer Kenntnis. Ja die Geschichte von dem, was zwischen Josef und dem Weib des Potiphar vorgeht, hat in einer altägyptischen Erzählung, die älter ist als sie selbst, vielleicht auch einer indischen, eine so auffallende Parallele, daß man sie kaum wird für eine wirkliche Begebenheit ausgeben dürfen.

Immerhin zeigt die Geschichte Josefs, daß ihr Erzähler mit den Verhältnissen in Ägypten außerordentlich wohl vertraut ist. Das beweist natürlich nicht an sich schon ihre Richtigkeit, kann aber doch überall da, wo nicht entscheidende Gründe entgegenstehen, unser Zutrauen zu manchen ihrer Teile heben. So glaubt man neuerdings in einem höchst merkwürdigen ägyptischen Bildwerke geradezu ein Gegenstück zu Josef wiedergefunden zu haben, wie er vom Pharao mit der goldenen Halskette geschmückt wird und wie er seine Brüder in Ägypten aufnimmt. Ja manche Gelehrte sind allen Ernstes der Meinung, jene Abbildung stelle die in Gosen einwandernden Jakobsöhne selbst dar. Dann müßte der mit der goldenen Halskette geschmückte hohe Würdenträger — er heißt Haremheb — ein Beauftragter Josefs sein. Aber auch wenn diese Annahme doch wohl zu Kühn ist und es sich nicht um Josefs Beauftragten und seine Brüder selbst, sondern um einen anderen ägyptischen Großen und andere Asiaten handelt, so bleibt jenes bedeutsame Bild eine wichtige Illustration zur biblischen Geschichte. Es zeigt uns nicht allein, wie genau der Erzähler Ägypten und

was dort vorging kannte, sondern es lehrt uns auch, daß in der Tat solche Dinge, wie sie hier von Josef berichtet sind, in Ägypten vorkamen und sagt uns, wie wir uns die Geschichte Josefs vorzustellen haben. Ja es weckt uns aufs neue die Zuversicht, daß ähnlich wie hier Haremheb, so eines Tages auch noch Josef selbst als der Geleitsmann und Beschützer seiner Stammesgenossen aufgefunden werden könnte. Vgl. dazu Tafel VIII.

Wie steht es nun aber mit dem Aufenthalt in Ägypten selbst? vor allem: auf welche Gründe stützt sich die Annahme, daß Teile Israels wirklich einmal in Ägypten gewesen sind? Ich führe zwei Hauptgründe an. Erstens: die Nachricht tritt nicht nur an der einen oder anderen Stelle auf, sondern sie bildet einen festen, immer wiederkehrenden Bestandteil der Überlieferung. Sie findet sich gleichmäßig bei allen unseren Haupterzählern des Buches Exodus wie bei den Propheten von ihrem Chorführer Amos an bis herab auf die späteren. Eine so sicher und gleichmäßig auftretende Überlieferung fordert zum Voraus Beachtung und darf nicht ohne die zwingendsten Gründe beiseite geschoben werden. Sodann aber zweitens: Es ist nicht leicht ein Volk der Erde, das ein so hohes Selbstgefühl besaß, wie das jüdische Volk. Wenn die jüdische Überlieferung an den Anfang ihrer Geschichte die schwerste Demütigung stellt, die ihr zuteil werden konnte, die Knechtung durch die Ägypter, das Weilen im „Dienst-hause“, wie es so oft heißt, so wäre es bei dem hohen Selbstgefühl Israels höchst merkwürdig, wenn das Volk jene schwere Demütigung selbst erfunden hätte. Wollte man den Anfang der Geschichte lediglich konstruieren, so hätte man sicher ganz andere Wege eingeschlagen. Wie leicht war es der dichtenden Sage, Israel den schwersten Matel seiner Vergangenheit zu ersparen! Daß dies nicht geschah, ist ein starker Beweis dafür, daß ein

ägyptischer Aufenthalt israelitischer Stämme tatsächlich der Geschichte angehört.

Die Namen der mit der Bedrückung Israels in Ägypten und dem Auszug zusammenhängenden Pharaonen kann man wenigstens mit annähernder Sicherheit noch bestimmen. Der Pharaos der Bedrückung ist höchstwahrscheinlich Ramses II., derjenige des Auszuges Merenptah. Beide Bildnisse sind uns erhalten. Siehe Taf. XIV.

2. Die Gestalt Moses. — Doch wäre die Geschichte dieser Periode zum Voraus lückenhaft, wenn wir nicht sofort auch der Hauptgestalt in ihr gedenken wollten, der Gestalt Moses.

Wie haben wir über sie zu urteilen?

Im ganzen ist man heute in den Kreisen der wissenschaftlichen Forscher nicht abgeneigt, Mose für eine geschichtliche Person zu halten; immerhin wird diese Meinung von einigen heftig bekämpft, so daß einige Worte über den Gegenstand nötig sind. Ich schicke voran, daß für mich persönlich Moses geschichtlicher Charakter eine Tatsache von hoher Sicherheit ist. Man wird, wie ich glaube, über sie nicht hinüber kommen können.

Zunächst dürfen wir diese Tatsache aus der Lage der Dinge, wie sie uns in der Zeit des Auszuges — die zunächst als geschichtlich vorausgesetzt — glaubhaft geschildert wird, erschließen. Die Stämme, die in Ägypten und seiner Umgebung weilen, sind eine ungeordnete Masse, ein roher Haufe unter sich isolierter, ihre eigenen Wege gehender Geschlechter ohne nationales Selbstbewußtsein und ohne inneren Zusammenhalt. Beide ihnen erst Mose eingehaucht. Er hat damit an seine Volks eine große nationale Tat getan. Er hat den Stämmen Mut, Begeisterung und Kraft eingeflößt, den Kampf mit den Ägyptern aufzunehmen. Wenn nun aber diese Weise aus einer Gruppe von Geschlechtern

Stämmen ein Ganzes wird und eine Nation zu entstehen beginnt, so geschieht das überall auf Erden nicht aus den Stämmen allein heraus, sondern es ist die Tat einer Persönlichkeit, die den Funken der Begeisterung in die Massen wirft.

Nicht Italien hat sich selbst geeint, sondern Cavour hat das geeinte Italien geschaffen, nicht die deutschen Stämme haben das Deutsche Reich hervorgebracht und die Einheitsidee aus sich selbst in die Tat umgesetzt, sondern Bismarck hat den Funken in sie geworfen und ihn zur Flamme der Begeisterung entfacht. Wäre eine Gestalt wie Mose nicht überliefert, man müßte sie fordern; bietet sie die Überlieferung, so muß man sie als geschichtlich annehmen.

Nun kommt noch dazu, daß Mose ein ägyptischer Name ist; das darf als zweifellos gelten. Mose heißt tatsächlich nicht, wie die Überlieferung annimmt, der aus dem Wasser Gezogene. Das ist lediglich Volksetymologie, wie wir deren so manche in Israel und außerhalb besitzen. Jedem von uns mögen aus seiner Heimat oder ihm näher bekannten Gegenden ähnliche vom Volksmund geschaffene Erklärungen der Namen von Personen, Dörfern, Bergen oder Flüssen geläufig sein. Es sind zumeist freie Versuche, den Namen zu deuten und ihn mit bestimmten Ereignissen in Beziehung zu bringen. Die Ereignisse können an sich ganz wohl geschehen sein; aber ihr Zusammenhang mit dem Namen gehört zumeist der Volkspheantasie an. Mose würde, als hebräisches Wort gefaßt, eigentlich der Herauszieher, d. h. wohl der Befreier, Erlöser bedeuten. Doch handelt es sich hier wohl nur um eine Angleichung eines Fremdworts an die hebräische Sprache, wie sie das Sprachbewußtsein im Blick auf Moses Lebenswerk später vollzogen hat. In der Tat ist Mose ein ägyptisches Wort und heißt eigent-

lich „Kind“. Es ist dasselbe Wort, das wir in der Zusammensetzung auch sonst in ägyptischen Namen (z. B. Thutmoſe) finden. Daß nun die leitende Person der israelitischen Geschichte dieser Zeit gar keinen einheimischen, sondern einen ausländischen Namen führt, und mit ihr manche andere wie Hur und Pinhas, spricht stark dafür, daß sie geschichtlich ist und weiter auch dafür, daß tatsächlich Israel in Ägypten gewesen ist.

Nun nur noch ein paar Worte über die Gestalt selbst, wie wir sie uns zu denken haben. Politisch angesehen ist Mose der Einiger der Stämme, ihr Führer aus Ägypten durch die Wüste und ihr Organisator. Dabei lassen sich gewisse Haupttatsachen geschichtlich erhärten, mindestens im höchsten Grade wahrscheinlich machen. Dazu gehört zunächst der Auszug aus Ägypten und der Durchzug durch das Rote Meer. Wir besitzen im 2. Buch Mose, Kapitel 15 ein Triumphlied, das zwar heute in späterer Überarbeitung vorliegt, dessen Anfangs- und Endstrophe aber dem alten Liede angehört und lautet:

Singt Jahwe ein Lied, denn hoch hat er sich erhoben:
 Rosse und Ritter ins Meer gestürzt.

Es liegt, nach dem, was wir über die Lieddichtung im alten Israel, im besonderen über Schlacht- und Siegesgesänge wissen, kein Grund vor, das Lied anders anzusehen als das der Debora und manches andere, das auf uns gekommen ist. Dann aber liefert es uns den Beweis dafür, daß eine schwere Katastrophe der Art, wie sie uns im zweiten Buch Mose beschrieben ist, die Ägypter im Roten Meere betroffen hat. Was wir über die Beschaffenheit der Nordspitze des Busens von Suez und über gewisse Sährlichkeiten, welche das Heer Napoleons I. hier betroffen haben, wissen, stimmt dazu aufs beste. Mit dem Untergang der Ägypter ist natürlich auch sein Anlaß, der Auszug Israels, aufs neue geschichtlich gesichert. Ferner

gehört hierher der Zug durch die Wüste, und zwar nach dem Gebirge Sinai, dessen Lage wir allerdings nicht vollkommen genau angeben können. Doch spricht nichts Entscheidendes dafür, daß wir den Berg selbst fern von der heutigen Sinaihalbinsel in den Vulkanregionen nördlich von Medina zu suchen hätten, wie neuerdings mehrfach behauptet wurde. An den Sinai knüpft sich die neue Gottesoffenbarung durch Mose. Im Zusammenhang damit steht der Zug nach der Oase Kades und der Kampf um sie, ein längerer Aufenthalt an der Oase und die Fortsetzung der Gesetzgebung daselbst. Die Brunnen dort führen gelegentlich auch den Namen: Rechtsquelle, Wasser des Rechtes (1. Mos. 14, 7, vgl. 2. Mos. 15, 25). Mose spricht dort Recht. Das weist darauf hin, daß an dieser Stelle eine Organisation des Volkes stattfindet, ähnlich derjenigen, die in 2. Mos. 18 beschrieben wird. Daran schließt sich nach längerem Aufenthalt der weitere Zug in die Landschaft am Toten Meere und der Kampf gegen die Amoriterreiche jener Gegend, sowie der Einbruch ins Ostjordanland. Das alles sind Züge, die sich geschichtlich verstehen und ohne Schwierigkeit erhärten lassen.

Das Bild der religiösen Gestalt des Mose gewinnen wir aus den Ereignissen am Sinai und in Kades. Es entspricht der Überlieferung und ist innerlich durchaus wahrscheinlich, daß Mose auf irgendeinem der Berge jener Gegend, den wir nicht näher bestimmen können, die Gewißheit einer besonderen Gottesoffenbarung gewonnen hat. So wird er in der Tat der Religions- und Rechtsstifter des Volkes.

Welcher Art ist diese religiöse Offenbarung? Sie knüpft an den Namen Jahwe an und äußerte sich in bestimmten religiösen und sittlichen Forderungen. Die letzteren sind niedergelegt in den oben auf Mose zurückgeführten Sätzen, an ihrer Spitze das Zehngebot.

Was Mose und seinem Volke am Roten Meere zuteil wird, gab ihnen den Tatbeweis, daß ihr Gott sich zu ihnen bekenne. Was Mose beim feurigen Busch und am Sinai erlebte, bekundet ihm, wie beschaffen dieser Gott sei und was er von seinem Volke heiße. Es ist nicht wesentlich, ob Mose jenen Namen Jahwe selbst dem Volke geschenkt hat. Die Frage kann daher hier auf sich beruhen. Wesentlich ist, welchen Inhalt er mit dem Namen und der durch ihn bezeichneten Gottesvorstellung verband. Nun können wir als das Wesentliche des israelitischen Glaubens der späteren Zeit herausheben, daß der Gott Israels ein einiger und ein sittlicher Gott ist. Zu dieser höchsten Entfaltung der israelitischen Religion müssen die lebenskräftigen Keime in der durch Mose vermittelten Gottesvorstellung schon vorhanden gewesen sein. Das ist das Entscheidende an der mosaischen Gottesoffenbarung und ihr wesentlicher Kern.

Man meint manchmal, daß Mose seine Gottesvorstellung von den Kenitern übernommen habe. Ein Beweis dafür läßt sich nicht führen. Wohl aber läßt sich sagen: wenn Jahwe ein kenitischer Gott gewesen wäre, so wären nach allem, was wir vermuten können, die Keniter das führende Volk geworden, und Israel wäre in ihm aufgegangen. Denn die Religion, der eigentümliche Gottesglaube, macht zu einem guten Teile die nationale Eigentümlichkeit der alten Völker und Stammgruppen aus. Daß Israel das führende Volk wurde, verdankt es seinem Gottesglauben. So sind die Keniter in Israel aufgegangen.

Woher Mose dieses Gotteserlebnis und die aus ihm geflossene Gottesvorstellung und was mit ihr zusammenhing, hatte, das ist in letzter Linie das Geheimnis seines religiösen Genius und seiner religiösen Erfahrung. Denn das religiöse Erlebnis spielt sich in den tiefsten Gründen

der Persönlichkeit selbst ab, in jenen verborgenen Regionen des menschlichen Gemüts- und Seelenlebens, die allein und ausschließlich dem Verkehr der religiös ergriffenen Seele mit der ihr nahen Gottheit erschlossen sind. Uns genügt es, zu wissen, daß Mose, indem ihm in besonderen Stunden solche Erlebnisse zuteil werden, für uns als der Bahnbrecher an die Spitze derjenigen Männer in Israel tritt, in denen wir seine höchsten religiösen Leiter und Meister erkennen, seiner Propheten.¹

11. Kapitel.

Art und Umfang der Eroberung des Landes.

In einer stark aufgepuhten Schmähchrift über die „Große Täuschung“ hat unlängst Friedrich Delitzsch sich auch mit dem Eindringen Israels in Kanaan befaßt. Er hat dabei einige Behauptungen aufgestellt, wie von der „erlogenen Kunde aus Jericho“: Jericho sei lediglich durch den Verrat einer bestochenen Dirne in die Hände Israels gefallen; sodann von dem Blutbad in Südpalästina: in graufiger Monotonie werde von der Niedermetzlung der Bevölkerung berichtet; er ereifert sich darüber um so mehr, als er feststellen muß, daß in Wirklichkeit eine Ausrottung der alten Bevölkerung gar nicht stattfand. Das hindert ihn aber nicht, sich darüber zu entrüsten, daß die Hebräer, obwohl das „Brudervolk der Amoriter“, gegen diese vorgehen, wie sie ihm denn überhaupt nicht viel anderes als eine Räuber- und Mörderhorde sind, „raubende und mordende Nomaden“. So kommt Delitzsch zu dem Ergebnis, daß „Palästina das rechtmäßige Land Israels und Jahwes (Jahos) weder gewesen noch auch trotz Anwendung brutalster Gewalt geworden war, daß vielmehr das Land nach wie vor zu einem großen Teil

¹ Dgl. dazu weiteres unten S. 230f., 236f.

in der Hand seiner älteren Bewohner blieb und daß in-
folgedessen . . . Baal der alleinige rechtmäßige Gott
Kanaans zu sein fortfuhr.“ — Eine leidenschaftslose Dar-
legung des Sachverhaltes mag der Klärung dienen.

1. Die Überlieferung im Buch Josua. — Das
ganze Buch Josua ist der Erzählung von der Eroberung
und Verteilung des Landes durch Israel gewidmet. Nach
Moses Tode, heißt es, habe Josua die Führung über-
nommen und das Volk, das noch jenseits des Jordans
im Gebiet der Moabiter stand, zunächst über den Jordan
geführt. Dabei habe der Jordan, wie es je und dann im
natürlichen Lauf der Dinge zu geschehen pflegt, sich auf
Jahwes besonderes Geheiß so gestaut, daß die Israeliten
trockenen Fußes durchzogen. Ein weiteres Gotteswunder
läßt sodann die unweit am Flusse gelegene Feste Jericho
in die Hände Israels fallen, und nun wird der Weg zum
Gebirge des mittleren Landes freigemacht. Die Städte
Ai und Betel fallen Israel in die Hände, und durch eine
Schlacht bei Gibeon gelingt es Josua, sich in den Besitz
des südlichen Palästina zu setzen, dessen Könige sich zu
gemeinsamer Abwehr vereinigt hatten. Ihre Niederlage
veranlaßt auch die Gewalthaber der nordpalästinischen
Gau, sich gegen Israel zusammenzuschließen. Doch ohne
Erfolg. Auch sie werden von Josua geschlagen, so daß
nun das ganze Land in seinem Besitze ist. Es bleibt ihm
als letzte Aufgabe nur, das so eroberte Land unter die
Stämme Israels zu verteilen. Die zweite Hälfte der
Buches Josua ist dieser Aufgabe gewidmet. Dann tritt
Josua vom Schauplatz ab.

2. Die Überlieferung im Buch der Richter. —
Herrscht hier im ganzen die Vorstellung, als habe schon
Josua das ganze Land restlos erobert und dann unter die
Israelstämme ausgeteilt, so bietet das erste Kapitel des
Richterbuches ein erheblich anderes Bild. Obwohl dem

Josuaabuche nachfolgend und scheinbar die Zeit nach Josuas Tode behandelnd, gehört dieses Kapitel doch in die Zeit Josuas selbst und stellt nichts anderes dar als eine teilweise Parallele zum Buch Josua. Es bietet uns nämlich eine sehr wichtige Skizze der Hergänge zu Beginn der Eroberung Palästinas. Nach ihr haben nach Moses Tode — so muß es wohl ehemals geheißen haben — die Israeliten zuerst Juda gegen die Kanaaniter entsandt. Der Stamm hat den Stamm Simeon mit sich genommen, und es gelang ihnen die Kanaaniter zu schlagen und im weiteren Verlauf der Kämpfe Hebron und das Gebirge Juda zu erobern samt gewissen Gebieten der Südsteppe. Gleichzeitig oder bald danach zieht das „Haus Josef“, d. h. Ephraim und Manasse samt den an sie angeschlossenen Unterstämmen gegen Betel und erobern es mit Hilfe eines Verrats an seiner Stadt übenden Bewohners.

Hier bricht der Bericht ab, der augenscheinlich einmal noch erzählte, was die anderen Stämme, so Manasse, Ephraim, Sebulon, Asser, Naphtali, Dan eroberten. Alle diese weiteren Nachrichten sind uns verloren. Geblieben ist uns an ihrer Stelle lediglich eine kurze, aber überaus wertvolle Übersicht über die von den genannten Stämmen nicht eroberten Gebiete. Aus ihr entnehmen wir, was aus dem Buch Josua, wenn von vereinzelt Notizen abgesehen wird, nicht zu entnehmen war, daß es den eindrucksvollen Israeliten wohl gelang, in ihrer wilden ungebrochenen Tapferkeit sich an wichtigen Punkten im Gebirge festzusetzen, auch einige wenige Städte zu gewinnen, daß ihnen aber ein großes Gebiet vorläufig noch versagt war. Die fruchtbaren Ebenen und die wohlsummauerten und kunstgerecht verteidigten Städte verblieben in der Hauptsache den Landesbewohnern, deren überlegene Kriegskunst und Bewaffnung sich hier entfalten konnte. Sowohl den Streitwagen in der Ebene als den

kunstgerecht angelegten Festungsbauten der Kanaaniter war der urwüchsige Ansturm der tapferen Scharen Israels auf die Dauer nicht gewachsen. Man mußte sich auf eine längere Zeit des Zusammenlebens mit den anderen einrichten. Erst allmählich, hauptsächlich unter den ersten Königen, gelang es Israel, der Kanaaniter vollends Herr zu werden. Die Folgen des nahen Zusammenlebens für die religiöse Entwicklung waren unverkennbar. Denn die Kanaaniter verehren den Baal, und ihre Gottesverehrung bildete darum allezeit eine ernste Gefahr für Israel, worüber das nächste Kapitel Aufschluß geben soll.

3. Die Überlieferung des 4. Mosebuches. — Neben diesen beiden Überlieferungen, die uns in die Zeit nach Moses Tode führen, besteht nun noch eine weitere aus der Zeit Moses selbst. Nach ihr wird schon Mose die Absicht zugeschrieben, unmittelbar von der Wüste aus, also von Süden her, ins Land Kanaan einzudringen. Er sendet zu diesem Zweck Kundschafter dorthin, deren Berichte freilich das Volk entmutigen. Als es dann trotzdem einen Angriff wagt, wird es schmachlich aufs Haupt geschlagen.¹ — Aber es findet sich kürzere oder längere Zeit hernach — Genaueres läßt sich hierüber nicht sagen — die Gelegenheit, die Scharte auszuwehen. Die Kanaaniter der palästinischen Südgebiete treten Israel in den Weg, werden aber geschlagen und aufgerieben.² Beidemal handelt es sich um die Gegend von Horma in der Südsteppe, so daß nach dieser Darstellung Teile jener Südgebiete schon unter Mose in die Hände der Israeliten gefallen wären.

4. Ergebnis. Art der Kriegsführung. — Die vorstehende Übersicht läßt keinen Zweifel darüber, daß die Berichte über das Eindringen Israels in Kanaan der

¹ 4. Mos. 13, 1 ff. 21 ff.; 14, 39 ff.

² 4. Mos. 21, 1—3.

Sichtung bedürfen und daß sie gegeneinander abgewogen werden müssen. Vergleicht man den ersten und den zweiten Bericht, so leuchtet zunächst ohne weiteres ein, daß die im letzteren gegebene Nachricht: Israel habe größere Gebiete des Landes vorläufig nicht erobern können, alle Kennzeichen der Glaubwürdigkeit an sich trägt. Ein Zugeständnis, das dem nationalen Selbstbewußtsein so wenig Rechnung trug, ja ihm unmittelbar entgegentrat, hätte die Sage eher beseitigt als geschaffen. Steht es da, so wird es der Wahrheit entsprechen.

Damit ist zugleich gegeben, daß die Siegesberichte im Buch Josua über die Eroberung des südlichen und nördlichen Landes, desgleichen die Übersicht über die Verteilung des Landes nur so zu verstehen sind, daß hier die spätere vergrößerte Überlieferung verallgemeinert hat. Gewisse Gebiete im Süden wie im Norden hat Israel in seinen Besitz gebracht, um andere mußte es lange kämpfen. Eine Zuteilung der Stammgebiete an die einzelnen Stämme konnte eben deshalb auch nur soweit in Frage kommen, als sie erobert waren oder für die Eroberung ernstlich in Betracht kamen. So wie die Übersicht über die Stammgebiete heute im Buch Josua lautet, kann sie nur das Werk einer erheblich späteren Zeit sein. Mehrfach sind geradezu die idealen Stammgrenzen, die so nie existiert haben, angegeben.

Muß demnach der erste Bericht mehrfach durch den zweiten ergänzt und richtig gestellt werden, so bietet doch auch dieser nicht ohne weiteres den Sachverhalt selbst dar. Einmal ist er, wie schon bemerkt, nur ein Teilbericht, der nach den Anfängen gleich wieder abbricht. Hier kann das Buch Josua mehrfach ergänzend eintreten. Sodann aber hat der dritte Bericht vor dem zweiten voraus, daß die Nachricht: die Südgebiete seien von Süden, also von der Wüste her, und dann schon in der

mosaischen Zeit und in Verbindung mit dem Wüstenzug durch Israel erobert worden, die innere Wahrscheinlichkeit für sich hat. Wir werden uns demnach den Hergang so vorzustellen haben, daß schon in der mosaischen Zeit einzelne Israel angeschlossene Geschlechter nach den südlichen Randgebieten Palästinas vordrängten und sich hier festsetzten. Als dann unter Josua der Stamm Juda mit Simeon zusammen gegen das Gebirge Juda voring, fanden sie hier schon Stammverwandte vor, auf die sie sich stützen konnten, Kaleb und Otniel. Die übrigen Stämme, das Haus Josef mit Josua an der Spitze, gehen gegen das Gebirge Ephraim vor und erobern den Kamm und die Abhänge des Berglandes. In einzelnen Städten und Gauen teilt sich Israel mit den Landesbewohnern in den Besitz, andere besonders durch feste Plätze geschützte Gebiete verbleiben zunächst jenen.

Das Verfahren der Israeliten, da wo sie unbestritten Sieger blieben, war das in jener Zeit übliche: die lebend in die Hände der Sieger Fallenden werden nicht selten „mit der Schärfe des Schwertes“ erschlagen. Und zwar Jahwe zu Ehren. Sie werden, da der Krieg im Namen Jahwes geführt wird, als Jahwe Geweihte oder „Gebannte“, wie Luther übersetzt, behandelt. Gewiß hat ein solcher Gebrauch für geläutertes Empfinden viel Abstoßendes an sich. Aber gegenüber dem gemeinen Raubzug, der lediglich auf Beute ausgeht und was ihm in den Weg tritt, rücksichtslos niedermacht, hat dieses Verfahren bei aller rücksichtslosen Härte doch etwas Achtunggebietendes. Man verzichtet dem Gotte zu Ehren auch auf die Beute. Bedenkt man weiter, wie noch im heutigen islamischen Orient der Andersgläubige vielfacher Verfolgung ausgesetzt ist und in manchen Gegenden damit rechnen muß, als Verächter des Islam erschlagen zu werden; und rechnet man dazu die unleg-

bare Gefahr, die der Jahwereligion von Seiten der Landesbewohner drohte: so wird man auch diesen barbarischen Brauch milder beurteilen und wird versuchen, statt über ihn in billige Entrüstung zu geraten, ihn aus der Geschichte zu verstehen. Am wenigsten aber geht es an, Israel einen besonderen Vorwurf im Vergleich mit anderen gleichzeitigen Völkern aus diesem Brauche zu machen. Daß er keineswegs durchweg geübt wurde und wahrscheinlich in viel bescheidenerem Maße als die späteren Berichte vermuten lassen, schon weil Israel vielfach die Macht dazu fehlte und man auf gegenseitige Verständigung angewiesen war, ist schon berührt. Aber auch abgesehen davon genügt es, einen Blick in die Siegesberichte der assyrischen Könige zu tun, um zu erkennen, daß Israel im Vergleich zu jenen bluttriefenden, von den häßlichsten und ausgesuchten Grausamkeiten strotzenden Schilderungen fast als eine kindliche Unschuld dasteht.

Einige Beispiele genügen: „Ich ließ ihr (der Feinde) Blut gleich Wasser längs ihrer Vorstadt fließen... 5000 Leichen verstümmelte ich.“ „Die Stadt eroberte ich, färbte mit dem Blut ihrer Krieger gleich Wolle die Plätze um ihre Städte, 6000 ihrer Krieger hieb ich nieder... 1200 Städte zerstörte und verbrannte ich.“ „Ich füllte mit Leichen das Blachfeld, färbte mit ihrem Blute den Berg wie Wolle; errichtete einen Pfeiler von Köpfen gegenüber seiner Stadt.“ „3000 Gefangene verbrannte ich mit Feuer.“ „Ich schnitt 600 ihrer Krieger die Köpfe ab... 3000 Gefangene ließ ich herausführen, lebende Männer spießte ich rings um die Stadt auf Pfähle, anderen bohrte ich die Augen aus.“ „700 ihrer Männer spießte ich auf Pfähle, ihre Knaben und Mädchen verbrannte ich zu Asche... 200 Männer nahm ich gefangen und schnitt ihnen die Hände ab.“ „Groß und klein schlugen

sie mit den Waffen nieder . . . hängten ihre Leichen auf Stangen, zogen ihnen die Haut ab und bedeckten die Stadtmauer damit." „Ihre Hälse schnitt ich ab... die Kasse meines Wagens wateten in ihrem Blut wie in einem Strom . . . ich schnitt ihnen die Hoden ab, riß ihnen das Glied aus, schnitt ihnen die Hände ab, „Ihre Zungen riß ich aus und hieb sie zusammen."

Ich hoffe, diese Proben werden hinreichen, Delißsch zu überzeugen, wie recht die Feinde Israels hatten, wenn sie die Könige Israels trotz ihrer rauhen Kriegssitten im Vergleich zu sich selbst immer noch „barmherzige Könige" nennen (1. Kön. 20, 31), aber auch wie sehr er selbst im Unrecht ist, wenn er Israel besonderer Grausamkeit bezichtigt. Zugleich ist damit auch das Urteil über die anderen abfälligen Äußerungen Delißschs gegeben. Daß die Israeliten nicht mit sanfter Hand ins Land eintraten, sondern als Eroberer, dürfte sich doch wohl von selbst verstehen. Nur wer für Kinder spricht, kann sich darüber entrüsten und über „brutale Gewalt" jammern. Will man eine aus der Wüste kommende Kriegerschar „raubende Nomaden" und Baal, weil das Land noch längere Zeit im Mitbesitz der Kanaaniter blieb, den rechtmäßigen Gott des Landes nennen, so ist über solche Urteile nicht zu streiten. Ebensovienig über die Eroberung der Feste Jericho. Wie es bei ihr im einzelnen zugeht, wird niemand genau sagen können. Daß verräterisches Tun der Rahab mitwirkte, ist nicht wahrscheinlich¹. So wenig als bei Betel war hier Grund, das zu verschweigen. Was von Rahab gesagt wird, ist

¹ Auf geradezu falscher Übersetzung von Jos. 2, 18, die sich freilich auch anderwärts findet, ruht die Meinung Delißschs, Rahab habe die Spione an ihrem roten Faden zum Fenster herabgelassen — und zwar ohne daß sie Hals und Beine brechen! Es muß heißen: „an das Fenster, durch das du uns herabgelassen hast."

doch nur, daß sie das war, was wir auch reichlich kennen gelernt haben: eine „Slaumacherin“. Warum soll dieser Zug erlogen sein? Aber selbst dann wäre die Sage von dem Einsturz der Mauern daraus nie entstanden. Hier müssen weitere Vorgänge mitgewirkt haben, die der Nachwelt den Eindruck von Jahwes wunderbarem Walten vermittelten. Etwas mehr geschichtlicher Sinn hätte Delißsch vor mancher übereilten Behauptung bewahren können.

12. Kapitel.

Gottesidee, Religion und Moral der älteren Zeit in Israel.

1. Israel und die Kanaaniter. — Wir werden, wenn wir diesem bedeutsamen Thema näher nachdenken wollen, gut tun, unser Augenmerk zuerst auf die Art des Zusammenlebens mit den Kanaanäern und seine Bedeutung für Israel zu lenken.

Im ganzen, dürfen wir sagen, ist der mosaische Gott, als Israel sich in Kanaan niedergelassen hatte, festgehalten worden. Mindestens war es die Absicht Israels, ihn festzuhalten. Dennoch ist der Gottesglaube weiter Schichten des Volkes in Israel dem Schicksal nicht entgangen, manchen Trübungen unterworfen zu werden, so daß eine starke Kanaanisierung der Religion die Folge war. Wir haben, um das zu verstehen, davon auszugehen, daß Israel in der ersten Zeit nach der Eroberung vielfach mit den Kanaanitern zusammen lebte. Dadurch kam in die israelitische Religion da und dort ein ihr fremder Zug hinein.

Die Geschichte der Eroberung des Landes hat sich, wie wir hörten, nicht so vollzogen, wie es in manchen Schichten des Buches Josua den Anschein hat, als hätte

Israel unter Josua das Land Kanaan restlos erobert, so daß Josua imstande gewesen wäre, das vollständig in Besitz genommene Land unter die einzelnen Stämme zu verteilen. Den historischen Tatbestand erkennen wir aus Richter 1 ganz klar. Josua und die Stämme seiner Zeit haben kräftige Ansätze zur Eroberung des Landes gemacht. Eine Reihe wichtiger Punkte sind erobert worden, andere sind den Kanaanitern verblieben. In der Hauptsache kamen in den Besitz Israels die Orte auf dem Gebirge und die Abhänge des Berglandes. Die fruchtbaren Ebenen hingegen und eine Anzahl fester Städte sind Eigentum der Kanaaniter geblieben. In vielen Orten, wo beide Teile nebeneinander bestanden, ohne daß es dem einen von ihnen gelang, des anderen Herr zu werden, entwickelte sich ein friedlich-schiedliches Zusammenleben, so in Sichem (Richter 9). Man machte aus der Not eine Tugend und suchte sich, so gut es ging, nebeneinander einzurichten. Natürlich entstand so vielfacher Geschäfts- und Handelsverkehr; Mischhehen zwischen Israeliten und Kanaanitern waren die Folge, nicht minder allerlei religiöse Verbindungen herüber und hinüber.

Aus dem Zusammenleben ergab sich von selbst ein Bekanntwerden mit der kanaanitischen Religion. Israel war vielfach noch nicht in die Kultur der Kanaaniter eingedrungen. So werden die Kanaaniter in manchen Dingen die Lehrmeister Israels. Die Israeliten waren in der Hauptsache Viehzüchter, die Kanaaniter dagegen Acker- und Gartenbauer, Städter, Handwerker. Wie wir früher hörten, sind sie im Besitz einer verhältnismäßig entwickelten Kultur und von allerlei Künsten des Friedens und des Krieges, lauter Dingen, die Israel begierig von ihnen aufnimmt. So kommt es, daß, auch wenn Israel politisch die Kanaaniter überwunden hat,

die Besiegten doch geistig die Sieger blieben. Am entschiedensten traten die Folgen dieses Sachverhaltes zutage auf dem Gebiete der Religion.

2. Die (kanaanitisch beeinflusste) Volksreligion. — Die kanaanitische Religion ist in erster Linie eine Religion der Aderbauer, Weingärtner, Gartenzüchter. Sie haftet am Lande, knüpft an die Beschäftigung der Landesbewohner an und hat sich zum großen Teile an ihr entwickelt, kurz sie ist in Kanaan bodenständig. Ihr Hauptgott Baal bedeutet den „Besitzer“, besonders den Besitzer von fruchtspendenden Naturgegenständen und Ortlichkeiten: von Quellen, Bäumen, fruchtbaren Geländen. Überall stößt man auf örtliche Gottheiten, die Baale bestimmter Ortschaften, Berge, Quellen und Gefilde. Diesem Baal wurde Verehrung erwiesen durch Opfer von Früchten und Erträgen des Landes (Hosea 2, 7). Darin lag in der Tat für die Israeliten etwas Neues. Ihre Gottheit war ein erhabener Gott Himmels und der Erden, aber er war nicht eine Gottheit, die Israel im Aderbau unterwiesen hatte; den hatten sie ja nicht, jedenfalls lange nicht oder höchstens gelegentlich, geübt. Darum machte jene neue Gottheit auf sie so tiefen Eindruck. Die Folge war, daß bald auch der kanaanitische Kultus den Israeliten nicht fremd blieb. Sie sahen überall ihre Nachbarn und Dorfgenosser den Baalkultus ausüben; was Wunder, daß sie, wie in anderen Dingen, so auch hier es ihnen nachtun. Aber sie tun es zumeist nicht in dem Sinne, daß sie von ihrem mosaischen Gott abgefallen wären. Vielmehr, indem sie die Formen der Baalverehrung mitmachen, denken sie dabei an ihren eigenen angestammten Gott Jahwe. So entstand die israelitische Volksreligion dieser Zeit, — die Volksreligion hier im Unterschiede von der höheren Religion verstanden.

Ich möchte, indem ich dazu übergehe, diese kanaänisch beeinflusste Volksreligion Israels zu schildern, damit beginnen, ein schweres Mißverständnis abzuwehren, das leider vielfach in unseren gangbaren Darstellungen umgeht. Es ist die Meinung, als wäre diese Vermischung der mosaïschen und israelitischen Religion mit der kanaänitischen Religion kurzweg gleichbedeutend mit der Religion Israels in der fälschlich sogenannten vorprophetischen Zeit, richtiger der Zeit vor den großen kanonischen oder Schriftpropheten, gewesen. In erster Linie haben die unteren, bäuerlichen Schichten des Volkes die Unterscheidung zwischen jener kanaänitisch heidnischen Gottesverehrung und der Verehrung Jahwes nicht vollkommen erfaßt und haben sich ihren Gott Jahwe nach kanaänischem Muster gedacht. Sie waren zunächst betroffen. Weiterhin haben aber dann die Wirkungen dieser verhängnisvollen Verwechslung beider in größerem oder geringerem Maße auch in die anderen Schichten bis hinauf zur Aristokratie und den Regierenden übergriffen; doch nicht so, daß nicht auch immer wieder das Gefühl, daß es sich hier um einen Mißbrauch handle, daneben lebendig geworden wäre.

So werden denn tatsächlich Opfermahle abgehalten nach Art der kanaänischen. Es werden die kanaänischen Opferstätten, von denen früher die Rede gewesen ist, nicht selten einfach herübergenommen in die Religion Israels und auf Jahwe übertragen — ein Hergang, der bekanntlich auch auf anderen Gebieten vielfach zu beobachten ist, nicht zum wenigsten bei christlichen Anbetungsstätten und Wallfahrtsorten an Plätzen, die ehemals der Verehrung römischer, keltischer, germanischer oder slawischer Gottheiten dienten. Wenn Israel in den Besitz einer Ortschaft gelangt war, so setzte es sich auch in den Besitz seiner „Höhe“, wie diese Opferstätten im Alten

Testament so oft heißen, nur daß man an ihr Jahwe verehrte. Es mag ja in Orten, wo die Bevölkerung noch gemischt war, vorgekommen sein, daß ein Israelit von seinem heidnischen Nachbar an den Baalsaltar selbst mitgenommen wurde; aber die Regel war das augenscheinlich nicht. Man opferte im Prinzip Jahwe. Nur daß die Verehrung und die Opferstätte sich vielfach nicht wesentlich von der jenes Baal unterschied.



Abb. 19. Reigen um einen (künstlichen) heiligen Baum (Aschera).

So bleiben dann neben den Altären jene uns aus Gezer und anderen Orten jetzt wohlbekannten, im Alten Testament so viel genannten Masseben oder Steinsäulen, die Symbole des Baal, bestehen; dergleichen die heiligen Bäume, das Symbol der Fruchtbarkeit, und wo sie nicht in Wirklichkeit zu finden sind, ersetzt durch künstlich nachgebildete Baumstümpfe oder heilige Pfähle, hebr. Ascheren genannt, was Luther mit „Haine“ wiedergegeben hat. Sie gelten ursprünglich als der Astarte heilig. Auch jene alten, aus noch früherer Vorzeit stammenden Napflöcher werden zur Verehrung Jahwes herangezogen

worden sein, und manches andere, was eigentlich der Baalsreligion angehörte. Gelegentlich ist sogar das Kinderopfer in der Form des Erstgeburtsopfers in die israelitische Volksreligion hinübergenommen worden. Die Erzählung von der Opferung Isaacs in 1. Mos. 22 hat man vielfach gröblich mißverstanden, indem man sich über den Gott, den sie predigt, und den Geist, der in ihr weht, kräftig entrüstete, als wollte sie selbst das Opfer des Kindes entschuldigen oder gar empfehlen. Ganz im Gegenteil will sie das Kindesopfer geradezu beseitigen und aufs schärfste dagegen protestieren. Der Erzähler will mit ihr sagen: Die Hingabe des eigenen Kindes ist freilich das größte Opfer, das der Mensch der Gottheit bringen kann, und die Glaubensfreudigkeit, die darin liegt, ist eines Abraham würdig; aber der Gott Israels will ein solches Opfer nicht, er hat die Tiere dazu bestimmt, daß der Mensch seine Hingabe an die Gottheit beweise. Nur noch als Glaubensprobe trat der Gedanke, daß Gott ein Kindesopfer fordern könnte, an Abraham, nur noch als Versuchung tritt er später noch an manche heran. Aber eben jener so lebhafteste Protest gegen das Kindesopfer, der die Erzählung durchzieht, beweist, daß es zeitweise tatsächlich auch in Israel vorkam.

Man vergleiche zur Veranschaulichung des eben Gesagten die Abb. 9—12 auf S. 56ff. und Abb. 19—21, sowie die Tafeln II und IV. Noch heute wirken gewisse Vorstellungen der alten Volksreligion im Lande nach. Noch kennt das Volk in Palästina heilige Bäume und Quellen. Die heiligen Bäume werden heute noch mit Weihgaben, besonders Tuchstücken behängt, um das hier weilende überirdische Wesen günstig zu stimmen. Es mag schon im Altertum so gehalten worden sein.

Alles in allem hat in der Tat die Jahwe-Religion in manchen Kreisen einen starken Prozeß der Kanaan-

sierung durchgemacht, so daß, wie schon erwähnt, Jahwe manchmal nicht anders als durch den Namen von den kanaanitischen Göttern zu unterscheiden war. Aus dem großen und reinen Jahwe der Mosezeit ist vielfach in der Anschauung dieser Leute ein Gott geworden, der in seinem Herrschaftsgebiet und der Sphäre seiner Wirksamkeit nach manchen Richtungen beschränkt war und dem Baal und verwandten Gottheiten nicht unähnlich sah. Er wird zum bloßen Landesgott, der nur im Lande Israels als seinem Lande zu gebieten hat, draußen aber das Gebiet fremder Gottheiten anerkennt. Wie vor Zeiten für unsere Staaten und Menschen der Grundsatz galt: *cujus regio ejus religio* — wessen Land, dessen Religion —, so damals vielfach von den Gottheiten. Auch er wird auf Jahwe angewandt. Ein Beispiel hierfür bietet Richter 11, 24. Da stellt Jephtha die beiden Götter: Kamos, den Gott der Ammoniter (genauer der Moabiter), und Jahwe, Israels Gott, einander gegenüber, als wären sie gleichartige Größen. Er betrachtet sie als Landesgottheiten: das Gebiet, das Kamos seinem Volke angewiesen hat, darf dieses beherrschen, dasjenige, das Jahwe Israel zuwies, gehört Israel — als wäre Kamos in der Tat eine Gottheit.

Ferner: in 1. Samuel 26, 19. 20 spricht der von Saul verfolgte David, im Begriffe auf das Gebiet der Philister überzutreten, die Worte: „Höre nun, mein Herr König: diejenigen, die mich bei dir angeklagt haben, sie seien verflucht. Sie verstoßen mich heute aus dem Eigentum Jahwes und sprechen: Gehe hin, diene anderen Göttern.“ Es kann hier die Frage auf sich beruhen, ob David die Worte wirklich gesprochen hat oder ob nur der Erzähler sie ihm in den Mund legte. Ebenso die andere, ob David, wenn er sie sprach, mit ihnen seiner eigenen Überzeugung oder nur der gewisser Leute — das letztere ist recht wohl

möglich — Ausdruck gab. Die Tatsache bleibt bestehen, daß der Erzähler voraussetzt, daß es Leute in Israel gab, die so dachten, wie es hier zu lesen ist. Leute also in der Umgebung Sauls bringen es dahin, daß David nach dem Lande der Philister gehen muß. In ihrem Gebiete aber muß er anderen Göttern opfern; denn dort herrscht Dagon und die anderen Götter der Philister. Die Vorstellung ist freilich nie die allein herrschende. Es gab daneben auch eine andere. Für uns kommt hier nur die Tatsache in Betracht, daß jene in Wirklichkeit vorhanden war.

Ist Jahwe aber hier als ein Gott vorgestellt, dessen Machtbereich nicht unbegrenzt ist, so wird er auch sonst nicht ohne alle Schranken seines Wesens gedacht sein. Ich erinnere damit an Geschichten, die der Jahwist aus älteren Sagen übernommen hat: Gott geht im Paradiese spazieren, „er ergeht sich im Abendwinde“ (wie es wörtlich heißt), er steigt vom Himmel herunter, um sich zu überzeugen, ob sich's mit dem Turmbau zu Babel oder dem Treiben derer von Sodom so verhält, wie ihm berichtet. Er besucht den Abraham, speist bei ihm und geht mit ihm. Schranken sind selbst vorhanden in bezug auf das geistige Wesen Gottes: Er braust auf, wenn man seiner heiligen Lade zu nahe kommt (1. Sam. 6, 19; 2. Sam. 6, 6—10). Er stiftet Menschen gegen andere auf (1. Sam. 26, 19), oder er reizt sogar den Menschen selbst zum Bösen an: die verhängnisvolle Volkszählung, die David zur schweren Sünde wird, hat er ihm selbst ins Herz gegeben, 2. Sam. 24, 1. (Der Erzähler der Chronik in 1. Chr. 21, 1 fühlt das Bedenklliche dieser Ausdrucksweise und läßt statt Jahwe den Satan eintreten.) Immerhin ist Gott auch hier durchaus nicht als böses Wesen gedacht, sondern nur als die absolute Kausalität selbst. Es ist ein unbeholfener Ausdruck für den

richtigen Gedanken, daß Gott alles in allem ist und daß auch bei bösem, gottwidrigem Tun des Menschen Gott irgendwie zulassend oder nicht hindernd gedacht werden muß. Aber daß der Ausdruck, freilich im Munde eines durchaus volkstümlichen Erzählers, diese Form annehmen konnte, beweist, daß in seiner Vorstellung von Gott etwas nicht richtig ist.

Weiter wissen wir, daß die kanaanitischen Opferfeste mit wilden Orgien verbunden waren, daß nicht nur bei den Opfern große Festgelage stattfanden, sondern



Abb. 20. Assyrische Opferzene mit Altar und heiligem Pfeiler, der von den Anbetenden bestrichen oder gestreichelt wird.

daß die kanaanitischen Sitten hierbei vielfach einen dionysisch-bacchischen Charakter annahmen. Unter Paukenschlag und rauschender Musik werden Festreigen um den Altar oder das heilige Symbol aufgeführt, die (gleich dem Tanz ums goldene Kalb oder dem wilden bacchantischen Rasen der Baalspriester auf dem Karmel) zu sinnverwirrenden, betäubenden orgiastischen Tänzen ausarten können. Vgl. Abb. 19 und 21. Hierher gehört auch die religiöse Prostitution. Wir hörten schon, daß Baal ein Gott der Fruchtbarkeit war, ebenso wie seine Gemahlin Astarte, der Fruchtbarkeit in allen ihren Formen, auch denen des tierischen und menschlichen Zeugens. Man glaubte darum, wie in anderen asiatischen

Religionen, so auch in der kanaanäischen, der Gottheit der Fruchtbarkeit auch in der Weise der religiösen Prostitution Verehrung erweisen zu müssen.



Abb. 21. Opferhandlung mit heiligem Festreigen. Die Teilnehmer am Reigen schreiten auf den kunstreich geformten, mit zwei eigentümlichen hörnerartigen Aufsätzen versehenen Altar zu, vorbei an einer Reihe heiliger Pfeiler oder Säulen mit Lotuskapitellen. Neben dem Altar ein Gabentisch mit Vasen, unmittelbar vor ihm ein Darbringender, hinter ihm auf einem Stuhl eine Frau, an einer blühenden Blume riechend und mit einer Frucht in der Hand. Hinter ihr Frauen, die mit Musikinstrumenten den Rhythmus des Reigentanzes angeben.

So herb es klingen mag und so beklagenswert diese schlimmste Ausgeburt des irrenden Gewissens sein mag: für den, der die Macht der niederen Instinkte über die Menschenseele kennt, ist es begreiflich, daß alle diese Dinge auch in der israelitischen Volksreligion Eingang

fanden. So gab es denn zuzeiten auch in Israel Tempel-
 dirnen, Frauen, die am Altar oder in seiner Nähe das
 Opfer der Keuschheit brachten, selbst männliche Prosti-
 tuierte. Amos und andere Schriftsteller reden davon mit
 großer Offenheit. Von hier aus ist auch die Geschichte
 der Midianiter am Ende des Buches Numeri (4. Mos.
 25) zu verstehen. Mit Beziehung auf diese Dinge wird
 in 1. Mos. 9, 22 die Lüsternheit Hams, des Vaters Ka-
 naans (oder, wie es wohl ursprünglich hieß: Kanaans),
 verflucht, und vorwiegend im Blick auf sie heißt es in
 1. Mos. 15, 16: die Schuld der Amoriter sei noch nicht
 alle, sie werde aber bald voll sein, und in Kapitel 19
 desselben Buches wird uns die Lasterhaftigkeit der Kana-
 aniter in Form der Sodomiterei geschildert. Der Erzähler
 dieser Geschichten, wenn er um ihrer willen die Kana-
 aniter und Amoriter schilt, weiß wohl, daß nicht alle
 Männer und Frauen in Israel von solchen Dingen, im
 Gottesdienst und außerhalb desselben, frei sind, aber er
 weiß auch, daß dieses Tun der Jahwe-Religion nicht ent-
 spricht und daß die kanaanäisch-amoritische Religion und
 Sitte eine furchtbare und dauernde Gefahr für Israel in
 sich barg. So verstehen wir auch die oft harte und uner-
 bittliche Gesinnung den Kanaanitern gegenüber und manche
 uns grausam erscheinende Maßregel (s. S. 208f. u. S. 188).

Es ist kein erfreuliches Bild, das sich damit darbietet.
 Aber der weitere Verlauf wird uns zeigen, daß es sich,
 zum Heil für die Entwicklung und die Forterhaltung
 der Nation, doch nie um die Gesamtheit des alten Israel
 handelte.

3. Die höhere Religion. — So weit auch, besonders
 in der Zeit bis etwa 800 v. Chr., diese sogenannte Volks-
 religion in Israel um sich gegriffen hat, die Nation als
 solche hat sie nie beherrscht. Schon die offizielle Religions-
 übung an den Hauptheiligtümern hat frühzeitig manches

von den Auswüchsen der Volksreligion abgestoßen; grundsätzlich bekämpft haben sie die höheren Geister in Israel.

Die offizielle Religion Israels in dieser Zeit können wir wenigstens einigermaßen zeichnen. Es ist die Religion der Priester und Könige als der amtlichen und verantwortlichen Leiter des Gottesdienstes. Auch sie entrichten unbestreitbar dann und wann einen starken Tribut an die Volksreligion, aber diese letztere ist darum noch lange nicht kurzweg ihre Religion. Das läßt sich bei Männern wie Saul und David noch deutlich nachweisen. Saul hat manche von den abergläubischen Sitten der Zeit übernommen, so daß man deutlich sieht, er steht halb in der Volksreligion. Aber er hat sich, wenigstens solange sein Geist noch seiner selbst Herr war, willig der Führung Samuels anvertraut, und er hat — ohne Zweifel unter diesem Einflusse — den mancherlei unsauberen Auswüchsen des niederen Volksglaubens und Aberglaubens den Krieg erklärt. Und David zeigt ja wohl da und dort Spuren erzentrischer und wohl auch nach dem Urteil mancher Zeitgenossen ungesunder Religiosität — man lese die Geschichte von 2. Sam. 6 —, die zweifellos an die Volksreligion erinnern; aber seine Frömmigkeit erschöpft sich darin keineswegs. Schon die Tatsache, daß er dem von Saul ungebührlich vernachlässigten Heiligtum der Mosezeit, der alten Lade, an dem auch Samuel groß geworden war, und ihrem Zelte wieder zu der ihm gebührenden Ehre verhilft, zeigt, daß es ihm damit Ernst ist, die Überlieferungen Moses und Samuels die über die Trübung der Jahweverehrung durch die Volksreligion hinauswiesen, hochzuhalten; noch mehr zeigt die Art, wie er sich zum Propheten Natan stellt, daß er gewillt war, die höheren Seiten im Wesen Jahwes zur Anerkennung zu bringen.¹

¹ Siehe weiter oben S. 143 f.

Ferner müssen wir uns dessen erinnern, daß die Leviten der Stamm Moses sind und daß sie darum, auch wenn etwa einzelne von ihnen gelegentlich andere Wege gingen, es als ihre besondere Aufgabe ansehen mußten, die Überlieferungen der Mosezeit zu pflegen. Sie aber sind von der früheren Richterzeit an immer wieder in den Vordergrund getreten. In der Zeit Elis war Silo ein levitisches Heiligtum. Es schloß die heilige Lade in sich, hat aber nie ein Gottesbild besessen. Auch der Tempel von Jerusalem hat nie ein Jahwebild mit der Lade verbunden. Eli, Samuel, David, Salomo sind damit Vertreter eines wesentlich höheren, über die Volksreligion sich erhebenden Kultus. Auch Jehu, obwohl die Höhen noch beibehaltend, beseitigt doch die schlimmsten Auswüchse der niederen Volksreligion. Der Priester Jojada (2. Kön. 11, 17) hat auch den Tempel wieder gereinigt von den baalsartigen Formen der Anbetung, die in ihn eingedrungen waren. Auch darf gesagt werden, daß der Stamm Juda im Süden wahrscheinlich einen Protest gegen die Kanaanisierung der israelitischen Religion zum Ausdruck gebracht hat. Die Glieder dieses Stammes waren zu einem beträchtlichen Teil überhaupt noch nicht Aderbauer gewesen und waren erst im Begriffe, sich selbst zu machen; darum haben sie sich den Bestrebungen der Kanaanisierung der Volksreligion nie oder nur in sehr geringem Maße angeschlossen.

Der Opferdienst an wichtigen heiligen Stätten mag an Altären von der Art des Altars von Zorea auf Tafel III und besonders des großen Altars von Baalbet auf Tafel V vollzogen worden sein. Der erstgenannte Ort ist die in Richt. 13 genannte Stätte, an der die Vorgeschichte Simjons gedacht ist. —

Wir dürfen aber noch einen Schritt weitergehen und sagen: noch wesentlich über dem offiziellen Kultus steht

die Religion der eigentlich führenden Geister. Das ist die Religion der älteren Propheten vor den schriftstellerisch tätigen Männern dieses Namens und der ihnen Geistesverwandten in Israel. Sie sind die leitenden Männer von der Richterzeit an gewesen, sie waren zugleich Träger der mosaischen Tradition.

Je mehr die Zeit fortschreitet, um so mehr treten Vertreter der echt mosaischen Religion auf, wie der Prophet Natan, der von einem solchen Gedanken, daß Jahwe den Menschen zum Bösen reize (wie ihn ein volkstümlicher Erzähler der Davidsgeschichte in 2. Sam. 24, 1 ausspricht), zweifellos sehr weit entfernt ist. Er steht nach allem, was wir von ihm wissen, dem altmosaischen Begriffe vom geistigen und sittlichen Gott grundsätzlich nahe. Das sind Beweise dafür, daß schon in der ersten Königszeit die niedere Volksreligion prinzipiell innerlich überwunden ist.

Noch viel mehr ist dasselbe in der Zeit nach David der Fall, damals als die prophetischen Männer selbst die Führung der Nation übernahmen. Elias kämpft mit allen Kräften eines starken Geistes gegen den Baal, als Ahab und Isebel aus der Religion der niederen Schichten die Religion des Gesamtvolkes machen wollen. Dagegen erhebt er flammenden Protest. Er und seine Kreise machen dem vielfach getrübbten und verdunkelten monotheistischen Gedanken wieder Bahn; nicht in dem Sinne, als hätten sie oder als hätte einst Mose alles schon gesagt, was die späteren großen Propheten sagen, wohl aber in dem, daß sie in großen grundsätzlichen Zügen, aber klar und deutlich, wieder die Richtung weisen, in der die Gotteserkenntnis und die Gottesverehrung Israels sich bewegen mußte, sollte Israel das große Erbe seiner hohen Vergangenheit bewahren. Und indem solche Männer sich an die Spitze der Nation stellen, wird selbstverständlich ein weiter Kreis in ihr immer tiefer und

nachhaltiger von den Auswüchsen der Volksreligion zurückgestoßen. Zu den Anhängern des Elias gehören auch Leute wie der Jahwist und der Elohist. Auch sie sind die Führer des Volkes in dieser Periode. Sie alle machen gegen die Volksreligion in kräftiger Weise Front.

Der Jahwist hebt die Bestandteile und Anschauungen der Volksreligion, denen er Einlaß in sein Werk gewährt, über sich selbst hinaus und zeigt, wie diese Dinge, nachdem sie einmal in weiten Kreisen Eingang gefunden haben, innerlich überwunden werden müssen.¹ Ihm sind die Masseben, ja selbst der Kultus nicht mehr wesentliche Bestandteile der Religion. Die Masseben sind ihm Mal- und Erinnerungssteine. Der Kultus ist ihm nicht mehr äußere Handlung an sich, sondern er sieht in ihm die Gesinnung als das Beste und Wesentlichste an. Er fordert eine Vergeistigung des Kultus: Gehorsam ist besser als Opfer -- dies Wort, auch wenn es nicht aus seiner Feder stammt, könnte recht wohl von ihm kommen. Auch wenn er Erzählungen mitteilt, nach denen die Gottheit auf Erden wandelt, zu den Menschen herabsteigt, an bestimmten Orten weilt — ihm selbst ist Gott der Eine, der im Himmel wohnt. Er ist überall, wo der Fromme ihn sucht, und er ist ein rein sittlicher Gott. Diese Gedanken gehen durch sein ganzes Buch hindurch. Schon der Aufbau der Urgeschichte: vom Sündenfall durch den Brudermord zur Sintflut zeigt, wie er es meint. Ihren Höhepunkt erreichen seine Gedanken bei Josef: Wie sollte ich ein so großes Übel tun und wider Gott sündigen (1. Mos. 39, 9). Im Bundesbuche ferner wird Milde empfohlen gegen den Feind, gegen die Armen und Schwachen. So urteilte nicht die Volksreligion; so konnten nur Fromme urteilen, die innerlich den großen Propheten viel näher standen als ihr.

¹ Siehe oben S. 102f., 105.

4. Der moralische Standpunkt der Zeit. — Unser Bild wäre nicht hinreichend abgerundet, wenn wir nicht zugleich noch die Frage stellten, welches der moralische Standpunkt jener Zeit, der Zeit bis zum Auftreten der großen Propheten war.

Der Inhalt der Sittlichkeit, die hier in der Dodekalogie Jahwe zugeschrieben oder bei seinen Frommen vorausgesetzt wird, ist selbstverständlich nicht in allen Stücken dem Inhalt unserer christlichen Sittlichkeit entsprechend. Das werden wir nach allem vorhin Dargelegten kaum anders erwarten. Viel eher werden wir es vielleicht befremdlich finden, daß auch bei den Vertretern der höheren und höchsten Anschauung der Zeit sich gelegentlich noch sittliche Auffassungen finden, die wir nicht ohne weiteres unterschreiben würden.

Ich denke hier natürlich nicht an Fälle, wo der Erzähler selbst, mit ihm also die Bibel selber, ein wenig erbauliches Handeln einer leitenden Person direkt mißbilligt oder wenigstens indirekt dadurch tadeln, daß er im Verlauf der Erzählung den Täter die Folgen spüren läßt und dies auch dem Leser andeutet. So verhält es sich mit Abrahams Lüge (1. Mos. 20, 10 ff.; 26, 10) oder mit Jakobs Betrug (1. Mos. 27, 42 ff.).

In allen diesen Fällen stellt sich der Erzähler nicht auf den Standpunkt des Täters, sondern er läßt uns wissen hier handelt es sich um ein unsittliches oder sittlich zweifelhaftes Tun eines sonst Frommen, also eine vereinzelt Verjüngung.

Ganz anders aber liegen die Dinge, wenn Fromme oder Gottesmänner oder das Gottesvolk als solches unter Billigung des Erzählers oder gar (nach seiner Auffassung oder nach ihrer eigenen Anschauung) im Einvernehmen mit Gott oder auf sein Geheiß oder seine Erlaubnis hin Dinge tun, die zwar nach der Anschauung der Zeit

oder des Erzählers, nicht aber nach der unseren sittlich zulässig sind. In solchen Fällen kann meines Erachtens nur die klare und entschlossene Erkenntnis die Schwierigkeit beseitigen, daß wir ein für allemal mit dem Grundsatz zu brechen haben, sofern wir ihm huldigen sollten, als wäre christliche Sittlichkeit und alttestamentliche Sittlichkeit eines und dasselbe. Sie ist es nicht ohne weiteres — wozu verträte sonst der Alte Bund die Stufe der vorbereitenden Offenbarung, sei es unter dem Gesetz, sei es unter der Herrschaft der sich erst anbahnenden vollkommenen Gotteserkenntnis? Und sie ist es im besonderen nicht auf allen ihren Stufen. Nicht allein die Volksreligion steht begreiflicherweise auf einer niedrigeren Stufe als die der großen Propheten oder der ihnen verwandten Männer ist. Vielmehr auch innerhalb des Kreises der letzteren läßt sich der Fall denken, daß ein sonst geistig und religiös noch so hochstehender Mann in irgendeinem Punkte noch in den Schranken einer niedrigeren Anschauung seiner Zeit befangen ist und dabei die Meinung hat, darin mit Gottes Wesen und Willen im Einklang zu stehen.

Im Bundesbuche gilt noch das Recht: Auge um Auge, Zahn um Zahn (2. Mos. 21, 24); es tritt natürlich im Namen Jahwes auf. Die Blutrache wird zwar häufig genug bekämpft, aber gelegentlich auch wieder gutgeheißen. Von den bekannnten Rachepsalmen, deren blutdürstige Wendungen gutzuheißen ich nur für eine Versündigung an der Bibel erklären könnte, brauche ich nicht weiter zu reden.¹ Jene Wendungen sind bei sonst frommen Dichtern ein Rückfall in ungeistliche, fleischliche Gesinnung. Ebenso wenig ist es nötig, noch einmal² von der im Geiste der Zeit liegenden grausamen Behand-

¹ Siehe darüber S. 155, 279f.

² Vgl. S. 189f.

lung zu reden, die oft, wie bei anderen Völkern so auch in Israel — aber keineswegs schlimmer, ja meist weniger schlimm —, besiegten Feinden zuteil ward.

Wohl aber sind einige besondere Fälle namhaft zu machen. Was sagen wir dazu, daß selbst ein Elias in unterlegenen Baalspießher kurzzerhand abschlochten ließ — gewiß im Namen Jahwes? oder daß Jahwe Israel erlaubt, von den Ägyptern Erbetenes d. h. nach dem Zusammenhang doch wohl Entlehntes nicht wiederzugeben? oder endlich, daß Samuel den Saul tadelte — wieder im Namen Gottes —, daß er die Amalekiter nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet hat? Für uns ist die Tatsache, daß Samuel diese Forderung im Namen der Gottheit gestellt hat oder der Erzähler jene Erlaubnis auf Gott zurückführt, ohne Zweifel bedeutsam und zum Nachdenken anreizend, auch wenn wir die geschichtliche Notwendigkeit des Tuns Samuels um der ungeheuren religiösen Gefahr willen, die Israel allezeit von seinen heidnischen Nachbarn drohte, vollauf würdigen können. Vgl. 1. Kön. 18, 40; 2. Mos. 12, 35f.; 1. Sam. 15, 19f. 32f.

Hier wird mancher vielleicht die Frage zu stellen geneigt sein: Ist das der Christengott, ist es unser Gott, den Samuel und Israel verehren? Die Antwort wird lauten müssen: Die Erkenntnis der Zeit Samuels, auch die Erkenntnis der führenden Geister der Zeit, ist nicht in allen Stücken unsere Erkenntnis von Gott, noch weniger ist die jenes Erzählers der Mosegeschichte in allen Stücken die unsere. Es ist im letzten Grunde gewiß derselbe Gott, den wir verehren und der in Samuel sich geoffenbart hat, aber dort wenigstens in diesem bestimmten Punkte in verdunkelter und noch nicht vollkommen geklärter Erkenntnis seines Wesens.

Ich will, um das Gesagte durch Beispiele zu er-

läutern, nicht an gewisse dunkle Zeiten und Vorgänge der christlichen Kirche erinnern. Aber ist etwa der Gott Luthers und Calvins nicht unser Gott, weil wir wissen, daß auch sie im Namen Gottes Dinge geteet und getan haben, die wir heute nur beklagen können — oder besser: beklagen müßten, wenn wir sie nicht aus der Zeit und ihren Anschauungen heraus verstehen könnten? Oder sind so manche Sonderanschauungen über Gott, die dieser und jener sonst verehrungswürdige Fromme hegt — man denke, wie Oliver Cromwell oder der fromme Burenpräsident Krüger ihre Psalmen beteten — ein Beweis dafür, daß er kein Christ und sein Gott nicht unser Gott wäre? Was Calvin und Luther, ja was vielen Großen im Reiche Gottes recht ist, muß auch den Frommen des Alten Testaments billig sein.

Wir haben uns auch die Offenbarung Gottes und seine Erkenntnis so vorzustellen, daß sie an die sonst in einem Volk und einer Zeit lebendigen Kräfte anknüpft. Sie muß in gewissem Zusammenhange stehen mit der allgemeinen Erkenntnis einer Zeit und darf sich, will sie den Menschen verständlich bleiben, nicht unbedingt von ihr loslösen. In Israel war die Sitte herrschend und sogar geheiligt, gefangene Feinde niederzumachen. Geschichtlich und im Blick auf die früher geschilderte religiöse Gefahr, welche die Kanaaniter für Israel bedeuteten, können wir sie auch wohl verstehen. Jedenfalls wird sie im Namen der Gottheit durchgeführt. In der Zeit, als sie herrschend war, können wir uns nicht wundern, daß auch die führenden Geister ihr noch ihren Tribut gezahlt haben, so lange, bis die Zeit reif dazu war, daß zunächst wenigstens sie selbst, ihnen folgend dann weiterhin die anderen, über die Sitte hinauswachsen konnten. Dasselbe gilt von der im Altertum herrschenden Sitte, Feinde und Widersacher — gegebenen-

falls wohl auch durch listige Übervorteilung — zu schädigen. Man vergesse auch nicht, ehe man auf das Alte Testament schilt, unseren heutigen Brauch in Krieg und Politit.

Wir werden diesen Dingen weniger fremd gegenüberstehen, wenn wir uns klar machen, daß es auch in der heiligen Schrift Erkenntnisse gibt, die nicht von Anfang an in voller Klarheit zutage treten und treten können, weil sie mit der Erkenntnis ihrer Zeit aufs engste verwachsen sind. Daher müssen wir als Bibelerklärer unter Umständen auch dem Volke sagen können, daß auch gewisse sittliche Anschauungen des Alten Testaments, so hoch sie im ganzen über denen anderer Völker stehen, noch einer Klärung bedurften, weil sie Israel nicht von Anfang an in höchster Vollkommenheit gegeben waren. Ja wir werden weiter gehen und sagen dürfen: Für gewisse Zeiten niedriger Allgemeinernkenntnis wäre eine vollendet reine Gotteserkenntnis geradezu Stein statt Brot gewesen. Sie hätten sie müssen verloren gehen lassen, weil sie sie nicht fassen konnten. Gewisse Grundanschauungen, die einmal zur Herrschaft gelangt waren, konnten nicht ohne weiteres aus dem Denken des Volkes ausgeschaltet werden, ohne den Zusammenhang und den geordneten Gang seines geistigen und nationalen Lebens zu zerstören, sondern nur im langsamen Prozesse allmählicher Umbildung und geistiger Hebung. So ist es ein Stück besonderer göttlicher Erziehungsweisheit, daß das göttliche Walten auch in den höchsten Vertretern der Religion gelegentlich noch an einzelne niederere Vorstellungen anknüpft und trotzdem in ihnen seine Hoheit und Herrlichkeit entfaltet. Samuel und Elia bleiben uns Gottespropheten und Werkzeuge unseres Gottes so gut wie Luther und Calvin trotz einzelner Schläden und Erdenteile, die auch ihrer Erkenntnis noch anhaften.

Friedr. Delitzsch hat in dem mehrfach erwähnten Buche des öfteren von der sittlichen Minderwertigkeit, dem sittlichen Tiefstand des israelitischen Jahwe gesprochen, ja ihn geradezu einen „Schandgötzen“ genannt. Hätte er sich die Mühe genommen, die vorstehenden seit Jahren zugänglichen Ausführungen zu lesen, so hätte er erfahren, daß das, was an seinen Sätzen richtig ist, nicht neu und darum jenes gewaltigen Pathos nicht wert ist; zugleich aber, daß ein einigermaßen geschichtliches Verständnis der israelitischen Gottesanschauung solche Urteile, wie er sie fällt, als böse Entgleisungen eines verständnislos Zufahrenden erscheinen läßt.

Es ist der Mühe wert zu hören, was derselbe Delitzsch in Tagen, da vielen das Wasser an die Seele ging und sie mit Delitzsch selbst „ihre Augen aufhoben nach den Bergen der Hilfe“, von dem Gott Israels schrieb. Er sagte am 14. Dezember 1914 wörtlich: „Die Psalmen sind jüdische Lieder, von und für Angehörige des jüdischen Volkes gedichtet, aber sie sind seit nun bald zwei Jahrtausenden auch für die christliche Kirche das geistliche Liederbuch in eminentem Sinne geworden. Mit Recht, insofern das Christentum seinem Ursprung nach mit dem Judentum engst verwachsen ist und die Christenheit sich als das „geistliche Israel“ auch ihrerseits zu dem Gotte bekennt, wie ihn die führenden Geister Israels in immer reinerer Weise geschaut, als den einigen Gott aller Völker des Erdkreises . . . den höchsten Gesetzgeber und gerechten Richter der Menschheit. Und an diesem Gottesglauben nebst seinen Verpflichtungen und Verheißungen . . . halten wir fest.“

Heute, da der Thron gefallen ist, vor dessen als Schützer der Religion bekanntem Inhaber jene Rede eine gotteslästerlich-byzantinische Verbeugung in Bibelworten macht, ist derselbe Gott ein „Schandgötze“, der „höchste Gesetz-

geber und gerechte Richter der Menschheit“ plötzlich „auf sittlichem Gebiete außerordentlich rückständig“. Welchen Delitzsch von beiden sollen wir nun ernstnehmen?

13. Kapitel.

Die großen Propheten Israels.

1. Ihre Bedeutung. — Daß es in Israel Leute gab, die mit jener Art der Religionsübung, wie sie in weiten Kreisen des Volkes gepflogen wurde, nichts weniger als einverstanden waren, tritt schon aus dem, was uns das vorige Kapitel lehrte, hinreichend zutage. Wir sahen dort, daß ernster gesinnte Kreise, an ihrer Spitze einzelne hochgemute Männer, schon seit lange und eigentlich immer gegen die Volksreligion und die in ihr beschlossene Trübung der großen religiösen Gedanken der Jahweverehrung Stellung genommen hatten und darauf bedacht waren, das religiöse Leben der Nation auf eine höhere Stufe zu heben.

Nun aber treten Männer auf den Plan, die so, wie einstens Elias und Elisa dem tyrischen Baal gegenüber getan hatten, es sich zur förmlichen Lebensaufgabe machen, den Kampf gegen die Volksreligion nach allen Seiten zu führen und einer Erneuerung des Volkslebens von Grund aus das Wort zu reden. Es sind die großen Propheten des achten und der folgenden Jahrhunderte, die damit zu Reformatoren ihres Volkes geworden sind. Amos hat um 760 ihre Reihe eröffnet, Hosea, Jesaja, Micha folgen ihm, Jeremia schließt in einer Weise, die den Höhepunkt der ganzen Bewegung bezeichnet, die Reihe der vorexilischen Propheten. Im Exil haben besonders der zweite Jesaja und Ezechiel die Bewegung neu aufgenommen, und nach der Rückkehr haben sie Männer wie Haggai und Sacharia abgeschlossen und

leiten sie sanft über in diejenige geistige Richtung, die dazu bestimmt war, das Prophetentum abzulösen: die Herrschaft der Priester und Schriftgelehrten.

Im Kampf gegen ihre Volksgenossen der überwiegenden Mehrheit nach sind sie auf dem Schauplatz aufgetreten, im Widerspruch gegen sie haben sie allermeist ihre Arbeit getan, und fast ausnahmslos sind sie von ihnen geschieden, ohne viel Erfolg zu sehen. Und doch haben sie nicht umsonst gelebt. Den Untergang des Staates haben sie nicht aufgehalten; ja manchen ward der Vorwurf gemacht — und nicht immer ohne Grund —, sie haben ihn eher beschleunigt. Aber wenn Israel nach seinem äußeren Zusammenbruch doch fortlebte, wenn die Nation durch das Exil und durch die Drangsal der Zeiten bis auf die Tage Jesu Christi, ja bis auf unsere Tage sich erhalten hat, so hat unter Menschen niemand einen größeren Anteil hieran, als eben jene Männer, die nicht müde wurden, dem Volke den Untergang zu predigen und doch dabei im letzten Grunde an seine Erhaltung — freilich in neuer, besserer Form — dachten. Ihr Geist hat dem sterbenden Volke den Glauben an seinen Gott und damit den Glauben an sich selbst eingehaucht und mit ihm die Hoffnung, an der es sich in den Tagen der tiefsten Erniedrigung immer wieder zu neuem Leben emporraffte. Es ist ein Schauspiel ohnegleichen in der Geschichte, daß ein Volk unter den Augen seiner eigenen geistigen Führer äußerlich dahinsiecht und doch immer lebendiger und kraftvoller das Bewußtsein in sich aufleben läßt, daß sein Tod als Volk nur das Mittel sein müsse, es zu neuem höherem Leben zu erwecken.¹

2. Der Hintergrund ihres Auftretens. — Es sind hauptsächlich zwei Reihen von Beobachtungen, die die Grundlage des Auftretens jener Propheten bilden:

¹ Vgl. hierüber oben S. 119f.

die Wahrnehmung, daß die sittlichen und religiösen Zustände in der Nation voll tiefer Verderbnis seien und die andere, daß die politischen Verhältnisse zum Untergang des Staates zu führen schienen.

In betreff der religiösen Zustände konnten unsere Propheten schon von Elias und Elisa und manchen anderen aus der Vergangenheit Israels das richtige Urtheil gewinnen. Wir werden aber sehen, daß sie das Abel an der Wurzel fassen. Ihnen ist, was Israel religiös tut, überhaupt nicht mehr Gottesdienst, sondern Götzendienst, auch seine Jahweverehrung verdient nicht mehr diesen Namen, sie ist ihnen Heidentum, Naturreligion geworden; so ist es selbstverständlich, daß Jahwe hier nicht mehr sein Volk anerkennt, nichts mehr von Bekennern seines Namens sieht, und damit ist der Untergang besiegelt. Ehedem hatte man aus so verkehrtem Tun in Gottesdienst und Gottesverehrung Strafe abgeleitet, irgendein Gottesgericht über König und Volk. Das Neue ist nun, daß jetzt daraus der Untergang der Nation selbst abgeleitet wird.

Hinsichtlich der sittlichen Verhältnisse ist der Gang ihrer Erwägungen ein ähnlicher. Sittliche Übelstände hatte es wie überall, so auch in Israel allezeit gegeben. Sie hatten freilich unleugbar mit der Zeit überhand genommen, waren jedenfalls deutlicher in die Erscheinung getreten. Seitdem Israel durch Handel und die Teilnahme am Weltverkehr ausländische Kultur und fremde Sitten kennen gelernt hatte; seitdem dazu durch gewinnbringende Unternehmungen viel Geld ins Land gekommen war, hatte sich auch die alte strenge Sitte der Väter gelodert. Üppigkeit und Wohlleben, verfeinerte Lebenshaltung und mit ihr manche Unsitten und Laster finden mit der Zeit auch in Israel, besonders in seinen beiden Hauptstädten, Eingang.

Mit dem Einziehen reichen Handelsgewinnes und größerer Vermögen ins Land und seitdem der Handels- und Spekulationsgeist sich mancher in Israel bemächtigt hatte, waren natürlich auch die sozialen Gegensätze stärker in die Erscheinung getreten. Das alte Israel als schlichtes Bauernvolk hatte von einer ersten Spannung zwischen arm und reich noch wenig gewußt. Nun ist das anders geworden. Im Grunde hatte die neue Zeit wohl schon mit Salomo eingesezt. Aber die Folgen machen sich erst allmählich fühlbar, und in unserer Zeit sind sie so weit gediehen, daß man von einer Krise, jedenfalls von einem sozialen Notstand reden kann. Gewisse Äußerungen der Propheten über diese Verhältnisse klingen so schroff, daß man an die derbsten Kraftworte sozialer Agitatoren unserer Tage erinnert wird und geneigt sein könnte, die Propheten, wie es manchmal geschehen ist, kurzweg mit Volkstribunen zu verwechseln, was sie tatsächlich ihrem eigentlichen Wesen nach verkennen hieße.

Es ist nun kaum ein Zweifel, daß die Verhältnisse, die sittlichen und die sozialen, nicht erst gerade in dem Augenblick, da wir von ihnen hören, sich so zugespizt haben, wie es nach den Schriften der Propheten erscheinen könnte. Vielmehr ist eine längere, ihnen schon vorangehende Entwicklung der Dinge anzunehmen. Es ist auch kaum zu bezweifeln, daß schon vor Amos, Hosea und Jesaja Männer in Israel auftraten, die gegen das Übel ihre Stimme erhoben. Aber sie werden es anders getan haben. Auch sie mögen als Bußprediger von der Notwendigkeit der Umkehr, desgleichen von Gericht und Strafe geredet haben. Aber wenn sie die Strafe nannten, so wird sie auch hier in bloßer Heimsuchung von Stadt und Land, von König, Volk und Großen mit Pest und Dürre, Mißwachs und Kriegsnot und ähnlichen Übeln bestanden haben. So hat Elias als Strafe für das gözen-

dienerische Treiben und die sittliche Schuld des Königshauses dessen Untergang in Aussicht genommen und sein Schüler Elisa hat den Sturz des Hauses Ahab's unmittelbar betrieben und Jehu an seine Stelle gesetzt. An den Untergang des Volkes haben beide nicht gedacht. Jetzt aber tritt auch für die soziale Versündigung wie für die religiöse ein neues Gericht auf den Plan: das Volk leidet nicht bloß Strafe überhaupt — seine Strafe ist der Untergang, und nicht bloß derjenige einzelner oder des Königshauses, sondern der Untergang des Volkes selbst.

Wie war dieses Letzte und Äußerste plötzlich in den Gesichtskreis eingetreten? Die Antwort lautet: dadurch, daß die Propheten jetzt ihren Blick auf die politische Bühne, genauer auf Assur richten.

Hier wäre für uns der Ort, des assyrischen Weltreiches und seiner Entwicklung bis auf den Punkt zu gedenken, an dem es mit Israel in Berührung tritt, und weiterhin bis an denjenigen, wo aus der fortgesetzten Berührung eine Reibung wird, bei der der ungleich schwächere Teil unfehlbar von dem viel größeren und stärkeren zerrieben werden mußte. Ich muß mich aber hier auf die allerwichtigsten Tatsachen beschränken.

Palästina war, wie wir bereits hörten, ehemals unter babylonischer und ägyptischer Oberhoheit gestanden. Beide waren im Lauf des zweiten Jahrtausends mehr und mehr erlahmt und schließlich erloschen. Um die Wende des zwölften Jahrhunderts beginnt von Osten her ein neuer Machthaber sich geltend zu machen, Assur. Schon damals hat Tiglatpileser I. seine Feldzeichen bis zum Libanon getragen. Von da an hat Assur seine Ansprüche auf Syrien und das Küstenland am Mittelmeere bis gegen den Karmel hin geltend gemacht. Aber bald hatte auch Assur wieder eine Zeit der Schwäche und Unfähigkeit durchzumachen, die ihm verbot, an die weitere

Ausdehnung seiner Herrschaft in Syrien heranzutreten. Nur diesem Umstande verdanken es David und Salomo, daß sie ungehemmt ihre Kraft in Syrien entfalten konnten. Erst einige Zeit nach der Reichstrennung in Israel, in den Tagen Omris von Israel, nehmen die Assyrerkönige die alte Politik wieder auf, um sie nunmehr nicht wieder zu verlassen. (Vgl. Kap. 4.)

Inzwischen hatte aber Israel andere Nöte zu spüren bekommen, die es in der unmittelbaren Nähe in Anspruch nahmen. In der Zeit der Schwäche Israels nach Salomo war an seiner nördlichen Grenze ein Staat ins Leben getreten, der sich mehr und mehr zum gefährlichen Gegner vor allem des nördlichen der beiden Israelstaaten entwickelte. Das war Syrien, Aram genannt, mit der Hauptstadt Damastus. Seine Könige haben der Reihe nach mit den Königen Israels von Baesa, besonders aber von Ahab an, heftige und erbitterte Kämpfe geführt. Sie haben darin häufig die Oberhand gehabt, und sie haben in Israel, besonders seinen nördlichen und östlichen Provinzen, zuzeiten mit rücksichtsloser Härte und Grausamkeit gehaust. Die Geschichte der Könige von Ahab abwärts, vor allem die des Hauses Jehu, ist mit einigen Ausnahmen ein sprechender Beweis für diese Tatsache; nicht minder die des Propheten Elisa und die Reden des Amos. Als einst, so erzählt die Überlieferung des zweiten Königsbuches, Elisa nach Damastus kam, mit dem Auftrag, dem König Benhadad den Tod und Hasael die Nachfolge auf dessen Thron anzukündigen, da sei er vor Hasael in Tränen ausgebrochen. Gefragt, warum er weine, antwortete er dem Prätendenten: „Weil ich (im Geiste) voraussehe, welches Unheil du Israel antun wirst. Seine festen Städte wirst du mit Feuer verbrennen, seine Jünglinge mit dem Schwert umbringen, seine Kindlein zerschmettern und seinen Schwängern den

lung zu reden, die oft, wie bei anderen Völkern so auch in Israel — aber keineswegs schlimmer, ja meist weniger schlimm —, besiegten Feinden zuteil ward.

Wohl aber sind einige besondere Fälle namhaft zu machen. Was sagen wir dazu, daß selbst ein Elias die unterlegenen Baalspriester kurzerhand abschlachten läßt — gewiß im Namen Jahwes? oder daß Jahwe Israel erlaubt, von den Ägyptern Erbetenes d. h. nach dem Zusammenhang doch wohl Entlehntes nicht wiederzugeben? oder endlich, daß Samuel den Saul tadelt — wieder im Namen Gottes —, daß er die Amalekiter nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet hat? Für uns ist die Tatsache, daß Samuel diese Forderung im Namen der Gottheit gestellt hat oder der Erzähler jene Erlaubnis auf Gott zurückführt, ohne Zweifel bedeutsam und zum Nachdenken anreizend, auch wenn wir die geschichtliche Notwendigkeit des Tuns Samuels um der ungeheuren religiösen Gefahr willen, die Israel allezeit von seinen heidnischen Nachbarn drohte, vollauf würdigen können. Dgl. 1. Kön. 18, 40; 2. Mos. 12, 35 f.; 1. Sam. 15, 19 f. 32 f.

Hier wird mancher vielleicht die Frage zu stellen geneigt sein: Ist das der Christengott, ist es unser Gott, den Samuel und Israel verehren? Die Antwort wird lauten müssen: Die Erkenntnis der Zeit Samuels, auch die Erkenntnis der führenden Geister der Zeit, ist nicht in allen Stücken unsere Erkenntnis von Gott, noch weniger ist die jenes Erzählers der Mosegeschichte in allen Stücken die unsere. Es ist im letzten Grunde gewiß derselbe Gott, den wir verehren und der in Samuel sich geoffenbart hat, aber dort wenigstens in diesem bestimmten Punkte in verdunkelter und noch nicht vollkommen geklärter Erkenntnis seines Wesens.

Ich will, um das Gesagte durch Beispiele zu er-

läutern, nicht an gewisse dunkle Zeiten und Vorgänge der christlichen Kirche erinnern. Aber ist etwa der Gott Luthers und Calvins nicht unser Gott, weil wir wissen, daß auch sie im Namen Gottes Dinge geredet und getan haben, die wir heute nur beklagen können — oder besser: beklagen müßten, wenn wir sie nicht aus der Zeit und ihren Anschauungen heraus verstehen könnten? Oder sind so manche Sonderanschauungen über Gott, die dieser und jener sonst verehrungswürdige Fromme hegt — man denke, wie Oliver Cromwell oder der fromme Burenpräsident Krüger ihre Psalmen beteten — ein Beweis dafür, daß er kein Christ und sein Gott nicht unser Gott wäre? Was Calvin und Luthet, ja was vielen Großen im Reiche Gottes recht ist, muß auch den Frommen des Alten Testaments billig sein.

Wir haben uns auch die Offenbarung Gottes und seine Erkenntnis so vorzustellen, daß sie an die sonst in einem Volk und einer Zeit lebendigen Kräfte anknüpft. Sie muß in gewissem Zusammenhange stehen mit der allgemeinen Erkenntnis einer Zeit und darf sich, will sie den Menschen verständlich bleiben, nicht unbedingt von ihr loslösen. In Israel war die Sitte herrschend und sogar geheiligt, gefangene Feinde niederzumachen. Geschichtlich und im Blick auf die früher geschilderte religiöse Gefahr, welche die Kanaaniter für Israel bedeuteten, können wir sie auch wohl verstehen. Jedenfalls wird sie im Namen der Gottheit durchgeführt. In der Zeit, als sie herrschend war, können wir uns nicht wundern, daß auch die führenden Geister ihr noch ihren Tribut gezahlt haben, so lange, bis die Zeit reif dazu war, daß zunächst wenigstens sie selbst, ihnen folgend dann weiterhin die anderen, über die Sitte hinauswachsen konnten. Dasselbe gilt von der im Altertum herrschenden Sitte, Feinde und Widersacher — gegebenen-

falls wohl auch durch listige Übervorteilung — zu schädigen. Man vergesse auch nicht, ehe man auf das Alte Testament schilt, unseren heutigen Brauch in Krieg und Politik.

Wir werden diesen Dingen weniger fremd gegenüberstehen, wenn wir uns klar machen, daß es auch in der heiligen Schrift Erkenntnisse gibt, die nicht von Anfang an in voller Klarheit zutage treten und treten können, weil sie mit der Erkenntnis ihrer Zeit aufs engste verwachsen sind. Daher müssen wir als Bibelerklärer unter Umständen auch dem Volke sagen können, daß auch gewisse sittliche Anschauungen des Alten Testaments, so hoch sie im ganzen über denen anderer Völker stehen, noch einer Klärung bedurften, weil sie Israel nicht von Anfang an in höchster Vollkommenheit gegeben waren. Ja wir werden weiter gehen und sagen dürfen: Für gewisse Zeiten niedriger Allgemeinerkenntnis wäre eine vollendet reine Gotteserkenntnis geradezu Stein statt Brot gewesen. Sie hätten sie müssen verloren gehen lassen, weil sie sie nicht fassen konnten. Gewisse Grundanschauungen, die einmal zur Herrschaft gelangt waren, konnten nicht ohne weiteres aus dem Denken des Volkes ausgeschaltet werden, ohne den Zusammenhang und den geordneten Gang seines geistigen und nationalen Lebens zu zerstören, sondern nur im langsamen Prozesse allmählicher Umbildung und geistiger Hebung. So ist es ein Stück besonderer göttlicher Erziehungsweisheit, daß das göttliche Walten auch in den höchsten Vertretern der Religion gelegentlich noch an einzelne niederere Vorstellungen anknüpft und trotzdem in ihnen seine Hoheit und Herrlichkeit entfaltet. Samuel und Elia bleiben uns Gottespropheten und Werkzeuge unseres Gottes so gut wie Luther und Calvin trotz einzelner Schläden und Erdenreste, die auch ihrer Erkenntnis noch anhaften.

Friedr. Delitzsch hat in dem mehrfach erwähnten Buche des öfteren von der sittlichen Minderwertigkeit, dem sittlichen Tiefstand des israelitischen Jahwe gesprochen, ja ihn geradezu einen „Schandgötzen“ genannt. Hätte er sich die Mühe genommen, die vorstehenden seit Jahren zugänglichen Ausführungen zu lesen, so hätte er erfahren, daß das, was an seinen Sätzen richtig ist, nicht neu und darum jenes gewaltigen Pathos nicht wert ist; zugleich aber, daß ein einigermaßen geschichtliches Verständnis der israelitischen Gottesanschauung solche Urteile, wie er sie fällt, als böse Entgleisungen eines verständnislos Zufahrenden erscheinen läßt.

Es ist der Mühe wert zu hören, was derselbe Delitzsch in Tagen, da vielen das Wasser an die Seele ging und sie mit Delitzsch selbst „ihre Augen aufhoben nach den Bergen der Hilfe“, von dem Gott Israels schrieb. Er sagte am 14. Dezember 1914 wörtlich: „Die Psalmen sind jüdische Lieder, von und für Angehörige des jüdischen Volkes gedichtet, aber sie sind seit nun bald zwei Jahrtausenden auch für die christliche Kirche das geistliche Liederbuch in eminentem Sinne geworden. Mit Recht, insofern das Christentum seinem Ursprung nach mit dem Judentum engst verwachsen ist und die Christenheit sich als das „geistliche Israel“ auch ihrerseits zu dem Gotte bekennt, wie ihn die führenden Geister Israels in immer reinerer Weise geschaut, als den einigen Gott aller Völker des Erdbereiches . . . den höchsten Gesetzgeber und gerechten Richter der Menschheit. Und an diesem Gottesglauben nebst seinen Verpflichtungen und Verheißungen . . . halten wir fest.“

Heute, da der Thron gefallen ist, vor dessen als Schützer der Religion bekanntem Inhaber jene Rede eine gottelästerlich-byzantinische Verbeugung in Bibelworten macht, ist derselbe Gott ein „Schandgötze“, der „höchste Gesetz-

geber und gerechte Richter der Menschheit“ plötzlich „auf sittlichem Gebiete außerordentlich rückständig“. Welchen Deliktsch von beiden sollen wir nun ernstnehmen?

13. Kapitel.

Die großen Propheten Israels.

1. Ihre Bedeutung. — Daß es in Israel Leute gab, die mit jener Art der Religionsübung, wie sie in weiten Kreisen des Volkes gepflogen wurde, nichts weniger als einverstanden waren, tritt schon aus dem, was uns das vorige Kapitel lehrte, hinreichend zutage. Wir sahen dort, daß ernster gesinnte Kreise, an ihrer Spitze einzelne hochgemute Männer, schon seit lange und eigentlich immer gegen die Volksreligion und die in ihr beschlossene Trübung der großen religiösen Gedanken der Jahweverehrung Stellung genommen hatten und darauf bedacht waren, das religiöse Leben der Nation auf eine höhere Stufe zu heben.

Nun aber treten Männer auf den Plan, die so, wie einstens Elias und Elisa dem tyrischen Baal gegenüber getan hatten, es sich zur förmlichen Lebensaufgabe machen, den Kampf gegen die Volksreligion nach allen Seiten zu führen und einer Erneuerung des Volkslebens von Grund aus das Wort zu reden. Es sind die großen Propheten des achten und der folgenden Jahrhunderte, die damit zu Reformatoren ihres Volkes geworden sind. Amos hat um 760 ihre Reihe eröffnet, Hosea, Jesaja, Micha folgen ihm, Jeremia schließt in einer Weise, die den Höhepunkt der ganzen Bewegung bezeichnet, die Reihe der vorexilischen Propheten. Im Exil haben besonders der zweite Jesaja und Ezechiel die Bewegung neu aufgenommen, und nach der Rückkehr haben sie Männer wie Haggai und Sacharia abgeschlossen und

leiten sie sanft über in diejenige geistige Richtung, die dazu bestimmt war, das Prophetentum abzulösen: die Herrschaft der Priester und Schriftgelehrten.

Im Kampf gegen ihre Volksgenossen der überwiegenden Mehrheit nach sind sie auf dem Schauplatz aufgetreten, im Widerspruch gegen sie haben sie allermeist ihre Arbeit getan, und fast ausnahmslos sind sie von ihnen geschieden, ohne viel Erfolg zu sehen. Und doch haben sie nicht umsonst gelebt. Den Untergang des Staates haben sie nicht aufgehalten; ja manchen ward der Vorwurf gemacht — und nicht immer ohne Grund —, sie haben ihn eher beschleunigt. Aber wenn Israel nach seinem äußeren Zusammenbruch doch fortlebte, wenn die Nation durch das Exil und durch die Drangsal der Zeiten bis auf die Tage Jesu Christi, ja bis auf unsere Tage sich erhalten hat, so hat unter Menschen niemand einen größeren Anteil hieran, als eben jene Männer, die nicht müde wurden, dem Volke den Untergang zu predigen und doch dabei im letzten Grunde an seine Erhaltung — freilich in neuer, besserer Form — dachten. Ihr Geist hat dem sterbenden Volke den Glauben an seinen Gott und damit den Glauben an sich selbst eingehaucht und mit ihm die Hoffnung, an der es sich in den Tagen der tiefsten Erniedrigung immer wieder zu neuem Leben emporraffte. Es ist ein Schauspiel ohnegleichen in der Geschichte, daß ein Volk unter den Augen seiner eigenen geistigen Führer äußerlich dahinsiecht und doch immer lebendiger und kraftvoller das Bewußtsein in sich aufleben läßt, daß sein Tod als Volk nur das Mittel sein müsse, es zu neuem höherem Leben zu erwecken.¹

2. Der Hintergrund ihres Auftretens. — Es sind hauptsächlich zwei Reihen von Beobachtungen, die die Grundlage des Auftretens jener Propheten bilden:

¹ Dgl. hierüber oben S. 119f.

die Wahrnehmung, daß die sittlichen und religiösen Zustände in der Nation voll tiefer Verderbnis seien und die andere, daß die politischen Verhältnisse zum Untergang des Staates zu führen schienen.

In betreff der religiösen Zustände konnten unsere Propheten schon von Elias und Elisa und manchen anderen aus der Vergangenheit Israels das richtige Urtheil gewinnen. Wir werden aber sehen, daß sie das Übel an der Wurzel fassen. Ihnen ist, was Israel religiös tut, überhaupt nicht mehr Gottesdienst, sondern Götzendienst, auch seine Jahweverehrung verdient nicht mehr diesen Namen, sie ist ihnen Heidentum, Naturreligion geworden; so ist es selbstverständlich, daß Jahwe hier nicht mehr sein Volk anerkennt, nichts mehr von Bekennern seines Namens sieht, und damit ist der Untergang besiegelt. Ehedem hatte man aus so verkehrtem Tun in Gottesdienst und Gottesverehrung Strafe abgeleitet, irgendein Gottesgericht über König und Volk. Das Neue ist nun, daß jetzt daraus der Untergang der Nation selbst abgeleitet wird.

Hinsichtlich der sittlichen Verhältnisse ist der Gang ihrer Erwägungen ein ähnlicher. Sittliche Übelstände hatte es wie überall, so auch in Israel allezeit gegeben. Sie hatten freilich unleugbar mit der Zeit überhand genommen, waren jedenfalls deutlicher in die Erscheinung getreten. Seitdem Israel durch Handel und die Teilnahme am Weltverkehr ausländische Kultur und fremde Sitten kennen gelernt hatte; seitdem dazu durch gewinnbringende Unternehmungen viel Geld ins Land gekommen war, hatte sich auch die alte strenge Sitte der Väter gelockert. Üppigkeit und Wohlleben, verfeinerte Lebenshaltung und mit ihr manche Unsitten und Laster finden mit der Zeit auch in Israel, besonders in seinen beiden Hauptstädten, Eingang.

Mit dem Einziehen reichen Handelsgewinnes und größerer Vermögen ins Land und seitdem der Handels- und Spekulationsgeist sich mancher in Israel bemächtigt hatte, waren natürlich auch die sozialen Gegensätze stärker in die Erscheinung getreten. Das alte Israel als schlichtes Bauernvolk hatte von einer ernststen Spannung zwischen arm und reich noch wenig gewußt. Nun ist das anders geworden. Im Grunde hatte die neue Zeit wohl schon mit Salomo eingesetzt. Aber die Folgen machen sich erst allmählich fühlbar, und in unserer Zeit sind sie so weit gediehen, daß man von einer Krisis, jedenfalls von einem sozialen Notstand reden kann. Gewisse Äußerungen der Propheten über diese Verhältnisse klingen so schroff, daß man an die derbsten Kraftworte sozialer Agitatoren unserer Tage erinnert wird und geneigt sein könnte, die Propheten, wie es manchmal geschehen ist, kurzweg mit Volkstribunen zu verwechseln, was sie tatsächlich ihrem eigentlichen Wesen nach verkennen hieße.

Es ist nun kaum ein Zweifel, daß die Verhältnisse, die sittlichen und die sozialen, nicht erst gerade in dem Augenblick, da wir von ihnen hören, sich so zugespitzt haben, wie es nach den Schriften der Propheten erscheinen könnte. Vielmehr ist eine längere, ihnen schon vorangehende Entwicklung der Dinge anzunehmen. Es ist auch kaum zu bezweifeln, daß schon vor Amos, Hosea und Jesaja Männer in Israel auftraten, die gegen das Übel ihre Stimme erhoben. Aber sie werden es anders getan haben. Auch sie mögen als Bußprediger von der Notwendigkeit der Umkehr, desgleichen von Gericht und Strafe geredet haben. Aber wenn sie die Strafe nannten, so wird sie auch hier in bloßer Heimsuchung von Stadt und Land, von König, Volk und Großen mit Pest und Dürre, Mißwachs und Kriegsnot und ähnlichen Übeln bestanden haben. So hat Elias als Strafe für das göhen-

dienerische Treiben und die sittliche Schuld des Königshauses dessen Untergang in Aussicht genommen und sein Schüler Elisa hat den Sturz des Hauses Ahab's unmittelbar betrieben und Jehu an seine Stelle gesetzt. An den Untergang des Volkes haben beide nicht gedacht. Jetzt aber tritt auch für die soziale Versündigung wie für die religiöse ein neues Gericht auf den Plan: das Volk leidet nicht bloß Strafe überhaupt — seine Strafe ist der Untergang, und nicht bloß derjenige einzelner oder des Königshauses, sondern der Untergang des Volkes selbst.

Wie war dieses Letzte und Äußerste plötzlich in den Gesichtskreis eingetreten? Die Antwort lautet: dadurch, daß die Propheten jetzt ihren Blick auf die politische Bühne, genauer auf Assur richteten.

Hier wäre für uns der Ort, des assyrischen Weltreiches und seiner Entwicklung bis auf den Punkt zu gedenken, an dem es mit Israel in Berührung tritt, und weiterhin bis an denjenigen, wo aus der fortgesetzten Berührung eine Reibung wird, bei der der ungleich schwächere Teil unfehlbar von dem viel größeren und stärkeren zerrieben werden mußte. Ich muß mich aber hier auf die allerwichtigsten Tatsachen beschränken.

Palästina war, wie wir bereits hörten, ehemals unter babylonischer und ägyptischer Oberhoheit gestanden. Beide waren im Lauf des zweiten Jahrtausends mehr und mehr erlahmt und schließlich erloschen. Um die Wende des zwölften Jahrhunderts beginnt von Osten her ein neuer Machthaber sich geltend zu machen, Assur. Schon damals hat Tiglatpileser I. seine Feldzeichen bis zum Libanon getragen. Von da an hat Assur seine Ansprüche auf Syrien und das Küstenland am Mittelmeere bis gegen den Karmel hin geltend gemacht. Aber bald hatte auch Assur wieder eine Zeit der Schwäche und Unfähigkeit durchzumachen, die ihm verbot, an die weitere

Ausdehnung seiner Herrschaft in Syrien heranzutreten. Nur diesem Umstande verdanken es David und Salomo, daß sie ungehemmt ihre Kraft in Syrien entfalten konnten. Erst einige Zeit nach der Reichstrennung in Israel, in den Tagen Omris von Israel, nehmen die Assyrerkönige die alte Politik wieder auf, um sie nunmehr nicht wieder zu verlassen. (Vgl. Kap. 4.)

Inzwischen hatte aber Israel andere Nöte zu spüren bekommen, die es in der unmittelbaren Nähe in Anspruch nahmen. In der Zeit der Schwäche Israels nach Salomo war an seiner nördlichen Grenze ein Staat ins Leben getreten, der sich mehr und mehr zum gefährlichen Gegner vor allem des nördlichen der beiden Israelstaaten entwickelte. Das war Syrien, Aram genannt, mit der Hauptstadt Damaskus. Seine Könige haben der Reihe nach mit den Königen Israels von Baesa, besonders aber von Ahab an, heftige und erbitterte Kämpfe geführt. Sie haben darin häufig die Oberhand gehabt, und sie haben in Israel, besonders seinen nördlichen und östlichen Provinzen, zuzeiten mit rücksichtsloser Härte und Grausamkeit gehaust. Die Geschichte der Könige von Ahab abwärts, vor allem die des Hauses Jehu, ist mit einigen Ausnahmen ein sprechender Beweis für diese Tatsache; nicht minder die des Propheten Elisa und die Reden des Amos. Als einst, so erzählt die Überlieferung des zweiten Königsbuches, Elisa nach Damaskus kam, mit dem Auftrag, dem König Benhadad den Tod und Hasael die Nachfolge auf dessen Thron anzukündigen, da sei er vor Hasael in Tränen ausgebrochen. Gefragt, warum er weine, antwortete er dem Prätendenten: „Weil ich (im Geiste) voraussehe, welches Unheil du Israel antun wirst. Seine festen Städte wirst du mit Feuer verbrennen, seine Jünglinge mit dem Schwert umbringen, seine Kindlein zerschmettern und seinen Schwängern den

Leib aufreißen“ (2. Kön. 8, 12). Die Worte zeigen, wessen man sich von den Syrern in Israel verjah — und man hatte allen Grund dazu.

Diese Tatsachen lassen uns eine Erscheinung verstehen, die wir ohne sie kaum recht zu deuten vermöchten. Als die assyrischen Heere seit den Tagen Omris immer wieder in Syrien erschienen, da sind sie zwar gelegentlich auch von Israel aus im Verein mit anderen syrischen Staaten und in deren Gefolgschaft bekämpft worden — natürlich ohne dauernden Erfolg —; aber im ganzen werden sie eher willkommen geheißen, weil sie besser als es Israel für sich konnte, imstande schienen, die auffässigen Nachbarn, vor allem die Syrer, in Schranken zu halten. Von einer ernststen Gefahr, die auch Israel von Assur drohte, spüren wir wenigstens in den Urkunden vor Amos nichts. Man bemüht sich um die Gunst des Großherrs von Ninive zum Schutz gegen innere Widersacher, und man sieht in ihm vor allem den Einzigen, der imstande ist, Israel die lästigen Syrer vom Halbe zu halten. Aber man ahnt nicht, daß der Vorteil, den Israel von Assur erwartete, aufs Haar dem bedenklichen beneficium Polyphemi Homers gleich, der Wohltat, beim Aufgezehrt werden als letzter an die Reihe zu kommen. Und doch war es eigentlich ein überaus einfaches Rechenexempel: hatte die assyrische Weltmacht den Besitz des Westlandes und den gesicherten Zugang zum Mittelmeer auf ihr Programm geschrieben, so war, sobald Syrien gefallen war, die Zerreibung Israels nur eine Frage der Zeit. Bestand Syrien, so war es ein Grenzwall für Israel; war es dahin, so war Israel Assurs unmittelbarer Nachbar und somit der Nächste an der Reihe.

Daß man in Israel diese Erwägung lange Zeit nicht vollzog, beweist nur, wie wenig man im ganzen über das Allernächste hinauszusehen gewohnt war und wie

kurzsichtig auch die Maßgebenden in der Nation ihrer Mehrheit nach waren. Immerhin gab es wenigstens einzelne in Israel, die die Klarheit des Blickes besaßen, den Dingen auf den Grund zu sehen und die sittliche Kraft, das, was ihnen hier entgegentrat, vor König und Volk offen herauszusagen. Es sind die Propheten unserer Zeit.

Ohne Zweifel hat die sorgsame Beobachtung der politischen Vorgänge sie die Dinge so ansehen gelehrt. Aber sie reden nicht als Politiker, was man so nennt, sondern sie reden im Dienste ihres Gottes, als die religiösen und sittlichen Wächter und Mahner ihres Volkes und als die Stimme ihres Gottes unter ihm. So werden sie von selbst die geistigen, in manchen Stücken auch die politischen Führer und Berater der Nation. Obwohl den Untergang ihres Volkes verkündend und ihn als gut und notwendig, weil Gottes Willen entsprechend, in Aussicht stellend; obwohl also dem Augenschein und der Meinung vieler im Volke nach des Vaterlandes Feinde, sind sie tatsächlich die edelsten und reinsten Patrioten, die je ein Volk in sich beherbergen konnte — Vaterlandsfreunde freilich nicht nach der Schablone nationaler Enge, sondern von jenem hohen übernationalen Fluge, der allerdings nicht zeitliche Interessen, wohl aber den ewigen Willen Gottes und die höchsten in ihm beschlossenen sittlichen Forderungen und Gesetze menschlichen Handelns für höher achtet als den äußeren Bestand selbst des eigenen heiß geliebten Landes.

Es soll ein englisches Sprichwort geben: If wrong or right — my country, ob im Recht oder nicht — es ist mein Vaterland! Ich weiß nicht, ob das Sprichwort in England wirklich gebraucht wird, von hochgesinnten und weitblickenden Gliedern des englischen Volkes schwerlich. Im Munde unserer Propheten können wir uns ein solches Wort überhaupt nicht denken. Für sie gilt der Grundsatz: wenn Israel recht tut und solange es recht tut, mag

es bestehen; hat es aufgehört, recht und nach Gottes Willen zu handeln, so mag es dahinfahren — es ist dann nicht wert, ferner zu bestehen.

Wie aber war es möglich, daß israelitische Männer den furchtbaren Gedanken fassen konnten, daß Jahwe selbst seinem Volke den Untergang bereite? Alles, was man bisher in Israel über Jahwe gedacht und von ihm erwartet hatte, schien doch einem solchen Gedanken aufs schroffste entgegen zu sein. Für die Volksreligion ist es selbstverständlich, daß Jahwe Israel gnädig sein und ihm Hilfe schaffen werde, wofern man ihm nur ausreichend Opfer und Gottesdienst böte. Täte er es dennoch nicht, so folgte für sie daraus, daß Jahwe nicht mächtig genug wäre, Hilfe zu schaffen. Sollten je die Assyrer oder sonst ein Feind Israel bezwingen, so wäre für die große Menge des Volkes und seine Religion, und dazu für alle, die sich an diese Anschauung hielten, der endgültige Beweis geliefert, daß jene fremden Götter, die Assurs oder anderer Heiden, Jahwe gegenüber die mächtigeren waren. Die praktische Folge war dann natürlich, daß man jenen Gottheiten sich zuwandte.

So dachte die Volksreligion, aber sie hatte längst nicht allein geherrscht. Männer wie Elias und die prophetischen Kreise um ihn oder wie der große Jahwist und seine Schüler und Zeitgenossen waren längst über jene niedrige Form der Religion der großen Masse hinausgeschritten. Aber den Gedanken, daß Jahwe sein eigenes Volk zunichte machen könnte, wagten sie schwerlich zu denken. Zwar ist es eine starke, wenn auch oft genug zu lesende Übertreibung, erst Amos habe den Gedanken, daß Jahwe eine sittliche Gottheit sei, ausgesprochen. Sie ist nicht geringer als die andere, daß Amos erst der „Entdecker“ des Gedankens der Gottheit, des Monotheismus, in Israel sei, oder des Gedankens, daß Jahwe

ein Gott der ganzen Welt sei. Weder den einen noch den anderen Gedanken haben Amos und die Propheten des achten Jahrhunderts wirklich „entdeckt“. Richtig aber ist, daß jene früheren prophetischen Männer über den Gedanken nicht hinausgekommen waren, daß Jahwe seines Volkes Schuld an ihm heimsuche, nicht aber das Volk selbst von sich stoße. Sie fassen die Idee der Sittlichkeit in Gott für sich und fassen die der Einheit und Einzigkeit für sich. So kommen sie nicht weiter als zu einer sittlichen unter Gottes Schutz stehenden Volksordnung oder auch zu einer gelegentlich sich auswirkenden göttlichen Weltordnung. Der Gedanke der allbeherrschenden sittlichen Weltordnung ist ihnen noch nicht aufgegangen (vgl. S. 208f., 216f.).

3. Der ethische Monotheismus und seine Folgerungen. — Jenen Gedanken der sittlichen Weltordnung haben, wenn man von einer Entdeckung reden will, Amos und die Männer seiner Art entdeckt. Sie sehen die politische Notwendigkeit, die tatsächliche Unausweichlichkeit dessen, daß Israels Schicksal durch die Weltmacht im Osten sich vollenden wird. Sie sehen aber auch, daß Israels sittliche, soziale und religiöse Zustände durchaus nicht so sind, daß sie Jahwe gefallen könnten. Nun ist Jahwe als sittlich strafender, Sünden heimsuchender Gott längst bekannt. Wollen sie nicht, der Volksreligion gleich, den Glauben an ihn lassen, wenn Israel zu Schaden kommt — und das können sie als Männer, in denen er selbst lebt, nicht —, so bleibt nur das andere: der strafende, sittlich urteilende Gott und der Israels Untergang nicht hindernde sind einer und derselbe. Aber nicht so, daß Jahwe Israels Untergang nicht hindern könnte, nein so, daß er ihn nicht hindern will, ja umgekehrt ihn selbst beschlossen hat, beschlossen natürlich um seines Volkes Schuld willen.

Damit ist das große Rätsel von Israels Geschick gelöst. Nicht Assur ist die Ursache von Israels Unheil; noch weniger Jahwes Schwäche Assurs Göttern gegenüber. Sondern Jahwe selbst und Israels Sünde ist die Ursache, und Assur nur Werkzeug in Jahwes Hand, Zuchttrute und Gottesgeißel für Israel.

Damit ist aber auch das große Rätsel der Gotteserkenntnis gelöst oder der Lösung unmittelbar nahe geführt, und es ist damit eine Tat getan, die die Propheten in die Reihe der allerersten religiösen Meister, die der Menschheit zu allen Zeiten geschenkt waren, stellt. Sind sie auch nicht die Entdecker der Einheit und Sittlichkeit Gottes, so sind sie doch diejenigen, welche diese Gedanken aus ihrer Vereinzelnung herausgehoben und ihnen dadurch das Tastende und Unsichere, mehr Geahnte und Empfundene als klar Erkannte genommen haben. Sie haben mit voller Konsequenz und Klarheit die sittliche Seite im Wesen der Gottheit in den Mittelpunkt gestellt, um von ihr aus alles Geschehen in der Welt zu beleuchten, und sie haben dadurch jenen vereinzelt, unvollkommen durchgedachten Gedanken von Gott bewußt und klar zur Idee vom universalen, die ganze Welt und die Weltordnung beherrschenden sittlichen Monotheismus erhoben.

So sind sie die Erben der mosaischen Schöpfung; zugleich diejenigen, die sie zur Vollendung weiterbilden. Sie sind es, die der Menschheit das Höchste, was sie über Gott wissen kann, vermittelt haben: Gott als den unbedingt Guten, sittlich Heiligen, und weiterhin seit Hosea und Jeremia dazu Gott als die heilige Liebe. Diese Form der Gotteserkenntnis hatte die Welt zuvor nicht gesehen. Es mögen da und dort, in Assur oder Babel und in Ägypten, längst allerlei Anklänge an den Gedanken der Gottheit oder Voraussetzungen, Prä-

müssen für ihn vorhanden gewesen sein. Einen ethischen Monotheismus dieser Art hat kein Volk und keine Religion des Erdkreises vorher gekannt. Aber auch nach ihnen ist sie nicht überboten. Auch Jesus hat das weder getan noch gewollt. Nicht daß er Gott anders erkennen gelehrt hätte als die Propheten, zeichnet ihn aus. Auch ihm ist er der sittlich Heilige und die heilige Liebe. Sondern daß er in sich selbst den Weg zu ihm und die lebendige Offenbarung dieses Gottes zeigt. Darin ist er mehr als auch der oberste unter den Propheten.

Die Folgerungen aus dieser Erkenntnis ergeben sich nun für die Propheten vollkommen klar. Die Religion, wie sie die Menge des Volkes übt, in ihrer Vermengung mit heidnisch-kanaanäischen Anschauungen und ihrer Trübung des mosaischen Erbes reiner Gotteserkenntnis ist ihnen im letzten Grunde gar nicht mehr Jahweverehrung. Es ist Baalsanbetung. Jahwe ist zum Götzen herabgewürdigt, seine Verehrung ins Heidnische gezogen. Darum behandeln sie sie auch wie Heidentum und Naturreligion.

Das Wesen der Naturreligion ist die Verwechslung der geistigen Gottheit mit Gegenständen oder Kräften der leblosen oder materiellen Natur. Kann der Mensch Naturkräfte und Naturwesen beeinflussen, mit List oder Gewalt sie bändigen, so tut er es. Reicht seine Kraft und Kunst nicht zu, so fügt er sich gelassen in das Unvermeidliche. Der Zwang, den die Religion auf die göttlich verehrten Naturmächte auszuüben glaubt, besteht im Kultus, vor allem im Opfer. Empfängt der Gott reichliches Opfer, so wird er, ja so muß er, hat er nicht besondere als Verhängnis hinzunehmende Gründe oder fehlt es ihm nicht an Macht, Hilfe schaffen und Gnade gewähren. Ob der Opfernde würdig der Hilfe ist, ob Herz und Gesinnung dem gottesdienstlichen Tun entsprechen, kommt nicht ernstlich in Frage.

Das ist das Wesen der Naturreligion, und so wird auch in der israelitischen, kanaanäisch getrübteten Volksreligion der Kultus über alles hochgehalten. Und zwar der Gottesdienst an sich, als äußere Leistung. Opfer, Gebet, Wallfahrt zum Heiligtum machen die Frömmigkeit aus. Sittliche Tat und frommes Herz sind dabei natürlich erwünscht und im Grundsatz sicher hochgehalten. Aber sie sind nicht Bedingung der Erhörung und des göttlichen Wohlgefallens.

Eine solche Religion ist für unsere Propheten überhaupt kein Gottesdienst. Mit eisernem Besen wünschen sie solches Tun, das ihnen nur Götzendienst und Heidentum ist, weggefegt. Sie können sich nicht genug darin tun, gegen derartiges Treiben ihre Stimme zu erheben. Es ist uns, wenn wir ihre Worte lesen, zumute, als sähen wir Luther an der Schloßkirche zu Wittenberg gegen den Ablass und das sogenannte opus operatum — die äußere Leistung an sich anstelle der inneren Herzensstellung — zu Felde ziehen; ja es ist uns, als sähen wir Jesus von Nazaret selbst, auf dem Berge stehend, seinen Getreuen zurufen: „Laß vor dem Altar deine Gabe und gehe zu vor hin, verfühne dich mit deinem Bruder, alsdann komm und opfere deine Gabe“ (Matth. 5, 24), oder seine Widersacher schelten: „Ihr lehret: wenn einer spricht: Korban, das ist: wenn ich's opfere, so ist dir's viel nützer, der tut wohl“ (Mark. 7, 11).

Man vergleiche damit Jesaja (1, 11ff.):

Was soll mir doch die Menge eurer Schlachtopfer?

spricht Jahwe;

ich bin satt der Brandopfer von Widdern

und des Fetts der Mastkälber,

und das Blut der Sarren und Böcke

mag ich nicht leiden . . .

Eure Neumonde und Festtage

hasset meine Seele,
 sie sind mir zur Last geworden,
 ich mag sie nicht leiden

Oder schon Amos (5, 21 ff.):

Ich hasse, ich verabscheue eure Feste,
 eure Festversammlungen mag ich nicht riechen . . .
 Tue weg von mir den Lärm deiner Lieder,
 das Rauschen deiner Harfen mag ich nicht hören!
 Wie Wasser rausche daher das Recht,
 und Gerechtigkeit wie ein dauernder Bach!

In der Tat, man übertreibt nicht, wenn man sagt, daß das Wort Luthers von den toten Werken, ja die Worte, die Paulus und selbst Jesus über den Glauben und die Stellung des Herzens gegenüber dem äußeren Tun reden, ihre letzte und kräftigste Wurzel schon hier bei unseren Propheten haben. Im Grunde sind sie vorhanden, wenn ihnen natürlich auch die spezifische Orientierung am neutestamentlichen Glaubensgut fehlt.

Aber in einem würde man unsere Propheten gröblich mißverstehen. Tatsächlich sind sie diesem Mißverständnis bei neueren Darstellern ihrer Zeit und ihrer Bestrebungen nicht ganz selten ausgesetzt worden. Darin nämlich, wenn man ihre Stellung zu Gottesdienst und äußerer Religionsübung so deuten wollte, als hätten sie diese Dinge an sich schon gering geachtet. Daß manche ihrer Äußerungen so klingen, rührt daher, daß in ihnen der Widerspruch gegen den Mißbrauch des Kultus so kräftig tönt, daß die Bejahung des richtigen Brauches dabei zu verschwinden scheint. Tatsächlich fehlt sie so wenig als bei Luther die Bejahung des guten Werkes, die man ihm so oft abgesprochen hat, fehlt. In der Tat hätten sie mit der Abschaffung aller äußeren Andachtsformen und Andachtsübung ihrem Volke Stein statt Brot geboten. Will man einen Beweis des Gegenteils, so lese man nach,

was Jesaja an der vorhin angeführten Stelle über das Gebet sagt. Er schildert — genau wie Jesus — die Art des Betens seiner Zeitgenossen mit derselben Entschiedenheit und Schärfe wie ihr Opfern. Wollte aber jemand im Ernste glauben, Jesus oder einem der Propheten hätte es je in den Sinn kommen können, das Gebet der Gläubigen abschaffen zu wollen?!

Die eine Folgerung aus ihrer Gotteserkenntnis, der Kampf gegen die Volksreligion und für die geistige Erfassung der Gottheit, ist damit gezeichnet. Sie ziehen noch eine andere, deren wir ebenfalls noch zu gedenken haben. Es ist der Protest gegen die Schäden der Gegenwart im sittlichen und sozialen Leben und der Weg, der zu seiner Erneuerung führt.

Es ist bekannt, mit welcher Schärfe Jesaja, Amos und andere jene Schäden geißeln. Nur ein Beispiel! Jesaja ruft im Blick auf rücksichtslose Anhäufung von Besitz unter gewissenloser Ausbeutung der Armen (5, 8ff.) aus:

Weh denen, die Haus an Haus reihen
und Feld an Feld stoßen lassen,
bis kein Plätzchen mehr bleibt, und ihr wohnen könnt
allein inmitten des Landes.

So hat denn geschworen vor meinen Ohren
Jahwe der Heerscharen: Wahrlich!

Die Häuser, die vielen, sollen zur Wüste werden,
die großen und schönen ganz menschenleer.

Da ist es ganz klar: die Strafe für dieses Treiben ist der Untergang des Staates. Die Gesellschaft der Gegenwart ist so sehr verrottet, innerlich so zerfressen, daß die kleinen Mittel nicht mehr helfen. Es bleibt kein anderes Mittel, als daß der Staat, wie er jetzt besteht, und die ganze Gesellschaftsordnung der Gegenwart zu Falle kommen (Jes. 3, 1ff. 8ff.). Aber freilich, das ist

nicht das letzte Wort. Gericht und Untergang sind nicht Selbstzweck, Vernichtung nicht das Ziel der Wege Gottes. Nicht umsonst sind die Propheten Männer des Glaubens und Männer Gottes, die die Stimme des lebendigen Gottes in sich vernommen haben. Der Gott, dessen Stimme sie vernahmen, ist und bleibt der Gott Israels. Auch wenn der Staat zu Falle kommt, bleibt er es, und er wird Formen und Wege finden, es ferner zu sein. Daraus ergibt sich für sie von selbst, daß der Glaube an Israels Gott, der nicht nur die Heiligkeit ist, sondern auch die Liebe, ihnen eine neue, innerlich geläuterte Zukunft verbürgt.

4. Die Eigenart des prophetischen Bewußtseins. — Es ist nun aber Zeit, daß wir, ehe wir den eben angeregten Gedanken nachgehen, einer Frage näher treten, die manchem schon längst auf den Lippen liegen mag. Wir reden schon des längeren immer von den großen Propheten der klassischen Zeit des Prophetentums in Israel, aber wir haben uns noch nicht die Frage vorgelegt: was ist eigentlich ein Prophet? worin besteht das Wesen und das Auszeichnende dieser so merkwürdigen Erscheinung vor anderen?

Fragen wir die Geschichte, so treffen wir die Propheten zu allen Zeiten in Israel bis zum Anfang in der mosaischen Periode. Aber sie sind nicht immer dasselbe. An der Pforte der Geschichte des Volkes steht Mose, den die Urkunden mehr als einmal einen Propheten oder den Mann Gottes im besonderen Sinn nennen, und der unverkennbar als Offenbarer der Gottheit, als religiöser Leiter seines Volkes und Mittler religiösen Lebens die Züge echten Prophetentums an sich trägt. Es folgt Samuel, der Erneuerer und Reiniger der in der Richterzeit tief darniederliegenden Gottesverehrung und höchstwahrscheinlich der Gründer prophetischer Vereinigungen.

Zu seiner Zeit hat, wie es scheint, das Prophetentum in Israel einen Bund geschlossen mit ähnlichen Erscheinungen kanaanäischer oder verwandter Herkunft. Scharen von Verzückten, in eigenartige Erregung Versetzten — äußerlich anzusehen Rasenden gleich — durchziehen zu seiner Zeit das Land, wahrscheinlich den heiligen Krieg predigend und alles mit sich fortreißend, was ihnen in den Weg tritt. Die politische Erregung, die zugleich eine religiöse war, hat sie wohl auf den Plan gerufen. Samuel hat sie gesammelt, sie in seinen Dienst genommen und damit den Anfang dazu gemacht, das Naturhafte, zugleich noch Stürmische und äußerlich Ungeberdige ihres Wesens in ruhige Bahnen zu lenken und zu vergeistigen.

Von da an hat die Erscheinung sich erhalten und sie reißt für Jahrhunderte nicht ab, immer neue Vertreter sich schaffend. Bald stehen sie mehr der alten, von Mose und Samuel vertretenen eigentümlich israelitischen, bald der neueren, durch kanaanäische und kleinasiatische Einflüsse mitbestimmten Form des Prophetentums näher. Der ersteren Art sind Männer wie Natan zur Zeit Davids, der letzteren solche wie Elias und Elisa. Immerhin hat sich mit dem Fortschritte der Zeit auch an der Art ihres Auftretens manches geändert. Aus den frei umherziehenden Scharen sind Vereine geworden, in denen unter der Leitung eines Meisters der religiöse Gedanke gehegt, wohl auch Kunst und Gabe der Erfindung des Gotteswillens gepflegt wird. Seinen Höhepunkt und seine eigentlich klassische Periode aber erreicht das Prophetentum in den Männern seit Amos, Hosea und Jesaja. In ihnen erkennen wir die ganze Erscheinung auch am deutlichsten im Lichte der Geschichte, schon weil wir nunmehr hinreichende Zeugnisse in ihren eigenen Schriften haben. Von ihnen aus läßt sich daher

auch die vorhin aufgeworfene Frage nach ihrem Wesen am besten beantworten.

Man hat die Propheten öfter als Männer des Vaterlandes, als Patrioten im besonderen Sinne des Wortes bezeichnet und darin ihr Wesen erkennen wollen. Man hat sie mit Männern wie Ernst Moritz Arndt und Sichte in Deutschland oder Demosthenes in Athen verglichen, die durch zündende Rede ihr Volk zur Befreiung des Vaterlandes von fremdem Joch aufriefen. Andere wollten sie als eine Art Volkstribunen angesehen wissen, Männer des Volkes, Freunde der Armen und Gedrückten und ihre Anwälte, und man berief sich dafür auf die mancherlei schroffen und gelegentlich geradezu agitatorisch klingenden Äußerungen gegen die Ausbeutung der Gerungen. Beides, Vaterlandsfreunde und Volksfreunde sind sie (vgl. S. 219 u. 226). Aber ihr Tun erschöpft sich darin nicht, und weder das eine noch das andere bezeichnet dasjenige, was sie zuerst und vor allen Dingen sein wollen. Sie selbst sagen es uns am besten, wenn sie sich mit Vorliebe den Mund Gottes oder die Sprecher Gottes oder alles zusammenfassend: Männer Gottes nennen.

Das zeigt uns klar, daß ihr Erstes und Letztes die Religion, Gott selbst ist. Ihn wollen sie als „Männer Gottes“ haben und als seine „Sprecher“ anderen bringen. Vertreter und Bringer der Gottheit und ihres Willens an ihr Volk, religiöse und sittliche Leiter und Meister ihres Volkes wollen sie sein, und zwar dies ganz und dies zuerst. Erst von hier aus sind sie dann zugleich Männer des Volkes und Männer des Vaterlandes. Wo die Leitung und Behandlung des Volkes Gottes Willen widerstrebt, da rügen sie sie; und wo das Vaterland und seine Politik Gottes Wege, so wie sie sie zu erkennen glauben, verläßt, da stehen sie scheinbar selbst gegen das Vaterland auf.

5. Das visionäre Erlebnis und das Verhältnis der Propheten zum Objekt. — Wie aber werden sie Männer Gottes und seine Sprecher? Doch wohl nur so, daß sie irgendwie die Rede der Gottheit vernehmen. Nur so können wir es verstehen, wenn sie ihre Worte oder Sprüche einzuleiten pflegen mit den Worten: „So hat Jahwe (zu mir) gesprochen“ oder sie schließen mit den Worten: „Das war der Spruch Jahwes.“ Es muß also, wollen wir diese Worte nicht als bloße Redensart ansehen, in jenen Männern das bestimmte Bewußtsein gelebt haben, daß ihre Worte — sei es dem Wortlaut, sei es der Substanz nach — nicht ihr persönliches Eigentum seien, sondern Eigentum, „Eingebung“ ihres Auftraggebers, also Jahwes, ihres Gottes.

Ja sie gehen noch weiter und sagen uns mit voller Deutlichkeit, daß die Tatsache selbst, daß sie überhaupt zu ihrem Volke reden, nicht einmal Sache ihres eigenen Willens und Entschlusses ist. Ein höheres Sollen, ein Zwang von oben bestimmt sie. Ein Prophet mag wollen oder nicht — wenn Jahwes Ruf an ihn ergeht und seine Stimme in ihm erklingt, so muß er zeugen. Er muß es mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes oder der Gewalt eines unbedingten, kategorischen Imperativs.

Ein Löwe brüllt — wer müßte sich nicht fürchten?
Der Allherr Jahwe redet — wer müßte nicht Prophet werden?

ruft Amos aus (3, 8), und wie Jeremia sich weigert, ja sich windet, um den Auftrag loszuwerden und immer wieder dem höheren Sollen erliegt, lesen wir in seinem Buche mehr als einmal.

Es mag hier die Frage nach der objektiven Wahrheit dieses Bewußtseins vorläufig ausscheiden. Subjektiv ist es zweifellos wahr. Die Propheten haben in der Tat so gedacht und in der Tat jenes Bewußtsein in sich gehabt.

Die Frage nach der objektiven Wirklichkeit ihres Bewußtseins aber ist nicht mehr eine historische, überhaupt nicht mehr eine Frage des exakten Wissens. Wir können nur sagen: in großen Stunden heiliger Ergriffenheit haben diese Männer die Gottheit lebendig empfunden und sie als eine den ganzen Menschen hinnehmende Macht gefühlt. Dies große Erlebnis, das im letzten Grunde das Geheimnis der religiösen Seele ihrem Gotte gegenüber ist, macht sie zu Propheten und stellt sie in den Dienst der Gottheit. Wer im übrigen die Spur eines lebendigen Gottes in der Welt zu ahnen und sein Hereinwirken in menschliches Leben und Geschehen zu glauben imstande ist, wird von selbst auch dem, was jene Männer hier in sich empfinden, anders gegenüberstehen als derjenige, dem jene Dinge zum Voraus unbekanntere Erscheinungen sind. (Siehe weiter S. 236 f.)

Nach den bestimmten, deutlich genug im Lichte der Geschichte stehenden Aussagen der Propheten und nach manchen Analogien bei anderen Völkern dürfen wir aber wenigstens noch einen Schritt weiter gehen und dürfen es wagen, uns einigermaßen ein Bild des inneren Hergangs zu machen, der in ihrer Seele sich abspielte, um jenes Bewußtsein zu erzeugen.

Schon außerhalb Israels finden wir Fälle, in denen wir beobachten können, wie gewisse von der Menge als eigenartige Erscheinungen, als Menschen besonderer Art sich abhebende Personen sonderbare Zustände haben und in ihnen eigentümliche Wahrnehmungen machen. Meist überkommen sie solche Zustände beim Gottesdienst oder beim andächtigen Gebet oder bei sonstiger starker religiöser Inanspruchnahme des Gemütslebens. Es tritt dann ein Zustand bei ihnen ein, in dem sie in eigenartiger Weise von der Außenwelt abgezogen sind, in dem aber ihr Seelenleben um so gesteigert und für Reize, die

dem Menschen im gewöhnlichen wachen Dasein sonst nicht zugänglich sind, empfänglich wird. Sie sehen da Bilder und hören Stimmen und Worte, in denen Dinge enthalten sind, die dem Alltagsmenschen nicht zuteil werden. Ihr Zustand ist eine Art Verzüdung, eine Art Halbschlaf, gelegentlich auch eine gewaltsam durch starke äußere Reize herbeigezogene unheimliche Erregung, der natürlich leicht eine desto stärkere Erschlaffung folgt. Er gleicht äußerlich dem eines geistig Kranken. Und da geistige Abnormität von dem ganzen Altertum als unmittelbarer Ausfluß einer in einem Menschen waltenden Gottheit angesehen wird, so erscheinen jene Männer zum Voraus als im besonderen Sinn von der Gottheit beseelt. Sie selbst wissen es nicht anders, als daß, was sie hören, Worte einer Gottheit, und was sie sehen, von einer Gottheit selbst gewirkte „Schauungen“ sind.

Als eine Gestalt dieser Art haben wir uns den Seher Bileam vorzustellen, von dem die Überlieferung der mosaischen Zeit berichtet, daß er von Israels Feinden aus fernen Landen herbeigerufen worden sei, Israel zu verfluchen und seinen Lauf zu bannen, aber daß — wider seinen Willen — Jahwe selbst über ihn kam, ihn beseelte und ihn zwang, zu segnen, wo er fluchen sollte. Ohne Zweifel liegt hier die Schilderung einer alten Sehergestalt zugrunde; und selbst wenn die Dinge in dem bestimmten Falle sich nicht genau so begeben haben sollten, wie erzählt wird, so bliebe die Gestalt doch der wahre Typus eines solchen Sehers der alten Zeit. Man lese nur die Schilderung seines Gebarens und Auftretens:

Spruch Bileams, des Sohn Beors,
 Spruch des Manns mit geschlossenem Aug;
 Spruch dessen, der hört Gottes Worte,
 der kennt des höchsten Rat;

Der schaut des Allmächtigen Gesicht —
hingefunken und enthüllten Augs.

Da sieht man klar: Das äußere Auge geschlossen, äußerlich hingefunken liegt der Seher da und tut seinen Spruch. Aber sein inneres Auge ist enthüllt, ist erschlossen, daß er des Allmächtigen „Gesicht“ sieht, sein Ohr geöffnet, daß er seine Rede und seinen Rat vernimmt.

Ganz ähnliches wird von Muhammed berichtet, der bei einer Andachtsübung plötzlich Stimmen vernimmt und eine Erscheinung sieht und von dem wir wissen, daß es dann auch nachher noch öfter ganz plötzlich über ihn kommt, daß seine Sinne umnebelt scheinen, als wäre er bewußtlos, während er dann beim Erwachen mitteilen kann, was er vernommen. Muhammed darum kurzweg für einen Betrüger zu halten, geht nicht an, so oft er dafür ausgegeben worden ist. Eher mag man ihm krankhafte „hysterische“ Anlage zuschreiben. Nur vergesse man dann nicht, daß nervös hingefällige und kranke Naturen durchaus nicht notwendig zu den geistig Minderwertigen zu gehören brauchen. Sie können der höchsten geistigen Erhebung und Leistung fähig sein.

Wir besitzen noch ein drittes Beispiel außerhalb Israels und zwar auf dem Boden Kanaans selbst und aus einer Zeit, die dem Auftreten jener schwärmerischen, volkstümlichen Prophetenreise um Saul und Samuel zeitlich durchaus nahesteht. In einem ägyptischen Papyrus, dem sogenannten Papyrus Golénischeck, ist die Rede von einem um 1100 v. Chr. lebenden Manne von Byblos in Syrien, der während eines feierlichen Opfers plötzlich von dem Gotte „ergriffen“ und ins Rasen oder in Verzückung versetzt wird und dabei allerlei Worte ausstößt, die augenscheinlich als die Botschaft der Gottheit, als Orakelspruch gedeutet werden.

In allen diesen Dingen haben wir deutlich die Ana-

logie und zugleich die Naturgrundlage für das vor uns, was wir an den Propheten in Israel seit Samuel beobachten: erst in der älteren Zeit und in rein volksmäßigen, noch stark mit Kanaanäischem vermischten Formen; dann bei Elias schon auf dem Wege zu starker Läuterung und Vergeistigung und schon erfüllt mit höchstem religiösem und sittlichem Inhalte; endlich bei den großen Klassikern des Prophetentums, den sogenannten kanonischen Propheten, in immer fortschreitender Hebung und Vergeistigung, bis dann in Männern wie Hosea, Jesaja und Jeremia der Höhepunkt erreicht wird, auf dem die Passivität des Seelenlebens in klare, vollbewußte Aktivität übergeleitet ist.

Aber auch auf der höchsten Stufe tritt die Verwandtschaft mit jenen außerisraelitischen Erscheinungen und der Zusammenhang mit jener Naturgrundlage noch deutlich zutage — zum klaren Beweis dafür, daß auch die höchsten religiösen Erlebnisse und Erfahrungen doch immer an die natürlichen, uns sonst bekannten geschichtlichen und psychischen Vorgänge und Bedingungen anknüpfen. Sie brauchen darin nicht notwendig aufzugehen, aber sie können, um geschichtlich und psychologisch verständlich zu sein, ihrer nicht entraten.

So haben wir uns jene von mehreren Propheten in der anschaulichsten Weise geschilderten Berufungsszenen vorzustellen, in denen sie selber uns malen, wie das Bewußtsein, daß Gott selbst ihnen nahetrat und ihnen Worte in den Mund legte, seinen Anfang nahm. Jesaja (6, 1 ff.) steht oder sitzt eines Tages, in tiefe Andacht versunken, im Vorhof des Tempels. Ehe er sich's versteht, ist er aus der äußeren irdischen Umgebung entrückt und im Geist in das himmlische Heiligtum selbst versetzt. Mit dem nun geöffneten Auge des Geistes sieht er an der Stelle des irdischen Tempels und Altars

den himmlischen vor sich, an der Stelle des irdischen vom Priester bedienten Altarfeuers schaut er das himmlische, von überirdischen Engelwesen bedient, und wo sonst auf dem irdischen Gottesthrone, der heiligen Lade, die Kerubim als Vertreter Jahwes thronen, da sitzt Jahwe selbst im langen wallenden Herrschermantel und umschwebt von himmlischen, seinen Preis verkündenden Geistern. Bald hört er Jahwe selber reden und seinen Ruf zum Prophetenamt an ihn richten. Ins wache Dasein zurückgekehrt ist er Prophet, und von jetzt an wiederholen sich in seinem Leben je und dann solche oder ähnliche Erlebnisse, die ihn berechtigen, seine Sprüche und Reden als ihm geschenktes Gut, als Worte Jahwes, zu bezeichnen. Ähnlich bei Amos, bei Jeremia und Ezechiel und wohl den anderen allen.

Auch das sind nicht bloße Formen, Redewendungen oder dichterische und schriftstellerische Einleitungen für den Gedanken, daß Jesaja oder die anderen eines Tages den Entschluß faßten, Prophet zu werden. Man hat sich den Hergang öfter so gedacht und gemeint, es handle sich um eine Bilderrede oder um die nachträgliche sagenhafte Verklärung oder phantasievolle Ausspinnung des Momentes, in dem jene Männer zu einem großen, für ihren Beruf und ihren Lebensgang entscheidenden Entschluß gekommen seien.

Nichts von alledem. In der Hauptsache handelt es sich um wirkliche Erlebnisse und nichts anderes. Natürlich sind Anknüpfungen vorhanden, die die psychologische Unterlage solcher Vorgänge bilden. Sie liegen sowohl in eigenartiger natürlicher Ausrüstung, als in vorangegangenen besonderen Erlebnissen. Ihre Seele ist keine tabula rasa, kein unbeschriebenes Blatt, ehe sie solche Szenen an sich vorüberziehen sehen. Der Gedanke an die Gottheit, der Entschluß in ihren besonderen Dienst

zu treten, hat sie ohne Zweifel schon längst innerlich bewegt und ihre Seele erregt. In einem bestimmten Momente aber erreicht die Spannung des Gemüthslebens ihren Höhepunkt, und sie fühlen sich unmittelbar in die Nähe der Gottheit selbst entrückt, hören ihre Stimme und empfangen nun entscheidende, für ihr künftiges Wirken bestimmende Eindrücke.

Wie weit die Propheten nach Samuel, ähnlich wie es von Mose und Samuel vorausgesetzt wird, auch unabhängig von derartigen besonderen Zuständen der Passivität des Seelenlebens, sich in die Nähe der Gottheit versetzt fühlen und Eindrücke aufnehmen, wird aus ihren Schriften, soweit sie solche verfaßt haben, nicht vollkommen klar. Es ist immerhin wahrscheinlich. So viel aber ist deutlich, — und das ist für uns die Hauptsache —, daß bei ihrem Reden ihr Geist vollkommen klar und wach ist und daß, wenn sie darangehen, das Erlebte in wohlgefügter, oft kunstvoller Rede wiederzugeben, beim Hörer und Leser fast durchweg jeder Gedanke an einzelne vorangegangene Dämmerzustände ihrer Seele vollkommen verschwunden ist. In der That würde man schwer irren, wollte man sie lediglich als Ekstatiker verstehen. Sie sind zugleich durchaus Männer von klarer Einsicht — oft mehr als die leitenden Staatsmänner ihrer Zeit.

Die subjektive Wahrhaftigkeit jener Schilderungen von spezifischen Erlebnissen steht demnach außer Zweifel. Auch hier mag, wenn wir nach dem fragen, was wir mit zweifelloser Sicherheit als Ergebnis exakter historischer Forschung feststellen können, die Frage nach der objektiven Wahrheit und Wirklichkeit jener Hergänge auscheiden, also die Frage: wenn es auch wahr ist, daß sie selbst sich als von der Gottheit berufen und unmittelbar von ihr berührt fühlten — ist es damit zugleich wahr,

daß Gott selbst sich in ihnen betätigte? Ist Gott selbst kein Gegenstand des exakten zwingenden Wissens, sondern des im besten Sinne und an Sicherheit jenem nicht nachstehenden persönlichen Erlebens und sittlichen Bezwungenseins, so natürlich auch sein Wirken im einzelnen Falle.

Es mag im übrigen an das vorhin schon über diesen Gedanken Ausgeführte, das auch hier gilt, erinnert werden. Nur eines sei dem dort Gesagten hinzugefügt. Wir wissen, daß Jesus in besonderem Maße in den Schriften der Propheten lebt. Soweit man dem, was an vorhandenen Stoffen religiöser Erfahrung auf die Entwicklung seines Seelenlebens eingewirkt haben mag, nachzugehen imstande ist, scheint nichts von jenen Dingen bedeutenderen Einfluß auf ihn ausgeübt zu haben, als die Schriften der alttestamentlichen Propheten. Er wird nicht müde, in seinen Reden ihrer zu gedenken, und wo er in die Lage kommt, ein Schriftwort vor versammelter Gemeinde vorzulesen und auszulegen, da ist es ein Prophetentext, dem er — mag er ihm gegeben oder von ihm gewählt sein — bezeichnenderweise keine andere Deutung zu geben vermag als: „heute ist dieses Schriftwort erfüllt vor euren Ohren“ (Luk. 4, 19).

Und was ist der Inhalt jenes Schriftwortes? Ein Prophet des alten Volkes (Jes. 61, 1) sagt von sich: „Der Geist des Allherrn Jahwe ist über mich gekommen, . . . daß ich den Gefangenen Erlösung verkünden darf.“ Also einen der Alten erklärt Jesus selbst vom Geiste Gottes erfüllt, und er erkennt in ihm eben deshalb und wegen des Inhalts seiner Verkündigung ein Vorbild, eine Weisagung, auf sich selbst. Er erklärt sich selbst als einen seiner Art, nicht als ginge er darin auf, Prophet zu sein, wohl aber in dem Sinne, daß, was jener war, auch er ist. Wem also Jesu Selbstbewußtsein mehr

ist als das anderer Menschen, selbst als das der religiös Genialen unter ihnen, der wird nach dem, was Jesus selbst von jenen Männern sagt, auch in den Propheten Geist von seinem Geiste verspüren.

14. Kapitel.

Die Hoffnung Israels.

1. Ihr Inhalt. Die messianische Idee. — Wir haben schon oben gehört, daß die Propheten, indem sie den Untergang der Nation in Aussicht stellen, damit nicht der Meinung sind, das letzte Wort gesprochen zu haben. Denn war ihr Gott zugleich der Gott aller Welt und Gott der sittlichen Heiligkeit und der heiligen Liebe, und bei alledem der Gott und Vater Israels, der sein Volk und dadurch die Welt zu großen Dingen bestimmt hatte: so mußte er für sie auch Mittel und Wege finden, sein Volk trotz des äußeren Zusammenbruchs von Staat und Nation zu dem zu machen, was es werden sollte und dadurch der Welt das zu schenken, was er ihr zugedacht hatte.

Daß die Propheten als die geistigen Führer und die religiösen Meister ihres Volkes so denken und, trotz alles entgegenstehenden Scheines und allen in der Gegenwart widerstrebenden Mächten zum Troste, hierauf ihre Hoffnung richten mußten, das lag in der Stellung von selbst beschlossen, die sie zu Jahwe einnahmen. Vor allem folgt es mit einer gewissen Notwendigkeit aus dem Begriffe des Glaubens, den sie vertreten, allen voran Jesaja.

Ihm ist der Glaube die Zusammenfassung alles dessen, was er von religiös Großem und Erhabenem, besonders von religiösem Idealismus kennt. In Stunden der schwersten Gefahr und Anfechtung, wenn allen anderen, König und Volk, der Boden unter den Füßen zu wanken

scheint, da stellt er sich auf ihn, auf den Glauben und das unbedingte Vertrauen zu Gott als das felsenfeste Fundament seiner Zuversicht und ruft König und Volk zu: „Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht“ (Jes. 7, 9). Es ist nicht unnütz zu sagen, daß das Wort in einer schwierigen politischen Lage gesprochen ist. Jesaja zeigt damit, daß er auch politische Dinge zunächst vom religiösen Gesichtspunkt aus ansieht. Denn seine Stellung der Politik seiner Zeit gegenüber ist die, daß ein tieferer Blick in das Wesen aller Dinge auch die rein religiöse Betrachtung, d. h. den Willen und Ratschluß Gottes und die letzten sittlichen Mächte und Ordnungen in der Welt nicht ausschalten könne. Diese Faktoren: Gott selbst und die großen sittlichen Ordnungen stellt er daher mit allem Nachdruck in den Mittelpunkt seiner Gedanken über die Gegenwart und Zukunft seines Volkes.

Für Jesaja ist damit ganz von selbst gegeben, daß Gott diese seine Ziele, also seinen heiligen Willen in der Durchführung der sittlichen Weltordnung und der Ausbreitung wahrer Gotteserkenntnis, mit Hilfe der Menschen oder wider sie, verwirklichen wird. Und da er einmal Israel sich erwählt und es mit hohen Gnadengütern gesegnet, es zu seinem besonderen Weinberg ausersuchen (Jes. 5, 1 ff.) hat, so steht ihm auch fest, daß er es zwar äußerlich untergehen lassen kann, aber er kann es nicht auf die Dauer zuschanden werden lassen. Denn Jahwe hat einmal „in Zion sich einen Grundstein gelegt, einen kostbaren Eckstein bewährtester Gründung“ (Jes. 28, 16). Sollte also auch das Israel der Gegenwart nicht fähig sein, Jahwes Rat durchzuführen, so würde davon nur der äußere Bestand der Nation, nicht aber Gottes Rat betroffen. Israel muß eben dann, wenn auch durch schwerste Drangsale und wohl gar durch den Zusammenbruch des Staates hindurch, geistig erneuert werden.

Es muß an die Stelle des alten ein neues Geschlecht der Zukunft treten, das der großen Aufgabe würdiger ist als das der Gegenwart.

Damit ist von selbst der Gedanke an den Messias gegeben. Denn das neue Geschlecht, das innerlich reifer sein wird als das alte, das im Geiste der sittlichen Reinheit, der Gotteserkenntnis und des Friedens erneuerte Israel, wird selbstverständlich vertreten, geleitet und seiner großen Aufgabe zugeführt werden durch eine bestimmte, an seiner Spitze stehende Person, einen Mann nach dem Herzen Gottes, „auf dem ruhen wird der Geist Jahwes, der Geist der Weisheit und der Einsicht, der Geist des Rats und der Heldentraft, der Geist der Erkenntnis und Furcht Jahwes“ (Jes. 11, 2). Jesaja ist damit der Schöpfer des Gedankens an den Messias im besonderen Sinne geworden.

Es bedarf keiner Ausführung darüber, daß Jesaja mit dieser Gestalt nicht an die bestimmte geschichtliche Person Jesu von Nazaret dachte. So hat man sich die Dinge später in der christlichen Kirche, schon der des Altertums, zurechtgelegt. Wohl aber hat Jesaja eine Erwartung zukünftiger herrlicher Dinge, die lange vor ihm in Israel, vielleicht auch bei anderen Völkern, lebendig war, und die sich mehr und mehr an das Haus Davids angelehnt hatte, mit seinen eigenen Gedanken vom Glauben an die unwandelbare Treue Gottes gegen seine Pläne und gegen Israel und das Haus Davids verbunden. Aus dem messianischen Gedanken im weiteren, allgemeinen Sinne, genauer: dem Gedanken an eine große Zukunft Israels ist dadurch der spezifisch messianische Gedanke, die Erwartung eines rettenden und erneuernden Davidssohnes auf Israels Thron, eines neuen „Gesalbten“ — das bedeutet bekanntlich Messias — geworden.

2. Ausländische Parallelen. — Daß etwas der

messianischen Idee im weiteren Sinn Entsprechendes auch außerhalb Israels, und zwar schon im frühen Altertum, vorhanden war, wird, nach dem, was die neuesten Forschungen zutage gefördert haben, heute von Vielen als gesichert angenommen. Immerhin fängt man eigentlich zurzeit erst an, hierüber zu einiger Klarheit zu kommen, da es sich um Texte handelt, deren Veröffentlichung erst der neuesten Zeit angehört und bei denen jeder Tag neues Material bringen kann. Man wird daher die größte Zurückhaltung üben müssen und wird vorläufig gut tun, sich mit der an sich wenig befremdlichen Tatsache zu begnügen, daß man schon im alten Ägypten des zweiten bis dritten Jahrtausends vor Christo sowie im alten Babylonien und Assyrien angefangen hatte, an die Regierung gewisser Könige große und fast überschwängliche Erwartungen zu knüpfen.

Besondere Vorsicht aber ist geboten gegenüber der Annahme, als wäre auch die Gestalt des „Heilbringers“ selbst und somit überhaupt die israelitische „Erlösererwartung“ schon vorher in Babylonien und Ägypten vorhanden gewesen.¹ In der Tat nahm man an, sowohl das allgemeine Schema der messianischen Weissagung als auch vieles Einzelne sei in Israel von dorthier entlehnt. Indes ergibt eine genauere Prüfung des Materials doch eher, daß zurzeit keine einzige wirkliche Weissagung auf einen Messias oder Erlöser im Sinne der biblischen Erwartung nachgewiesen ist. Man konnte zu dieser Anschauung nur gelangen, indem man in einzelne unbestimmte Anklänge die biblische Messiasvorstellung willkürlich hineinlegte.

¹ Insbesondere muß ich es für einen Mißbrauch halten, wenn man, wie es neuerdings da und dort üblich wird, kurzweg von einem ägyptischen „Messias-König“ redet. Dadurch kann nur Verwirrung geschaffen werden.

Was zunächst Babylonien anlangt, so besitzen wir hier allerdings Hymnen, also Preisgesänge, auf den Gott **Marduk**, in denen dieser als Heilsgott oder Erlösergott gefeiert wird. Aber im Grunde kann dies von jedem guten Gott gesagt werden. Nie aber ist hier von einer neuen Zeit, einer neuen Ära im biblischen Sinne die Rede, die er bringen soll, um seine Feinde niederzuwerfen und alles Übel und sogar die Sünde und Ungerechtigkeit auszutilgen. Noch weniger ist die Rede von einem königlichen Gottessohn, einem Gottessohn auf dem Königsthron, durch den ein neues Reich des Friedens und Heils herbeigeführt wird. Vielmehr beschränkt man sich darauf, einzelne Könige wie Gudea, Assurnasirpal, Assurbanipal u. a. als „Gottesöhne“ anzusehen. Damit ist aber immer der gegenwärtige König und seine augenblickliche Regierung gemeint, nicht der Herrscher der messianischen Endzeit. Es sind, wie am besten das Vorkommen dieser Vorstellung auch in syrischen Königsnamen (Benhadad u. a.) zeigt, keine endzeitlichen Gestalten, sondern zeitliche, geschichtliche Gegenwartsmenschen, an deren Regierung man große Hoffnungen knüpft. Möglich ist, daß in das, was man von ihnen erwartet, Züge verwoben sind, die aus einer alten Ahnung von der Wiedertehr des goldenen Zeitalters und Paradieses entlehnt sind. Aber die Erwartung wird durchaus an den gegenwärtigen Herrscher geknüpft. Von einer Endzeit und einer Wiedertehr des verlorenen Paradieses wie in Jes. 11 ist wieder um nicht, jedenfalls nicht sicher, die Rede.

Aber auch wo von einem kommenden „Heil“ gesprochen wird, wie in der babylonischen Omenliteratur, da ist die unmittelbare Folgezeit im natürlichen Fortgang der Jahre und Zeiten und nicht eine nach großen Erschütterungen und Weltkatastrophen kommende Heilszeit am Ende der Tage gemeint. Noch weniger findet sich

die Erwartung, daß durch den Bringer dieses „Heiles“ das Licht der Gnade und Recht und Gerechtigkeit zu allen Völkern und bis ans Ende der Erde getragen werde wie beim exilischen Jesaja, oder gar, daß durch diese Gottesherrschaft die Erlösung nicht nur vom Ubel, sondern auch von der Sünde gebracht werde (Jer. 23, 5; Jes. 11, 9; Ezech. 36, 26f.). Vollends weiß die babylonische Hoffnung nichts von einem Leiden und Sterben des Gottesknechtes zugunsten und besonders zur Sühne der Sünder (Jes. 53, 5). Wo von einem sterbenden Gotte die Rede ist (Tamus-Adonis), da geschieht es im Naturmythus, höchstens daß dabei der König Bußpsalmen vorträgt. Dieser Brauch beweist m. E. nur, daß die Totenfeier für den Gott ernste Gedanken wachrief.

Wird es demnach doch immer wahrscheinlicher, daß auf babylonischem Gebiet die erste Freude an der Entdeckung interessanter Parallelen zu weitergehenden Schlüssen veranlaßte als eine nüchterne Betrachtung des Tatbestandes rechtfertigte, so scheint dasselbe auch beim ägyptischen Altertum, soweit es hier in Frage kommt, der Fall zu sein.

Gerade hier hatte man in jüngster Zeit besonders deutlich eine wirkliche Messiaserwartung entdecken wollen. Man glaubte eine Zeitlang in gewissen Texten aus der Zeit zwischen 2000 und 1800 v. Chr. und aus der Zeit um 1300 v. Chr. genau dasselbe Schema wie in der alttestamentlichen Prophetie zu finden: eine Zeit schwerer Heimsuchung und Ungerechtigkeit wird anbrechen, sie wird aber durch einen gerechten und von der Gottheit geliebten Herrscher, dem die Völker untertan werden, überwunden.

Aber genauere Untersuchungen haben gezeigt, daß gerade jene Verheißungen sich nicht nachweisen lassen, vielmehr scheint in dem einen Falle nur eine Katastrophe

zu einer ganz bestimmten Zeit geschildert zu werden und der „Hirt für alle“ scheint niemand anderes als der Gott selbst (Rē) zu sein. Es würde also nicht etwa zugunsten des Königs geweissagt, sondern ihm das Bild des Gottes Rē als das Urbild eines Fürsten vorgehalten. In einem anderen Falle, bei dem sogenannten Papyrus Golenisheff (um 1900), handelt es sich lediglich um eine Weissagung zugunsten eines bestimmten Königs der Zeit, Amenemhet I. Über ihn wird allerdings Großes und geradezu Überschwängliches geweissagt (doch wohl von einem seiner Hofpropheten): vorher Unheil, jetzt Heil und Segen.¹

Aber der wesentliche Unterschied von der alttestamentlichen Weissagung ist auch hier der, daß hier lediglich nationale Ereignisse ins Auge gefaßt sind, nichts weiter. Die Hauptsache vermischen wir: das Übergreifen der nationalen Erwartungen auf alle Völker, ihren Übergang in die universale Hoffnung; sodann daß das Unheil zugleich als Gericht über die Sünde geweissagt wird; drittens den Zukunftskönig der Endzeit; viertens das Reich Gottes und den großen sittlich-religiösen Weltplan Gottes.

¹ Da heißt es: „Die Leute zur Zeit des Sohnes eines Mannes („Mannessohn“ bedeutet den Edelgeborenen, hier ist an den Pharao Amenemhet I. gedacht) werden sich freuen, seinen Namen in alle Ewigkeit fortzupflanzen, weil sie fern sind vom Unglück... Die Wahrheit wird wieder ihre Stätte finden, die Lüge hinausgetan... man wird die Elenden heil machen“... Auch der Papyrus Westcar, der im Märchen von den Kindern einer Priesterin des Sonnengottes berichtet, die als Söhne des Gottes selbst angesehen und mit der Herrschaft über das Land bedacht werden sollen, hat mit der messianischen Idee nur das gemein, daß die alttestamentliche Bezeichnung des Königs als „Sohn Gottes“ sich vermutlich an den ägyptischen Brauch anlehnt. Das Weitere ist lediglich die nachträgliche Rechtfertigung des Aufkommens einer neuen Dynastie in Ägypten.

So bleibt doch nur die allgemeine Möglichkeit der Heilshoffnung (des goldenen Zeitalters und vielleicht des Paradieses) und die Hereinziehung des gegenwärtigen Königs in diese Erwartung. Aber auch dies, wie gesagt, nur als Möglichkeit. Diese allgemeinen Gedanken können freilich — ob aus Ägypten übernommen oder selbstständig entwickelt, mag dahingestellt bleiben — auch im alten Kanaan bekannt gewesen sein, und so auch im ältesten Israel. Aber was Israel selbstständig daraus gemacht hat, ist das Wesentliche. Die wirkliche Erlösererwartung und der messianische König der Endzeit sind ausschließlich Israels Eigentum — mindestens bis jetzt.

3. Ihr Alter und ihre geschichtliche Entwicklung. — Es ist unschwer zu erkennen, daß die eben zurückgewiesenen Vermutungen, wenn sie sich erweisen ließen, auch die biblische Überlieferung von dem hohen Alter ähnlicher Gedanken in Israel stark beeinflussen müßten. Es muß aber ausdrücklich betont werden, daß, auch wenn jene ausländischen Erwartungen sich nicht in dem Sinne, wie man jetzt manchmal annimmt, als Tatsache erweisen lassen, das Alter der biblischen Hoffnung trotzdem feststeht. Man hat gerade dies Alter der biblischen Zukunftserwartung in neuerer Zeit mit großem Nachdruck bestritten und hat gemeint wahrscheinlich machen zu können, daß die messianischen Abschnitte bei Jesaja und den älteren Propheten durchweg spätere Einlagen von jüngerer Hand und die israelitische Zukunftserwartung überhaupt nichts als ein Gebilde der sinkenden oder schon zu Boden gesunkenen Nation sei. Erst der Niedergang des Staatswesens — so nahm man in jüngster Zeit vielfach an — habe in Israel den Gedanken an seine Neubelebung, erst der Untergang des Königthums den an seine herrliche Herstellung wachgerufen. Dem-

gemäß wird leider auch jetzt noch von manchen Gelehrten die Meinung vertreten, es habe in der Hauptsache erst die Zeit des Exils, als man in Israel das sichtbare Königtum nicht mehr besessen habe, die Hoffnung auf ein zukünftiges neues Königtum zutage gebracht.

Ich kann diese Annahme nur für einen schweren Irrtum halten. Das Alte Testament läßt sich, wie mir scheinen will, nur mit großer Gewalttätigkeit so deuten, als wären jene Aussagen sämtlich oder zum größten Teile erst Erzeugnisse einer späteren Zeit. Gewisse in das Gesamtgebiet der Zukunftserwartung gehörende Grundbegriffe, wie „der heilige Rest“, „der Gottestag“ und andere, lassen sich da, wo sie im Alten Testament zum ersten Mal auftreten, gar nicht anders verstehen als so, daß sie den Propheten und ihren Hörern dort nicht etwas Neues sind, sondern etwas längst Geläufiges.

Wenn wir also in den älteren Schriften des Alten Testaments und aus alten und ältesten Zeiten Andeutungen einer solchen Erwartung, sei es auch nur in ihren allgemeinen Zügen, vorfinden, so werden wir, wofür nicht besondere Gründe entscheidender Art dazukommen, keinerlei Veranlassung haben, ihnen Zweifel entgegenzusetzen.

Es ist nicht einmal gesagt, daß die Erwartung glücklicher Zukunft erst an dem Punkte der Geschichte erstmals auftrat, an dem wir ihr in der Literatur zuerst begegnen. Wenn beispielsweise über Noach das merkwürdige und in seinem jehigen Zusammenhang — wo es auf die Entdeckung des Weinbaues zu gehen scheint — dunkel und unbefriedigend zugleich klingende Wort überliefert wird: er werde die Menschen trösten für die Mühsal, die ihnen vom Ackerland her beschieden sei (1. Mos. 5, 28), so ist tatsächlich gar nicht ausgeschlossen, daß der Erzählung einmal eine alte Beziehung auf jene

Erlösererwartung zugrunde lag, die dann viel älter sein müßte als die heutige Erzählung selbst. (Manche wollen auch in der im Richterbuch für die Richter gern angewandten Bezeichnung „Retter“, „Heiland“ eine solche Anspielung finden. Doch muß ich dies nach dem Sprachgebrauch des betreffenden hebräischen Wortes für ganz unsicher halten.)

Immerhin müssen wir uns im ganzen an die literarischen Denkmale und an die Reihenfolge, in der sie entstanden sind, halten. Nach ihr beurteilt, dürfen wir wohl für das älteste Zeugnis dieser Art, das uns in der Literatur entgegentritt, die bekannten Sprüche Bileams ansehen. Sie gehören jedenfalls der frühesten königlichen Zeit an, genauer derjenigen Sauls oder der allerersten Zeit Davids. Denn Sauls Sieg über Agag muß noch in frischester Erinnerung stehen, und er kann noch nicht durch größere Siege Davids überboten sein. Sie gipfeln bekanntlich in der Weissagung von einem Stern aus Jakob und einem Szepter aus Israel, die aufkommen und die Feinde Israels siegreich niederschlagen werden. Augenscheinlich begegnen wir hier schon der Rettererwartung. Es wäre möglich, daß dabei an den damals aufstrebenden und mehr und mehr in die Höhe steigenden David gedacht ist; aber auch dann ist er wohl zugleich mit den Sarben, die von jener allgemeinen Erwartung genommen sind, gemalt.

Es folgt der Zeit nach der sogenannte Segen Jakobs, genauer dessen auf Juda sich beziehender Teil. Er stammt aus der Zeit, als David seine ersten Kämpfe siegreich bestanden hatte. Die Art und Weise, wie hier dem Stamme Juda Sieg und Heil zugesprochen wird, darf ich als bekannt voraussetzen. Ich begnüge mich daher darauf hinzuweisen, wie dabei zugleich über die nächste Zukunft hinaus auf Israels letzte Zeit hinausgeblickt und

abermals, in ganz ähnlicher Weise wie in den Bileam-
sprüchen, auf jenen Helden der Zukunft hingedeutet wird.
Hieß es bei Bileam (4. Mos. 24, 16):

Ich sehe ihn, doch nicht jetzt,
ich erschaue ihn, doch nicht nahe:
Es tritt hervor ein Stern aus Jakob,
und es ersteht ein Szepter aus Israel...

so lautet der Judaspruch (1. Mos. 49, 10):

Es soll das Szepter von Juda nicht weichen,
noch der Herrscherstab von seinen Säßen,
Bis der kommt, dem er bestimmt ist,¹
ihm gehört der Gehorsam der Völker.

Derjenige, dem der Herrscherstab (oder die Herrschaft)
bestimmt ist oder zukommt — so muß der schwierige
Text übersezt und gedeutet werden —, ist kein anderer
als der Stern aus Jakob bei Bileam, den man viel-
leicht als einen Sternensohn, als einen himmlischen
Menschen (vgl. bar-kochba = „Sternensohn“, den Namen
des falschen Messias zur Zeit Hadrians) erklären darf.
Auch darf erinnert werden an die in beiden Fällen gleich-
artige, beidemal den Charakter des Geheimnisvollen
tragende Redeweise: ich sehe „ihn“; bis „der“ kommt.
Diese Redeweise kann doch eigentlich nur so verstanden
werden, daß schon damals der Mann der Zukunft eine
bekannte Gestalt war.

Haben wir es hier mit der vorwiegend volksmäßigen
Erwartung der Zeit Sauls und der Frühzeit Davids —
die aber in ihren Wurzeln auf frühere Hoffnungen und
Sehersprüche zurückgehen wird — zu tun, so hat dann
im Verlaufe der Zeit Davids die Hoffnung Israels,
wenigstens zunächst in Juda, einen höheren Flug ge-
nommen. War die Hoffnung einmal vorhanden und
zwar, wie es scheint, seit alter Zeit, so lag es nahe, daß

¹ Nach anderen: bis sein [rechtmäßiger] Herrscher kommt.

gerade die leuchtende Gestalt des großen David in besonderem Maße in ihren Dienst gezogen wurde.

In der Tat wird sie von Natan auf David und seine Dynastie übertragen, wenigstens in der Weise, daß David ein dauerndes Königtum übergeben wird und daß Jahwe zu den Nachfolgern Davids in das Verhältnis von Vater und Sohn tritt (2. Sam. 7, 12. 14). Aus diesem Gedanken der dauernden Herrschaft des Davidsstammes folgt freilich noch nicht von selbst, daß der kommende Retter ein Sohn Davids und ein König aus Davids Stamme sein werde. Aber indem der Davidsstamm den — in Ägypten für die Könige längst geläufigen — Ehrennamen von Gottesöhnen führt, ist die Verbindung beider Größen unmittelbar nahegelegt.

Hier ist der Punkt, an dem die messianische Hoffnung im engeren Sinne entstehen konnte: die Erwartung eines Königs aus Davids Stamm, welcher der Erneuerer der Dynastie und der Herrlichkeit Israels und zugleich ein König und Herr der Gerechtigkeit und des Friedens sein werde. War die Erwartung eines Retters der Endzeit und eines großen Königs in Israel gegeben und dazu diejenige ewiger Dauer des Davidshauses, so bedurfte es nur noch des Gedankens, daß jener Retterkönig zugleich ein Glied des Davidshauses sein werde und weiterhin der Erhebung der ganzen Erscheinung aus der volkstümlich-natürlichen in die sittliche Sphäre, um das zu schaffen, was wir die messianische Idee im eigentlichen Sinne nennen. Daß dieser letzte bedeutsame Schritt das Wort Jesaias ist, haben wir schon gehört.

Er unternimmt ihn aber nicht, ohne daß ihm gerade in dem wesentlichen Punkte, dem der Erhebung des Ganzen in das Gebiet der sittlichen Ideen, schon vorgearbeitet wäre. Der jahwistische Erzähler (J), dessen

Buch wir etwa der Zeit des Propheten Elias zuzuschreiben haben, hat uns in diesem Buche auch ein bekanntes und viel genanntes Wort aus der Urzeit aufbewahrt. Der Schlange, als der Verführerin zur Sünde, und dem Weibe, das der Verführung nicht widerstanden hat, wird von Jahwe nach dem Sündenfalle das Wort zugerufen:

Ich setze Feindschaft zwischen dir und dem Weibe
zwischen deinem Samen und ihrem Samen;
Er mag dir den Kopf zermalmen,
du magst ihm die Ferse zermalmen.

Das Wort hat man das erste Evangelium oder Prot-evangelium genannt — mit Recht und mit Unrecht. Es spricht zunächst aus, daß zwischen dem Menschen und den Mächten der Verführung und des Bösen ein ewiger Kampf verordnet sei, ein Kampf auf Leben und Tod. Das ist der gewaltige, die ganze Weltgeschichte und die Geschichte jedes Menschenlebens durchziehende sittliche Kampf. Keiner der Kämpfer geht aus ihm ohne Leze hervor: die Entwicklung jedes Menschenlebens geht durch sittlichen Fall und Niederlage hindurch. Aber der Kampf ist kein aussichtsloses Ringen: das Ende ist der Schlange Tod — ihr wird der Kopf zermalmt — und damit der Menschheit Sieg.

Hier ist freilich nach richtiger Übersetzung nur von der Menschheit als solcher die Rede, nicht von einem Einzelnen. Aber wollte man sich fragen: wie denn und durch wen etwa jener sittliche Kampf zum Siege geführt werde, so blieb doch immer, auch schon für das Altertum, nur die Antwort übrig, daß irgend einmal innerhalb der Menschheit solche Einzelne oder ein Einzelter erstehen werden, durch deren Tun jene Arbeit im Namen der Gesamtheit und für sie vollführt werden werde. Damit ist der Gedanke des Retters der Zukunft

abermals mindestens sehr nahe berührt, und er ist zugleich auf das sittliche Gebiet hinübergeleitet.

Der Spruch ist heute Bestandteil des jahwistischen Buches. Aber nach allem, was wir früher gehört haben, sind in dasselbe allerlei, zum Teil recht alte, Stoffe aufgenommen. Im besonderen hat sich oben schon gezeigt, daß gerade die Paradieses- und Sündenfallgeschichte wahrscheinlich mehrere Bearbeitungen durchgemacht hat. Es ist also damit, daß wir das Buch des J der Zeit des Elias zuschreiben, über das Alter eines Spruches von der Art des hier vorliegenden noch nichts ausgesagt. Er könnte erheblich älteren Ursprungs und somit tatsächlich das „erste Evangelium“ sein.

In welcher Weise nun Jesaja und andere der schreibenden Propheten jene Hoffnung weitergebildet haben, bedarf nach dem bisherigen keiner eingehenden Erörterung mehr. Es mag genügen, an die schönen Bilder vom Herrscher des neuen Reiches zu erinnern, die Jesaja an berühmten Stellen seines Buches (besonders 9, 1 ff.; 11, 1 ff.) entwirft. Sein Reich ist darnach ein Reich der Gerechtigkeit und des Friedens, er selbst ein vom Geiste Jahwes erfüllter Friedensfürst, der, nachdem er die Gottlosen niedergeschlagen, in der Kraft Jahwes das goldene Zeitalter in der Form der sittlich gegründeten Gottesherrschaft herbeiführen wird.

Der messianische Gedanke hatte damit in der Hauptsache diejenige Gestalt erreicht, in der er besonders seit der Makkabäerzeit im Judentum fortlebte und in der er auch in den Zeitgenossen Jesu lebendig war; ein Königtum Davids, glänzend und sieghaft zum Schutze der Schwachen und Gedrückten, zugleich ein Schrecken der Gottlosen und Unterdrückten. Dabei ergab sich von selbst: je mehr Israel in der Zeit Jesu sich selbst unter dem Druke der Fremdherrschaft fühlte, desto stärker

traten jene Züge des glänzenden Siegers am Bilde des Messias in den Vordergrund.

Und doch wissen wir, daß Jesus selbst gerade diese Züge mit großer Entschiedenheit ablehnte, und daß er alles dazu tat, für sich selbst jene den Zeitgenossen geläufige Messiasvorstellung durch eine andere zu ersetzen. In ihm lebt das Bild nicht des siegenden Königs, sondern des leidenden Knechts. Wo ist die Wurzel des letzteren?

Der Gedanke vom leidenden und zwar nicht für eigene Schuld, sondern für die des Volkes leidenden, ja hingerafften Gottesknechte tritt zum ersten Mal beim erlischen Jesaja, einem Geistesgenossen und Nachfolger des alten Jesaja, auf. Die Gestalt hat vielfache Deutung gefunden. Besonders beliebt und geläufig wurde in neuerer Zeit die Beziehung auf das Volk Israel selbst. Sie ist aber nichts weniger als gesichert. Im Gegenteil spricht recht vieles gegen sie. Gerade an den entscheidenden Stellen tritt es immer wieder deutlich hervor, daß mit dem Gottesknechte nur entweder ein kleiner Teil des Volkes, die Frommen in ihm, oder richtiger ein Einzelner unter jenen Frommen, ihr Führer und Vertreter, gemeint sein kann.

Wenn es nun von ihm heißt (Jes. 53, 5):

Die Strafe zu unserem Heil lag auf ihm,
und durch seine Wunden sind wir geheilt,

so ist damit freilich zunächst etwas ganz anderes ausgesagt, als was die alte Errettererwartung oder die spätere messianische Hoffnung in sich schloß. Denn hier bei dem Knechte Gottes des zweiten Jesaja ist nichts mehr vom triumphierenden König zu spüren. Er trägt nur die Züge des demütigen duldbenden Märtyrers.

Und doch lag in dieser Gestalt etwas, das sie mit dem alten Messiasbilde in Verbindung bringen ließ. Das Bindeglied liegt in dem Heile, das auch von ihm wie

von jenem Erretter auf das Volk ausgehen soll. Indem das Todeschicksal des einen erkannt ist als Heil und Segen bringend für die Gesamtheit, ist die Verknüpfung des alten Gedankens vom Retter und Messias mit dem Gedanken vom Gottesknechte an die Hand gegeben. Tatsächlich ist auch der Knecht durch das, was er tut, ein Retter und Heiland.

Die Verbindung wird im Alten Testamente nicht unmittelbar vollzogen. Wenigstens haben wir keinen direkten Beweis dafür. Aber indem Jesus seine geistige Nahrung in den Prophetenschriften sucht und in ihnen sein messianisches Werk vorgebildet sieht, und indem er weiterhin mit steigender Klarheit sein eigenes Schicksal herantommen sieht, kann es ihm nicht entgehen, daß dasjenige, was er selbst zu tun und zu erleben bestimmt ist, hier allein sein Gegenbild hat, und daß er in der Tat zum „Gotteslamm“ ersehen ist. Damit ist in ihm selbst die Verbindung hergestellt: der leidende Knecht ist der Messias und zwar der Messias in seiner wahren Gestalt, in derjenigen, die auch an ihm selbst, an Jesus, sich verwirklichen wird.

So trägt gerade diese Form, die des leidenden Messias, in Jesus den Sieg davon über jene ältere. Der leidende Dulder ist ihm das wesentliche an der Heilandsgestalt, während vom triumphierenden König und Sieger nur noch die rein sittlichen Züge des Fürsten des Friedens und der Gerechtigkeit festgehalten werden. So wird für ihn der leidende Knecht Gottes freilich zugleich auch der siegende Messias, aber nicht als Sieger mit dem Schwert, sondern mit der Friedenspalme und in weltbezwingendem Leiden.

Wir sind am Ende. Man hat es in neuerer Zeit öfter versucht, das Alte Testament aus dem religiösen

Unterricht der Schule auszuschalten in der Meinung, es sei besser, sich auf das Neue Testament als auf die uns unmittelbar von Jesus und den Aposteln berichtende Urkunde zu beschränken.

Ich kann diese Bestrebungen nur bedauern und würde ihr Vordringen für ein großes Unglück halten müssen. Wer das Neue Testament und das Wirken Jesu und der Apostel wirklich verstehen will, wird des Alten Testaments niemals entraten können. Denn in ihm haben Jesus und die Apostel selbst gelebt. In ihm haben die allerwichtigsten Anschauungen und Lebensäußerungen der neutestamentlichen Männer ihre Wurzel, ja in ihm hat das Reich Gottes seine Wurzel. Es hieße dem Gebäude das Fundament entziehen, wollte man christliche Religion und neutestamentliches Christentum lehren, ohne sie auf das Alte Testament zu gründen.

Auch der Umstand, daß durchaus nicht alles im Alten Testament unmittelbar erbaulich oder vorbildlich ist, darf von jenem richtigen Erkenntnis nicht abhalten. Auch wo wir unvollkommene Vorstellungen und noch unreife Erkenntnis Gottes oder der sittlichen Welt treffen, werden wir bald ihre geschichtliche Berechtigung, ja Notwendigkeit einsehen lernen. Ja es werden gerade diese Dinge dazu helfen müssen, uns zu lehren, mit achtungsvoller Pietät gegen die Vorstufen christlicher Erkenntnis das Werden der vollkommenen Offenbarung in Christo erst recht zu verstehen und das wunderbare Walten göttlicher Erziehungsweisheit anzubeten.

Anhang.

Mitteilungen aus den angeschlossenen Besprechungen.

I. Aus der Besprechung über Abschnitt I, Kap. 1.

1. Frage: In den Erörterungen der Lehrerwelt über den Religionsunterricht ist öfter davon die Rede gewesen, daß die biblischen Geschichten von der Schöpfung und dem Sündenfall als „heilige Sagen“ Israels zu behandeln seien. Durch den Zusatz „heilig“ wurden sie von denen anderer Völker geschieden. Aus dem Vortrage scheint diese Ansicht ihre Bestätigung zu finden. Würde der Herr Vortragende sich dazu vielleicht noch etwas bestimmter äußern?

Antwort: Ich glaube die Frage so fassen zu sollen, daß sie sich nicht bloß auf das Recht oder Unrecht dieses Ausdrudes, sondern überhaupt auf den Charakter der Erzählungen — ob geschichtlich oder sagenhaft — bezieht. Was das erste anlangt, so ist gegen den Ausdruck „heilige Sagen“ für die genannten Erzählungen, wenn er nach allen Seiten hin richtig verstanden wird, nicht allzu viel einzuwenden. Meist aber wird er nicht richtig verstanden. Unter Sage versteht man häufig im Gegensatz zur Geschichte eine unwahre Erzählung; man setzt die Sage am liebsten in Verbindung mit dem Märchen, der aus der bloßen, frei spielenden Phantasie stammenden Erzählung, und macht oft genug keinen oder kaum einen merklichen Unterschied zwischen beiden. Beide gelten dann häufig kurzweg als erdichtete Erzählungen, Dich-

tungen. Nun ist im Vortrag ausreichend gesagt, daß auch Elemente der Sage in diesem Sinne in jenen Erzählungen sich finden. Aber die Geschichten selbst kurzweg Sage dieser Art, dichterische Erfindungen, wenn auch heiliger (d. h. wohl uns ehrwürdiger, weil religiös und sittlich wertvoller) Art zu nennen, geht darum m. E. doch nicht an. —

Im strengen Sinne versteht man unter Sagen das, was ein Volk „zu singen und zu sagen“ hat, seine Geschichten und Überlieferungen aus der Zeit und den Kreisen, denen der Schriftgebrauch ferne liegt und die sich deshalb der mündlichen Rede, des Singens und Sagens, bedienen. Vor allem ist die Sage ihrem Wesen nach noch keineswegs ungeschichtlich. Sie kann sehr wohl von geschichtlichen Personen und Vorgängen handeln; aber es liegt in der Sache selbst, daß sie als vorwiegend volkstümliche und mündliche Überlieferung auch nicht im strengsten Sinne geschichtlich ist, sondern daß wir ihren geschichtlichen Kern erst suchen müssen. Solcher Art sind manche unserer Erzpäter- und Richter geschichten und manches andere. Solcher Art ist auch in der Hauptsache die Sündflutgeschichte und einzelne Elemente der anderen Urgeschichten.

Will man aber unter Sagen weiterhin überhaupt den Inhalt des einmal mündlich Erzählten, „Gesagten“, in einem Volke verstehen, so können natürlich auch die Schöpfungs-, Paradies- und Sündenfallgeschichten Israels in ihrer mündlichen Urgestalt hierher gehören. Sie enthalten in jener uns nur durch Rückschlüsse noch zugänglichen Urgestalt in Israel entschieden volksmäßige Züge. Aber so wie wir sie heute in 1. Mos. 1—3 lesen, sind sie solche Sagen nur in ganz bedingtem und beschränktem Sinne. Ich würde deshalb den Ausdruck lieber meiden. Sie sind Ergebnisse eines tiefen und reichen Nachden-

fens; eher als einfache Sagen könnte man sie rückwärtschauende Prophetieen nennen. Oder schlichter und gemeinverständlicher ausgedrückt würde ich etwa raten zu sagen: sie enthalten das, was weise und heilige oder fromme Männer in Israel über jene Dinge lehrten.

Der Verfasser von Kap. 2 und 3, der Jahwist, ist wie ich weiter zeigen werde,¹ da, wo er seine tiefsten Gedanken zum Ausdruck bringt, nichts weniger als volkstümlicher Sagen erzähler; er ist vielmehr ein die höchsten Fragen und Probleme, die den menschlichen Geist beschäftigen, in sich bewegender Philosoph und ein religiöser und ethischer Lehrer seines Volkes, der tiefere Blicke auf den letzten Grund der menschlichen Seele und zugleich in das innerste Wesen und Walten der Gottheit getan hat als die meisten vor ihm. Ähnliches gilt von dem Verfasser von 1. Mos. 1. Er ist am allerwenigsten Sagen erzähler gewöhnlicher Art, sondern ebenfalls ein tief nachdenkender Weltweiser, ein religiöser und wissenschaftlicher Genius allerersten Ranges. Und wenn wir einen Mann, der uns das Wesen der Gottheit und ihr Leben deutlicher nahebringt als wir es vorher kannten, einen Propheten nennen, und wenn wir weiter den Vorgang, durch den uns göttliches Leben wirksam nahegebracht wird, mit dem Namen der Offenbarung bezeichnen dürfen, so sind jene beiden religiösen Meister der Menschheit zugleich wahre Gottespropheten und Offenbarungsmittler für ihre Zeit gewesen, und die Erzählungen, die wir ihnen danken, sind nicht bloß heilige Sagen, sondern sie sind, ohne wörtlich geschichtlich und ohne frei von dichterischen Zügen zu sein, zugleich ewig wahre prophetische Offenbarungen.

Ich meinerseits würde daher für durchaus unan-

¹ Siehe oben S. 104f.

stößig, weil dem Wahrheitsfinne und dem religiösen Empfinden gleich angemessen halten, Schülern, die das überhaupt zu fassen imstande sind — das ist freilich die Bedingung —, ganz offen zu sagen, daß wir es hier nicht mit Geschichte im strengen Sinne zu tun haben, jedenfalls nicht in allen Einzelzügen, wohl aber mit heiligen Wahrheiten, heiligen, ihm von Gott geschenkten Gedanken eines weisen Gottesmannes über diese Dinge.¹

Was nun aber den von mir im Vortrage selbst erwähnten „allgemeinen Charakter“ der Erzählungen anlangt, so kann ich in betreff der Frage nach ihrer strengen Geschichtlichkeit mich auf wenige Beispiele beschränken. Wenn wir innerhalb der Bibel selbst Doppelerzählungen besitzen wie über die Flut und über die Urväter, aber auch über die Welterschöpfung, die in nicht unbedeutenden Einzelzügen auseinander gehen — worüber einiges Nähere später zu sagen sein wird, so daß ich die Tatsache hier voraussetzen kann —: so folgt daraus mit Notwendigkeit, daß von diesen Doppelerzählungen immer höchstens die eine im strengen Sinne urkundlich genau sein könnte. Daraus würde weiter folgen, daß demnach mindestens die andere, also jedenfalls eine von beiden, nicht streng geschichtlich sein kann.

Ebenso wenn wir außer der Bibel Parallelen zu biblischen Erzählungen besitzen und es zeigt sich, daß sie in Einzelheiten von den biblischen Geschichten abweichen, so folgt daraus abermals, daß mindestens die eine oder die

¹ Man hat gegen diese Ausführung eingewandt, der Begriff „heilige Wahrheiten“ bedeute sich mit der folgenden Bestimmung nicht, da unter „Wahrheiten“ leicht allgemein gültige Vorgänge verstanden werden könnten. Um solche handelt es sich auch, nur nicht um im einzelnen streng geschichtliche. Ein Mißverständnis ist im übrigen schon durch die Ablehnung der „Geschichte im strengen Sinn“ ausgeschlossen.

andere von ihnen nicht strenge Urkunde ist. Nun könnte man ja geneigt sein, hier immer zugunsten der biblischen Erzählung zu entscheiden. Aber nicht nur haben wir keinen zwingenden Beweis dafür, sondern es müßte uns auch das eben Gesagte, nach dem auch die Bibel selbst ungeschichtliche Einzelzüge enthalten kann, zur Vorsicht mahnen.

Schon diese Erwägungen zeigen uns, daß wir gut tun werden, von der Forderung urkundlicher Geschichtlichkeit abzusehen. Es kommen dazu aber noch weitere aus den Erzählungen selbst. Wer war Augenzeuge der Erschaffung der Welt? Niemand unter Menschen. Es kann sich also hier immer nur um ein prophetisches Sichversetzen in Gottes Tun handeln, das irgendwie doch durch die eigene Seele des Darstellers durchgegangen sein müßte, mit dem sich also leicht dichterische Einzelzüge verbinden konnten. Oder bei Paradies und Sündenfall: wenn Gott einen Erdenloß formt, wenn er das Weib aus des Mannes Seite heraus gestaltet, wenn die Schlange redet und Jahwe selbst im Garten sich ergeht und die Menschen sucht — wer wagt es, hier von strengster, urkundlicher Geschichte statt von hoher Bildrede und erhabener Poesie voll höchster Schönheit aber auch Heiligkeit zu reden?

Aus diesen und zahllosen anderen Beobachtungen ergibt sich nach dieser Richtung der Charakter der Erzählungen von der Urgeschichte vollkommen sicher. Nur darf man nicht meinen, man habe ihnen Genüge getan und ihr Wesen nach allen Seiten hin erschöpft, wenn man ihre strenge Geschichtlichkeit bestreitet. Im Gegenteil; man würde sie grob mißverstehen, wenn man jene von ihnen forderte. Aber man vergesse nie, daß sie doch noch ganz andere Aufgaben und eine ganz andere Bedeutung für uns haben. Sie haben uns doch noch ganz

andere Dinge zu sagen als geschichtliche Einzelheiten über Zeiten und Hergänge, zu denen keine menschliche Urkunde reicht.

2. Frage: Das Verhältnis der biblischen Schöpfungserzählung zu den Ergebnissen der Naturwissenschaft wurde im Vortrag nur gestreift. Würde der Vortragende sich darüber noch etwas näher ausdrücken?

Antwort: Wenn von Ergebnissen der Naturwissenschaft auf dem hier in Frage stehenden Gebiete, also wo die Entstehung des Weltalls und der Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt anlangt, die Rede ist, so darf vielleicht zum Voraus an die allgemeinen Grundsätze, betreffen die Grade der Sicherheit gewisser „Ergebnisse“, die dem Vortrag vorangeschickt wurden, erinnert werden. In einem gewissen Maße gelten sie auch für die Naturwissenschaft. Ich setze also hier wirklich gesicherte Ergebnisse im strengen Sinne voraus. Wo solche nicht dargeboten werden, nehme ich sie ohne weiteres an und setze es nicht als meine Aufgabe an, über die Grenze des mir zustehenden Wissens in ein fremdes Gebiet überzugreifen. Ich setze aber ferner voraus, daß auch die Naturwissenschaft in allen ihren besonnenen Vertretern es als ihre Aufgabe ansieht, im Namen der Naturwissenschaft und als ihr „Ergebnis“ nicht philosophische oder theologische bzw. atheistische oder pantheistische Hypothesen oder andere Spekulationen auf den Markt zu bringen. In diesem Falle, wenn beide Teile sich in ihren Grenzen bewußt bleiben und schiedlich-friedlich vorgehen, kann ein ernster Streit zwischen Theologie und Naturwissenschaft auch bei der Erklärung der Schöpfungsgeschichte nicht entstehen.

Als selbstverständlich ist dabei anzunehmen, daß die biblische Erzählung, da sie nicht Geschichte im strengen Sinne sein will, auch folgerichtig nicht als eine Art Kompe-

dium oder Katechismus der naturwissenschaftlichen Erklärung der Weltentstehung angesehen und behandelt wird. Das gilt besonders von den 6 Tagen, die man nicht im Sinne von großen Weltperioden umdeuten noch auch, bei aller Anerkennung der bildlichen Art des Ausdrucks „Tag“ — denn wirkliche Tage konnten erst durch die Sonne entstehen —, ihres Charakters als kurzer, dem bloßen göttlichen Sprechen als Schöpfungsmittel am ehesten gemäßer Fristen entkleiden darf, deren jede einen Akt göttlicher Schöpfertätigkeit bezeichnet. Wir haben es aber als ein Ergebnis der auf die Natur gerichteten Wissenschaft anzusehen, daß der Prozeß der Gestaltung der Welt lange Zeiträume, nicht kurze, durch ein einfaches Befehlswort ausgefüllte Akte — nenne man sie Stunden oder Tage, — in Anspruch nahm. Daran soll man nicht drehen oder martern, sondern soll, nötigenfalls auch dem Laien und dem Schüler gegenüber, sofern er es zu fassen vermag, einfach anerkennen, daß wir hier die schlichte, noch kindliche Naturanschauung einer vergangenen Zeit vor uns haben, die sich selbstverständlich nicht ohne weiteres mit derjenigen unserer Tage zu decken braucht. Kurz, wie ich es im Vortrage ausführte: das Daß des göttlichen Schaffens und die großen religiösen Offenbarungswahrheiten über die Art göttlichen Schaffens an der Welt und am Menschen, das sind die bleibenden und, richtig verstanden, göttlichen Elemente der Erzählung; die Einzelheiten des Hergangs sind zeitliches und vergängliches Beiwerk menschlicher Wissenschaft einer vergangenen Zeit.

Freilich auch der Wissenschaft. Ich habe mehrfach erwähnt, wie irrig es m. E. sei, die Erzählung von 1. Mos. 1 kurzweg als eine Sage zu bezeichnen. Der sie uns geschenkt hat, ist ein priesterlicher Mann, der auf der Höhe des Wissens seiner Zeit stand und der

nicht bloß überliefertes Sagengut weitergeben wollte, sondern es in eine Form goß, die der Wissenschaft der Zeit und den tiefen Blicken entsprach, die er, selber als ein Weltweiser ersten Ranges, in das Wesen der Welt getan hatte. Habe ich ihn früher (vgl. S. 257) als einen religiösen Genius ersten Ranges gefeiert, so darf ich ihn hier auch noch als einen Weltweisen und wissenschaftlichen Meister schildern, der meiner Überzeugung nach in der Wissenschaft aller Zeiten seine Stelle mit höchsten Ehren behauptet.

Ich erinnere zum Beweis des Gesagten daran, wie nahe schon seine Anschauung von der Erschaffung des Lichtes vor allen anderen Dingen, auch vor den lichtspendenden Gestirnen, und die Annahme, daß die letzteren erst im Laufe der Weltentstehung zu einer relativ späteren Zeit geworden seien, sich mit der lange Zeit herrschenden Kant-Laplaceschen Theorie berührt — wobei natürlich keineswegs behauptet werden soll, daß beide sich decken oder daß der biblische Naturphilosoph irgendwie in den Einzelheiten jener Theorie vorgegriffen habe. Aber er ahnt daselbe Prinzip. Ich erinnere ferner daran, wie ihm auch der Gedanke der Entwicklung, des Aufstiegs von niederern Stufen der irdischen Gebilde und Wesen zu höheren und zuletzt zum Menschen als der Krone der Schöpfung, schon geläufig ist — ein Gedanke, der uns, wie erwähnt, auch schon in Babylonien entgegentritt; ja noch mehr, wie ihm über die babylonische Parallele hinaus auch die Verbindung dieses Gedankens mit dem des Naturgesetzes und der natürlichen Kausalität durchaus nicht fremd ist. Wenn er Gott sagen läßt: „Die Erde lasse hervorgehen Gras und Kraut,“ so zeigt er damit, daß ihm die Tatsache nicht unbekannt ist, daß in der Natur selbst Kräfte sind, die nach gesetzmäßigem Verlaufe sich auswirken; zugleich

freilich auch, daß ihm Schöpfung und Entwicklung, Naturgesetz und Gotteswille keine Gegensätze sind, sondern daß Gott selbst in die Natur die Kräfte, sich nach eigenen Gesetzen weiter zu entwickeln, gelegt hat. Wie sehr ihm gerade dieser Gedanke der Verbindung von Naturgesetz und Gotteswille am Herzen liegt, zeigt er besonders deutlich bei der Entstehung der höheren Wesen: „es errege sich das Wasser von Lebewesen (d. h. es lasse sie aus sich hervorgehen) . . . und Gott schuf große Meertiere“ (V. 20. 21) und weiter: „die Erde bringe hervor Lebewesen nach ihren Arten . . . und Gott machte die Tiere auf Erden“ (V. 24. 25). Nur beim Menschen behält er für sich selbst das Schaffen ausschließlich vor.

Das Prinzip ist hier vollkommen klar. Der geniale Meister des Welterkennens und des religiösen Erkennens verbindet beides. Das eigene Weben und das gesetzmäßige Selbstleben in der Natur ist seinem beobachtenden Auge nicht entgangen: das Wasser und die Erde, kurz die anorganische Welt, bringt Lebendes, Organisches, Pflanzen und Tiere niederer und höherer Ordnung hervor. Aber wie uns der große Du Bois-Reymond¹ seinerzeit in mahrender Weise an die „Grenzen des Naturerkennens“ erinnert und in den tiefen Graben, der zwischen dem Unbelebten und dem Belebten und zwischen dem Unbewußten und dem Bewußten sich öffne und den zu überbrücken noch keiner Wissenschaft gelungen sei, betont hat: so tut es in seiner Art schon unser Weltweiser. Das Geheimnis des Lebens, auch wenn die unbelebte Natur die Elemente und Bedingungen für seine Entstehung allezeit aus sich selbst liefert, bleibt ihm ein Wunder des schaffenden All-Lebens, Gottes. Und das Geheimnis des menschlichen Personlebens, der bewußten

¹ Du Bois-Reymond, Die Grenzen des Naturerkennens, Vortrag.

und denkenden, sich selbst bestimmenden Vernunft bleibt ihm ein Wunder der höchsten Vernunft, Gottes. Das sind Gedanken, über die auch, soweit ich sehen kann, die Wissenschaft und die Weltweisheit unserer Tage noch nicht hinübergeschritten ist: man mag die natürlichen Bedingungen von Leben und Denken immer deutlicher bloßlegen — Leben und Denken selbst werden ein unentdecktes Geheimnis bleiben.

Es verschlägt dabei nichts, daß wir heute die Entstehung des Lebens an einer anderen Stelle des Werdeganges ansetzen, nämlich bei der Pflanze (die 1. Mos. 1 noch der unbelebten Natur zuweist), nicht erst beim Tiere. Auch nicht, daß 1. Mos. 1 von den Mittelursachen, deren sich Gott bei der Erschaffung des Menschen bediente, schweigt. Ein Geistesgenosse des Erzählers nennt sie in 1. Mos. 2: „Gott formte einen Menschen von Erde.“ Die kindliche Darstellungsweise der Zeit, aus welcher die — dem Erzähler jedenfalls längst schon vorliegende — Urform dieser Geschichte stammt, hat sich das wörtlich gedacht. Später dachte man, wie 1. Mos. 1 zeigt, geistiger darüber. Aber wie hoch- oder niedrigstehend man immer die „geformte Erde“ sich denken mag, aus der Gott den Menschen schuf, wie nahe man immer diese von Gott benützten Elemente an die Gestalt des Menschen heranrücken mag: — der Moment, wo Wesen höherer Ordnung sich erstmals als „Menschen“ wußten, als sich selbst bestimmende Ichwesen, legte Zeugnis ab von einer mächtigen Schöpfungstat.

Aber so hoch wir in den Erzählern von 1. Mos. 1—3 das wissenschaftliche, philosophische und religiöse Genie preisen mögen, wichtiger als alles das ist doch für uns — so auch für die Jugendunterweisung — die Tatsache, daß wir es mit Männern zu tun haben, die sich selbst in allerpersönlichster Weise tief in das Wesen der Gottheit

versenkten und aus ihm das Beste ihrer Erkenntnis schöpften und sich geben ließen, d. h. mit Gottesmännern, mit Propheten.

3. Frage: Wie kann das im Bisherigen Ausgeführte in der Schule verwertet werden?

Antwort: Die Frage ist eine spezifisch pädagogische, der Technik des Schullebens angehörige, der gegenüber ich mich, obwohl ehemals jahrelang auf allen Stufen der Volks- und höheren Schule im Religionsunterricht tätig, doch nicht recht als Sachmann fühle, da ich seit Jahren der Volksschule und damit auch der Seele des Kindes ferner stehe. Als meine eigentliche Aufgabe sehe ich, wie erwähnt, an, Ihnen die sicheren Ergebnisse der Wissenschaft selbst und das, was von mir oder anderen mit beachtenswerten Gründen aus ihnen erschlossen wird, mitzuteilen. Aber bei dem ganzen Zweck unserer Veranstaltung werden sich gewisse Seitenblide auf die praktische Verwertung des Gehörten nicht ganz umgehen lassen. Besondere Veranlassung bietet der uns eben beschäftigende Gegenstand.

Im ganzen möchte ich als erste Regel gelten lassen, daß, wie alle Pädagogik, so besonders die des Religionsunterrichts ein besonderes Maß von Weisheit und Takt erfordert. Infolge davon wird der Lehrer bei allem Eifer der Wahrheitsliebe doch auch immer die Frage zu stellen haben, wie weit das, was Ergebnis wissenschaftlicher Erkenntnis ist, zugleich für die Seele des Kindes sich eigne. Es ist durchaus nötig, daß der Lehrer sich selbst alle die zuletzt gestellten Fragen stelle, und er muß für sich imstande sein, auf sie die befriedigende Antwort zu geben. Aber es folgt daraus noch lange nicht, daß alles, was den Lehrer beschäftigt, auch die Kinder beschäftige, und daß der Lehrer alles, was er gelernt hat, sofort auch an die Schüler weitergebe. Nicht als

handelte es sich um eine Geheimweisheit.¹ Aber der Unterricht ist immer dazu da, Klärung der Erkenntnis zu schaffen, nicht Verwirrung. Ehe eine gewisse Altersstufe und ein gewisses Maß von Reife erreicht ist, wird aber die Seele des Kindes die Frage nach der Geschichtlichkeit gewisser Erzählungen weder aufwerfen, noch überhaupt ordentlich zu fassen imstande sein. Hier gebe man unbedenklich die Erzählung wieder, wie sie ist, und gehe höchstens, wenn direkt Fragen gestellt werden, kurz und besonnen² auf sie ein (S. 282f.). Oder aber man verspare Geschichten wie die von der Schöpfung auf ein reiferes Alter.

Als zweite Regel scheint mir wichtig, daß das Kind, überhaupt der Schüler, auch der reifere, gerade im Re-

¹ So hat der Leitartikel eines Tagesblattes diese Worte — trotz der obenstehenden Verwarnung gedeutet. Aber ist es denn sonst Grundsat, daß der Erzieher alles, was er weiß, auch wenn es dem ist, daß es sich nur für reife oder reisende Menschen eignet, sofort an die Kinder weitergibt?

² Die Worte „kurz und besonnen“ haben einen Kritiker dieses Büchleins in gelinde Erregung versetzt. Er protestiert energisch und verlangt: „Dollrändig ausreichend und klar wollen wir alle Fragen mit unserem religiösen Gewissen beantworten.“ Ich kann meinem geschätzten Kritiker für diese Belehrung nur dankbar sein. Was er sagt, ist ja so absolut richtig, daß man es nur unterschreiben und mit ihm unterschreiben kann. In derjenigen Bescheidenheit, die dem Autor seinem Kritiker gegenüber geziemt, erlaube ich mir nur die Bemerkung, daß natürlich jedes an seinem Orte am Platze ist. Im Texte sind ausdrücklich Kinder gemeint, denen noch die nötige Reife abgeht. Ist sie vorhanden und spürt man lebendiges Interesse, so würd kein Lehrer sich der Frage des Kindes entziehen. Ich glaube doch nicht ganz umsonst ein volles Jahrzehnt auf allen Stufen der Schule Religionsunterricht erteilt zu haben. Immerhin möchte ich bei dieser Gelegenheit nicht verflumen, auf die im Text angedeutete Möglichkeit, daß manche Gegenstände besser auf eine spätere Stufe verlegt werden, noch besonders hinzuweisen.

Religionsunterricht nicht in erster Linie Reflexion, verstandesmäßige Belehrung, sucht, sondern religiöse Befriedigung und sittliche Erhebung.¹ Natürlich will auch das Wissen und der Verstand sein Recht erhalten, aber das Wissen ist nicht Selbstzweck. Vor allem ist dieser Unterricht kein Versuchsfeld für allerhand Experimente und unsichere Hypothesen. Dazu ist er eine viel zu ernste Angelegenheit. Der Schüler erwartet gerade hier nicht Fragen und Probleme als solche. Sondern wo Fragen in ihm erwachen oder durch den Unterricht geweckt werden, da erwartet er hier die Antwort. Die Religion verlangt Festes, nicht Unsicheres und Schwankendes, nicht Relatives, sondern Absolutes, nicht Negatives, sondern Positives.

¹ Auch dieser Satz ist bestritten worden: ein frisches, gesundes und munteres, überhaupt normales Kind äußere keine religiösen Bedürfnisse. Das Kind fühle wohl die Abhängigkeit von seinen Eltern, aber es brauche noch lange Zeit und eine eigene Erfahrung, ehe es die Abhängigkeit von einem himmlischen Vater fühle. — Aber einmal besteht doch wohl die Religion nicht lediglich im Gefühl der Abhängigkeit, sondern hat noch andere ihr wesentliche Seiten. Sodann aber hat das Kind auch die moralischen Gefühle Eltern und Geschwistern und seiner Umgebung gegenüber (Ehrfurcht, Achtung vor dem anderen, Vertrauen, die dann zu Gehorsam, Verträglichkeit, sittlicher Liebe führen) zum großen Teil nicht aus sich selbst, sondern durch den Einfluß der Erziehung. Ohne ihn wird es moralisch verwildern. Daselbe gilt von der Religion. Der Gedanke an den unsichtbaren Vater, seinen Willen und die Liebe zu ihm wird gerade bei dem „frischen, gesunden und muntern“ Kinde frühzeitig neben dem Gedanken an den irdischen Vater hergehen müssen und es können, ohne sein kindliches Leben zu beeinträchtigen. Endlich darf nicht übersehen werden, daß auch im Kinde gewisse Gefühle wie Angst (z. B. bei Alleinsein in dunklem Raume), sei es von selbst erwachen, sei es durch frühe Wahrnehmung (z. B. von Sorgen der Eltern oder Leid der Nebenmenschen) geweckt werden, die auch die Eltern nicht von sich aus, sondern nur durch Weckung von Gottvertrauen, also religiösen Gefühlen, bannen können.

Daraus folgt, daß auch in reiferen Schülern keine Frage angeregt werde, auf die nicht gleichzeitig die Antwort gegeben werden kann. Ferner, daß immer als das Wesentliche das religiöse und sittliche Fruchtbarmachen der Erzählung zu behandeln ist und nur etwa als Voraussetzung für sie die Frage der Geschichtlichkeit.

Als dritte Regel endlich möchte ich aufstellen, daß auf einer Stufe, wo wir etwa geschichtliche und ähnliche Fragen anregen oder auf gegebene Anregung in der Schule glauben behandeln zu können, zwar natürlich die Wahrheit über alles gehen muß,¹ aber immer so, daß auf die Erfassung der Hauptsache gedrungen wird. Auch hier ist das Ziel nicht Negation, sondern Position, wenn auch durch eine gewisse Verneinung hindurch. Bei aller offenen Anertennung des Sachverhaltes ohne jede Art der Verschleierung wird es doch die Aufgabe gerade des Religionsunterrichts sein, die bleibende Wahrheit und die religiöse Tatsache als das Wesentliche und zugleich als das religiös Selbstverständliche ins Licht treten zu lassen. Und das nicht etwa in der Form der Entschuldigung oder „Rettung“, sondern als aus tiefster Überzeugung quellend und aus dem Tatbestand sich mit Notwendigkeit ergebend. Der Erfolg muß m. E., um ein Beispiel zu nennen, sein, daß der Schüler auf die religiöse Höhe gehoben wird, um bei der Schöpfung über der religiösen Tatsache des Schöpfers und seines herrlichen Waltens, die ihm aus der Schöpfungsgeschichte entgegentritt, deren Unvollkommenheiten und das Menschliche in ihr — obgleich er es kennt — vollkommen zu übersehen, und daß er bei der Geschichte vom Sündenfall den religiös-sittlichen Ernst der Erzählung schließlich

¹ Damit ist nicht gesagt, daß dies auf den unteren Stufen nicht der Fall sei. Aber die Frage tritt dort normalerweise gar nicht auf; es handelt sich um das rein Stoffliche.

über alles andere an ihr, ihre Schönheit und Feinheit sowohl als ihre anderen Züge stellt.¹ Die Aufgabe des Religionslehrers kann es daher auch niemals sein, das Zeitliche und Vergängliche an diesen Erzählungen, so wenig er es verhüllen soll, in den Vordergrund zu stellen und sozusagen zum Selbstzweck zu machen. Sein letztes Ziel muß immer das religiös und sittlich Bleibende und Ewige sein.

II. Aus der Besprechung über Abschnitt I, Kap. 2.

Frage: Die Gesetzgebung Moses wird auf göttliche Offenbarung zurückgeführt. Dasselbe ist aber auch bei Hammurapi der Fall. Welcher von beiden hat nun Recht? oder wie verhält es sich überhaupt damit?

Antwort: Daß die mosaische Gesetzgebung diesen Anspruch erhebt, bedarf keines Beweises. Sie kleidet ihn in die Form, daß Jahwe selbst dem Mose die Gesetze gegeben oder aufgetragen, ja daß er mit eigenem Finger die zwei Tafeln beschrieben habe. Das letztere ist jedenfalls nur die Form der Einleidung jenes Anspruches. — Aber auch bei Hammurapi ist der Anspruch zweifellos. Er redet davon, daß Marduk, „um seine Untertanen richtig zu leiten und dem Lande Heil zu schaffen“, ihn beauftragt habe, dies Gesetz zu geben. Ebenso wenn Hammurapi zu Anfang sagt, daß die Götter ihn berufen und „beim Namen genannt“ (vgl. Jes. 45, 1 ff.), so wird er dies nicht bloß auf seine Regierung überhaupt, sondern wohl auch auf das Gesetz beziehen, wie man denn auch das Bild auf seinem Gesetzesblock gewöhnlich — und wohl mit Recht — darauf deutet, daß der Sonnengott ihm das Gesetz übergibt oder diktiert, also „offenbart“.

Wie haben wir uns dazu zu stellen?

¹ Dgl. weiteres hierüber S. 103—106.

Zunächst bemerke ich, daß über die Art, wie wir uns bei Mose und seinen Nachfolgern zu diesem Anspruch zu stellen haben werden, an anderer Stelle noch die Rede sein soll (S. 230f., 236f.). Hier kommt für mich nur die Frage in Betracht, ob der Anspruch bei Mose einen solchen bei Hammurapi etwa ausschließe? Die Frage ist mit Entschiedenheit zu verneinen.

An sich, abgesehen von Mose, ist es zunächst durchaus verständlich, daß Hammurapi diesen Anspruch erhob. Man rede nur nicht gleich von Priesterbetrug und denke nicht gleich an üble Kniffe, um das Volk zum Gehorsam zu zwingen und der Menge zu imponieren! Solche Beweggründe sind ja an sich denkbar und möglich. Aber einem Werte wie dem Hammurapis gegenüber ist es wenig billig, eine solche Betrachtungsweise walten zu lassen.

Wir haben ausreichend gehört, daß die Gesetzgebung Hammurapis eine Geistes- und Kulturtat allerersten Ranges gewesen ist. Wer dies Gesetz geschaffen hat, ist den größten Genien der Geschichte gleichzusetzen. Daß nun ein solcher Mann das, was ihm gelang, nicht lediglich sich selbst zuschrieb, daß er vielmehr das Gefühl hatte: was ich darbiere, ist nicht ausschließlich in meinem Geiste entstanden, es ist mir geworden, ist mir geschenkt, ein guter Gott hat es mir gegeben: — wer wollte das heute, geschweige im Altertum fremdartig finden? Hatte Hammurapi bei seinem Gesetz den Gedanken, den heute etwa ein großer Genius so ausdrücken würde: in einer guten Stunde ist er mir „geworden“, so war es für seine Zeit und ihre Anschauung selbstverständlich, daß er in jenem Gesetz ein unmittelbares Geschenk, eine Offenbarung der Gottheit sah. Wir werden uns also über seinen Anspruch nicht wundern, sondern ihn ganz natürlich finden.

Es kommt dazu, daß solche Werke zumeist unter hervorragender Mitwirkung der Priester entstanden. Sie aber sind die Vertreter der Gottheit. Nun wäre es abermals ein großer Irrtum, sie darum, weil es unter ihnen auch selbstsüchtige Elemente gab, kurzweg als Betrüger anzusehen. Man muß sich vielmehr klar machen, welche ungeheure Bedeutung und welchen ungeheuren Einfluß auf das Denken und Fühlen jener Zeiten der Gedanke an die Gottheit und ihr direktes Einwirken auf die Menschen, ja ihr Eingehen in sie besaß.

Wie aber urteilen wir selbst heute über jenen Anspruch? und wie verhält er sich zu dem Moses? Die Frage kann sogar noch erweitert und auf andere große religiöse Führer, die sich in unmittelbarer Verbindung mit der Gottheit fühlten, ausgedehnt werden. Wenigstens sofern wir keinen Grund haben, ihrer Wahrheitsliebe zu mißtrauen.

Die Antwort wird lauten müssen: wer in Moses und der Propheten Werk die unmittelbar leitende Hand Gottes erkennt und in ihrer Person das Wirken göttlichen Geistes, der hat trotzdem keinerlei Anlaß, Ähnliches von Hammurapi und seinem Gesetzeswerk oder von anderen großen Geistesstaten, vor allem auf religiösem Gebiet, zu leugnen. Auch hier gilt das Wort: „Der Geist weht, wo er will.“ Hat sich auch in Israels Geschichte und bei seinen Propheten dies Wehen in besonderem Maße und in eigenartiger Weise betätigt, in seiner Weise ist es überall in der Welt, wo Menschen aufrichtig nach der Gottheit suchen, zu spüren. Wollen und dürfen wir überhaupt ein Walten Gottes in der Geschichte menschlichen Geistes annehmen, und dürfen wir glauben, daß Gott in der Geschichte ehrlicher Gottsucher sich selbst bezeuge, so dürfen wir auch glauben, daß Gott auch unter Heiden, wo er ehrlich gesucht und begehrt wird, sich

nicht im Dunkel verschließt, sondern sich offenbart. Freilich nicht in vollem Glanze reinsten Gotteserkenntnis, wohl aber so, wie sie nach Zeit, Ort und Verhältnissen es fassen können, nämlich „durch einen Spiegel, wie als ein dunkles Rätsel“ — also mehr in ahnendem Durchblick als in voller und reifer Erkenntnis.

III. Aus der Besprechung über den Abschnitt II, Kap. 5—8.

1. Frage: Was ist das Verhältnis der *babylonischen* zu den *biblischen* Bußpsalmen?

Antwort: Die Frage ist vor etwa zehn Jahren unter dem Einfluß des Auftretens von Friedr. Delitzsch mehrfach verhandelt worden, weil von gewisser Seite der Versuch gemacht war, das babylonische Religionsystem dem biblischen vollkommen gleich, ja über es zu stellen. Heute ist die Angelegenheit in den Hintergrund getreten, weil man auf allen Seiten sich davon überzeugt hat, daß der eigentümliche Vorzug der biblischen Religion durch derartige Parallelen wie die zwischen den alttestamentlichen und außerbiblischen Psalmen nicht in Zweifel gezogen werden kann. Man ist wieder zu der früher herrschenden ruhigen und besonnenen Betrachtungsweise zurückgekehrt. Auch Delitzschs neuestes, mehrfach erwähntes Buch wird daran nicht viel ändern. Ich kann mich daher über den Gegenstand kurz fassen.

Früher sprach man hauptsächlich von den babylonischen Bußpsalmen. Inzwischen aber sind die Reste des babylonischen und ägyptischen Schrifttums so ausgiebig durchforscht worden, daß wir die verschiedensten Gattungen der religiösen Dichtung teils in Babylonien, teils in Ägypten feststellen können: Preisgesang (Hymnus), Bitt- und Klagelied, Dankpsalm, Lehrgedicht u. a. Selbst im alten vorisraelitischen Kanaan hat man neuerdings das Dor-

handensein von Psalmen mit gutem Grunde vermutet. Doch bleibt das babylonische Bußlied immer besonders charakteristisch.

Das Verhältnis der biblischen und babylonischen Psalmen ist im Grunde gar kein anderes als das der biblischen und babylonischen Gottesanschauung. Ähnliches gilt für Ägypten. Hierin liegt der Schlüssel für die richtige Einschätzung beider. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir aus Babylonien Bußlieder haben, die geradezu ergreifende Töne anschlagen. Es spricht sich in ihnen ein tiefes Gefühl der Schuld der Gottheit gegenüber und eine mit voller Wahrheit empfundene Sehnsucht, von der Schuld frei zu werden, aus. Darin können sie mit den biblischen Bußpsalmen, auch den besten unter ihnen, wetteifern, stehen ihnen mindestens nicht allzu viel nach. — Aber man darf sich durch diese Vorzüge nicht irre führen lassen. Sie dürfen weder zur Überschätzung der babylonischen noch zur Ungerechtigkeit gegen die biblische Religion führen. Im Grunde sind die Vorzüge nur formal und dementsprechend auch die Ähnlichkeit der beiderseitigen Bußpsalmen. Das aber, was die Religion entscheidend bestimmt, was vor allem über die Höhenlage ihrer einzelnen Lebensäußerungen entscheidet, ist nicht die Form, sondern der Inhalt. Welcher Art ist die angerufene Gottheit? welcher Art demgemäß die Schuld gegen sie und die an ihr begangene Sünde oder die ihr bezeugte Reue und Buße? Das sind die Fragen, auf die es schließlich ankommt.

Bei ihrer Beantwortung kann nun gar kein Zweifel darüber obwalten, daß mit der ersten Frage die anderen eigentlich entschieden sind. Welcher Art die Gottheit in Israel, vor allem auf seinen religiösen Höhepunkten, bei seinen Propheten, seinen vornehmsten Psalmisten und verwandten Vertretern seiner Religion ist, wissen wir.

und denkenden, sich selbst bestimmenden Vernunft bleibt ihm ein Wunder der höchsten Vernunft, Gottes. Das sind Gedanken, über die auch, soweit ich sehen kann, die Wissenschaft und die Weltweisheit unserer Tage noch nicht hinübergeschritten ist: man mag die natürlichen Bedingungen von Leben und Denken immer deutlicher bloßlegen — Leben und Denken selbst werden ein unenthülltes Geheimnis bleiben.

Es verschlägt dabei nichts, daß wir heute die Entstehung des Lebens an einer anderen Stelle des Werdeganges ansehen, nämlich bei der Pflanze (die 1. Mos. 1 noch der unbelebten Natur zuweist), nicht erst beim Tiere. Auch nicht, daß 1. Mos. 1 von den Mittelursachen, deren sich Gott bei der Erschaffung des Menschen bediente, schweigt. Ein Geistesgenosse des Erzählers nennt sie in 1. Mos. 2: „Gott formte einen Menschen von Erde.“ Die kindliche Darstellungsweise der Zeit, aus welcher die — dem Erzähler jedenfalls längst schon vorliegende — Urform dieser Geschichte stammt, hat sich das wörtlich gedacht. Später dachte man, wie 1. Mos. 1 zeigt, geistiger darüber. Aber wie hoch oder niedrigstehend man immer die „geformte Erde“ sich denken mag, aus der Gott den Menschen schuf, wie nahe man immer diese von Gott benützten Elemente an die Gestalt des Menschen heranrücken mag: — der Moment, wo Wesen höherer Ordnung sich erstmals als „Menschen“ wußten, als sich selbst bestimmende Ichwesen, legte Zeugnis ab von einer mächtigen Schöpfertat.

Aber so hoch wir in den Erzählern von 1. Mos. 1—3 das wissenschaftliche, philosophische und religiöse Genie preisen mögen, wichtiger als alles das ist doch für uns — so auch für die Jugendunterweisung — die Tatsache, daß wir es mit Männern zu tun haben, die sich selbst in allerpersönlichster Weise tief in das Wesen der Gottheit

verfehten und aus ihm das Beste ihrer Erkenntnis schöpften und sich geben ließen, d. h. mit Gottesmännern, mit Propheten.

3. Frage: Wie kann das im Bisherigen Ausgeführte in der Schule verwertet werden?

Antwort: Die Frage ist eine spezifisch pädagogische, der Technik des Schullebens angehörige, der gegenüber ich mich, obwohl ehemals jahrelang auf allen Stufen der Volks- und höheren Schule im Religionsunterricht tätig, doch nicht recht als Sachmann fühle, da ich seit Jahren der Volksschule und damit auch der Seele des Kindes ferner stehe. Als meine eigentliche Aufgabe sehe ich, wie erwähnt, an, Ihnen die sicheren Ergebnisse der Wissenschaft selbst und das, was von mir oder anderen mit beachtenswerten Gründen aus ihnen erschlossen wird, mitzuteilen. Aber bei dem ganzen Zweck unserer Veranstaltung werden sich gewisse Seitenblicke auf die praktische Verwertung des Gehörten nicht ganz umgehen lassen. Besondere Veranlassung bietet der uns eben beschäftigende Gegenstand.

Im ganzen möchte ich als erste Regel gelten lassen, daß, wie alle Pädagogik, so besonders die des Religionsunterrichts ein besonderes Maß von Weisheit und Takt erfordert. Infolge davon wird der Lehrer bei allem Eifer der Wahrheitsliebe doch auch immer die Frage zu stellen haben, wie weit das, was Ergebnis wissenschaftlicher Erkenntnis ist, zugleich für die Seele des Kindes sich eigne. Es ist durchaus nötig, daß der Lehrer sich selbst alle die zuletzt gestellten Fragen stelle, und er muß für sich imstande sein, auf sie die befriedigende Antwort zu geben. Aber es folgt daraus noch lange nicht, daß alles, was den Lehrer beschäftigt, auch die Kinder beschäftige, und daß der Lehrer alles, was er gelernt hat, sofort auch an die Schüler weitergebe. Nicht als

handelte es sich um eine Geheimweisheit.¹ Aber der Unterricht ist immer dazu da, Klärung der Erkenntnis zu schaffen, nicht Verwirrung. Ehe eine gewisse Altersstufe und ein gewisses Maß von Reife erreicht ist, wird aber die Seele des Kindes die Frage nach der Geschichtlichkeit gewisser Erzählungen weder aufwerfen, noch überhaupt ordentlich zu fassen imstande sein. Hier gebe man unbedenklich die Erzählung wieder, wie sie ist, und gehe höchstens, wenn direkt Fragen gestellt werden, kurz und besonnen² auf sie ein (S. 282f.). Oder aber man verspare Geschichten wie die von der Schöpfung auf ein reiferes Alter.

Als zweite Regel scheint mir wichtig, daß das Kind, überhaupt der Schüler, auch der reifere, gerade im Re-

¹ So hat der Leitartikel eines Tageblattes diese Worte — trotz der obenstehenden Verwahrung gedeutet. Aber ist es denn sonst Grundsatz, daß der Erzieher alles, was er weiß, auch wenn es derart ist, daß es sich nur für reife oder reisende Menschen eignet, sofort an die Kinder weitergibt?

² Die Worte „kurz und besonnen“ haben einen Kritiker dieses Büchleins in gelinde Erregung versetzt. Er protestiert energig und verlangt: „Vollständig ausreichend und klar wollen wir alle Fragen mit unserem religiösen Gewissen beantworten.“ Ich kann meinem geschätzten Kritiker für diese Belehrung nur dankbar sein. Was er sagt, ist ja so absolut richtig, daß man es nur unterschreiben und mit ihm unterstreichen kann. In derjenigen Bescheidenheit, die dem Autor seinem Kritiker gegenüber geziemt, erlaube ich mir nur die Bemerkung, daß natürlich jedes an seinem Orte am Platze ist. Im Texte sind ausdrücklich Kinder gemeint, denen noch die nötige Reife abgeht. Ist sie vorhanden und spürt man lebendiges Interesse, so wird kein Lehrer sich der Frage des Kindes entziehen. Ich glaube doch nicht ganz umsonst ein volles Jahrzehnt auf allen Stufen der Schule Religionsunterricht erteilt zu haben. Immerhin möchte ich bei dieser Gelegenheit nicht versäumen, auf die im Text angedeutete Möglichkeit, daß manche Gegenstände besser auf eine spätere Stufe verlegt werden, noch besonders hinzuweisen.

ligionsunterricht nicht in erster Linie Reflexion, verstandesmäßige Belehrung, sucht, sondern religiöse Befriedigung und sittliche Erhebung.¹ Natürlich will auch das Wissen und der Verstand sein Recht erhalten, aber das Wissen ist nicht Selbstzweck. Vor allem ist dieser Unterricht kein Versuchsfeld für allerhand Experimente und unsichere Hypothesen. Dazu ist er eine viel zu ernste Angelegenheit. Der Schüler erwartet gerade hier nicht Fragen und Probleme als solche. Sondern wo Fragen in ihm erwachen oder durch den Unterricht geweckt werden, da erwartet er hier die Antwort. Die Religion verlangt Festes, nicht Unsicheres und Schwankendes, nicht Relatives, sondern Absolutes, nicht Negatives, sondern Positives.

¹ Auch dieser Satz ist bestritten worden: ein frisches, gesundes und munteres, überhaupt normales Kind äußere keine religiösen Bedürfnisse. Das Kind fühle wohl die Abhängigkeit von seinen Eltern, aber es brauche noch lange Zeit und eine eigene Erfahrung, ehe es die Abhängigkeit von einem himmlischen Vater fühle. — Aber einmal besteht doch wohl die Religion nicht lediglich im Gefühl der Abhängigkeit, sondern hat noch andere ihr wesentliche Seiten. Sodann aber hat das Kind auch die moralischen Gefühle Eltern und Geschwistern und seiner Umgebung gegenüber (Ehrfurcht, Achtung vor dem anderen, Vertrauen, die dann zu Gehorsam, Verträglichkeit, sittlicher Liebe führen) zum großen Teil nicht aus sich selbst, sondern durch den Einfluß der Erziehung. Ohne ihn wird es moralisch verwildern. Dasselbe gilt von der Religion. Der Gedanke an den unsichtbaren Vater, seinen Willen und die Liebe zu ihm wird gerade bei dem „frischen, gesunden und munteren“ Kinde frühzeitig neben dem Gedanken an den irdischen Vater hergehen müssen und es können, ohne sein kindliches Leben zu beeinträchtigen. Endlich darf nicht übersehen werden, daß auch im Kinde gewisse Gefühle wie Angst (z. B. bei Alleinsein in dunklem Raume), sei es von selbst erwachen, sei es durch frühe Wahrnehmung (z. B. von Sorgen der Eltern oder Leid der Nebenmenschen) geweckt werden, die auch die Eltern nicht von sich aus, sondern nur durch Weckung von Gottvertrauen, also religiösen Gefühlen, bannen können.

Daraus folgt, daß auch in reiferen Schülern keine Frage angeregt werde, auf die nicht gleichzeitig die Antwort gegeben werden kann. Ferner, daß immer als das Wesentliche das religiöse und sittliche Fruchtbar machen der Erzählung zu behandeln ist und nur etwa als Voraussetzung für sie die Frage der Geschichtlichkeit.

Als dritte Regel endlich möchte ich aufstellen, daß auf einer Stufe, wo wir etwa geschichtliche und ähnliche Fragen anregen oder auf gegebene Anregung in der Schule glauben behandeln zu können, zwar natürlich die Wahrheit über alles gehen muß,¹ aber immer so, daß auf die Erfassung der Hauptsache gedrungen wird. Auch hier ist das Ziel nicht Negation, sondern Position, wenn auch durch eine gewisse Verneinung hindurch. Bei aller offenen Anerkennung des Sachverhaltes ohne jede Art der Verschleierung wird es doch die Aufgabe gerade des Religionsunterrichts sein, die bleibende Wahrheit und die religiöse Tatsache als das Wesentliche und zugleich als das religiös Selbstverständliche ins Licht treten zu lassen. Und das nicht etwa in der Form der Entschuldigung oder „Rettung“, sondern als aus tiefster Überzeugung quellend und aus dem Tatbestand sich mit Notwendigkeit ergebend. Der Erfolg muß m. E., um ein Beispiel zu nennen, sein, daß der Schüler auf die religiöse Höhe gehoben wird, um bei der Schöpfung über der religiösen Tatsache des Schöpfers und seines herrlichen Waltens, die ihm aus der Schöpfungsgeschichte entgegentritt, deren Unvollkommenheiten und das Menschliche in ihr — obgleich er es kennt — vollkommen zu übersehen, und daß er bei der Geschichte vom Sündenfall den religiös-sittlichen Ernst der Erzählung schließlich

¹ Damit ist nicht gesagt, daß dies auf den unteren Stufen nicht der Fall sei. Aber die Frage tritt dort normalerweise gar nicht auf; es handelt sich um das rein Stoffliche.

über alles andere an ihr, ihre Schönheit und Feinheit sowohl als ihre anderen Züge stellt.¹ Die Aufgabe des Religionslehrers kann es daher auch niemals sein, das Zeitliche und Vergängliche an diesen Erzählungen, so wenig er es verhüllen soll, in den Vordergrund zu stellen und sozusagen zum Selbstzweck zu machen. Sein letztes Ziel muß immer das religiös und sittlich Bleibende und Ewige sein.

II. Aus der Besprechung über Abschnitt I, Kap. 2.

Frage: Die Gesetzgebung Moses wird auf göttliche Offenbarung zurückgeführt. Dasselbe ist aber auch bei Hammurapi der Fall. Welcher von beiden hat nun Recht? oder wie verhält es sich überhaupt damit?

Antwort: Daß die mosaische Gesetzgebung diesen Anspruch erhebt, bedarf keines Beweises. Sie kleidet ihn in die Form, daß Jahwe selbst dem Mose die Gesetze gegeben oder aufgetragen, ja daß er mit eigenem Finger die zwei Tafeln beschrieben habe. Das letztere ist jedenfalls nur die Form der Einleidung jenes Anspruches. — Aber auch bei Hammurapi ist der Anspruch zweifellos. Er redet davon, daß Marduß, „um seine Untertanen richtig zu leiten und dem Lande Heil zu schaffen“, ihn beauftragt habe, dies Gesetz zu geben. Ebenso wenn Hammurapi zu Anfang sagt, daß die Götter ihn berufen und „beim Namen genannt“ (vgl. Jes. 45, 1 ff.), so wird er dies nicht bloß auf seine Regierung überhaupt, sondern wohl auch auf das Gesetz beziehen, wie man denn auch das Bild auf seinem Gesetzesblock gewöhnlich — und wohl mit Recht — darauf deutet, daß der Sonnengott ihm das Gesetz übergibt oder diktiert, also „offenbart“.

Wie haben wir uns dazu zu stellen?

¹ Dgl. weiteres hierüber S. 103—106.

Zunächst bemerkte ich, daß über die Art, wie wir uns bei Mose und seinen Nachfolgern zu diesem Anspruch zu stellen haben werden, an anderer Stelle noch die Rede sein soll (S. 230f., 236f.). Hier kommt für mich nur die Frage in Betracht, ob der Anspruch bei Mose einen solchen bei Hammurapi etwa ausschließe? Die Frage ist mit Entschiedenheit zu verneinen.

An sich, abgesehen von Mose, ist es zunächst durchaus verständlich, daß Hammurapi diesen Anspruch erhob. Man rede nur nicht gleich von Priesterbetrug und denke nicht gleich an üble Kniffe, um das Volk zum Gehorsam zu zwingen und der Menge zu imponieren! Solche Beweggründe sind ja an sich denkbar und möglich. Aber einem Werke wie dem Hammurapis gegenüber ist es wenig billig, eine solche Betrachtungsweise walten zu lassen.

Wir haben ausreichend gehört, daß die Gesetzgebung Hammurapis eine Geistes- und Kulturtat allerersten Ranges gewesen ist. Wer dies Gesetz geschaffen hat, ist den größten Genien der Geschichte gleichzusetzen. Daß nun ein solcher Mann das, was ihm gelang, nicht lediglich sich selbst zuschrieb, daß er vielmehr das Gefühl hatte: was ich darbiete, ist nicht ausschließlich in meinem Geiste entstanden, es ist mir geworden, ist mir geschenkt, ein guter Gott hat es mir gegeben: — wer wollte das heute, geschweige im Altertum fremdartig finden? Hatte Hammurapi bei seinem Gesetz den Gedanken, den heute etwa ein großer Genius so ausdrücken würde: in einer guten Stunde ist er mir „geworden“, so war es für seine Zeit und ihre Anschauung selbstverständlich, daß er in jenem Gesetz ein unmittelbares Geschenk, eine Offenbarung der Gottheit sah. Wir werden uns also über seinen Anspruch nicht wundern, sondern ihn ganz natürlich finden.

Es kommt dazu, daß solche Werke zumeist unter hervorragender Mitwirkung der Priester entstanden. Sie aber sind die Vertreter der Gottheit. Nun wäre es abermals ein großer Irrtum, sie darum, weil es unter ihnen auch selbstsüchtige Elemente gab, kurzweg als Betrüger anzusehen. Man muß sich vielmehr klar machen, welche ungeheure Bedeutung und welchen ungeheuren Einfluß auf das Denken und Fühlen jener Zeiten der Gedanke an die Gottheit und ihr direktes Einwirken auf die Menschen, ja ihr Eingehen in sie besaß.

Wie aber urteilen wir selbst heute über jenen Anspruch? und wie verhält er sich zu dem Moses? Die Frage kann sogar noch erweitert und auf andere große religiöse Führer, die sich in unmittelbarer Verbindung mit der Gottheit fühlten, ausgedehnt werden. Wenigstens sofern wir keinen Grund haben, ihrer Wahrheitsliebe zu mißtrauen.

Die Antwort wird lauten müssen: wer in Moses und der Propheten Werk die unmittelbar leitende Hand Gottes erkennt und in ihrer Person das Wirken göttlichen Geistes, der hat trotzdem keinerlei Anlaß, Ähnliches von Hammurapi und seinem Gesetzeswerk oder von anderen großen Geistesstaten, vor allem auf religiösem Gebiet, zu leugnen. Auch hier gilt das Wort: „Der Geist weht, wo er will.“ Hat sich auch in Israels Geschichte und bei seinen Propheten dies Wehen in besonderem Maße und in eigenartiger Weise betätigt, in seiner Weise ist es überall in der Welt, wo Menschen aufrichtig nach der Gottheit suchen, zu spüren. Wollen und dürfen wir überhaupt ein Walten Gottes in der Geschichte menschlichen Geistes annehmen, und dürfen wir glauben, daß Gott in der Geschichte ehrlicher Gottsucher sich selbst bezeuge, so dürfen wir auch glauben, daß Gott auch unter Heiden, wo er ehrlich gesucht und begehrt wird, sich

nicht im Dunkel verschließt, sondern sich offenbart. Freilich nicht in vollem Glanze reinsten Gotteserkenntnis, wohl aber so, wie sie nach Zeit, Ort und Verhältnissen es fassen können, nämlich „durch einen Spiegel, wie als ein dunkles Rätsel“ — also mehr in ahnendem Durchblick als in voller und reifer Erkenntnis.

III. Aus der Besprechung über den Abschnitt II, Kap. 5—8.

1. Frage: Was ist das Verhältnis der babylonischen zu den biblischen Bußpsalmen?

Antwort: Die Frage ist vor etwa zehn Jahren unter dem Einfluß des Auftretens von Friedr. Delitzsch mehrfach verhandelt worden, weil von gewisser Seite der Versuch gemacht war, das babylonische Religionsystem dem biblischen vollkommen gleich, ja über es zu stellen. Heute ist die Angelegenheit in den Hintergrund getreten, weil man auf allen Seiten sich davon überzeugt hat, daß der eigentümliche Vorzug der biblischen Religion durch derartige Parallelen wie die zwischen den alttestamentlichen und außerbiblischen Psalmen nicht in Zweifel gezogen werden kann. Man ist wieder zu der früher herrschenden ruhigen und besonnenen Betrachtungsweise zurückgekehrt. Auch Delitzschs neuestes, mehrfach erwähntes Buch wird daran nicht viel ändern. Ich kann mich daher über den Gegenstand kurz fassen.

Früher sprach man hauptsächlich von den babylonischen Bußpsalmen. Inzwischen aber sind die Reste des babylonischen und ägyptischen Schrifttums so ausgiebig durchforscht worden, daß wir die verschiedensten Gattungen der religiösen Dichtung teils in Babylonien, teils in Ägypten feststellen können: Preisgesang (Hymnus), Bitt- und Klagegedicht, Dankspsalm, Lehrgedicht u. a. Selbst im alten vorisraelitischen Kanaan hat man neuerdings das Vor-

handensein von Psalmen mit gutem Grunde vermutet. Doch bleibt das babylonische Bußlied immer besonders charakteristisch.

Das Verhältnis der biblischen und babylonischen Psalmen ist im Grunde gar kein anderes als das der biblischen und babylonischen Gottesanschauung. Ähnliches gilt für Ägypten. Hierin liegt der Schlüssel für die richtige Einschätzung beider. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir aus Babylonien Bußlieder haben, die geradezu ergreifende Töne anschlagen. Es spricht sich in ihnen ein tiefes Gefühl der Schuld der Gottheit gegenüber und eine mit voller Wahrheit empfundene Sehnsucht, von der Schuld frei zu werden, aus. Darin können sie mit den biblischen Bußpsalmen, auch den besten unter ihnen, wetteifern, stehen ihnen mindestens nicht allzu viel nach. — Aber man darf sich durch diese Vorzüge nicht irre führen lassen. Sie dürfen weder zur Überschätzung der babylonischen noch zur Ungerechtigkeit gegen die biblische Religion führen. Im Grunde sind die Vorzüge nur formal und dementsprechend auch die Ähnlichkeit der beiderseitigen Bußpsalmen. Das aber, was die Religion entscheidend bestimmt, was vor allem über die Höhenlage ihrer einzelnen Lebensäußerungen entscheidet, ist nicht die Form, sondern der Inhalt. Welcher Art ist die angerufene Gottheit? welcher Art demgemäß die Schuld gegen sie und die an ihr begangene Sünde oder die ihr bezeugte Reue und Buße? Das sind die Fragen, auf die es schließlich ankommt.

Bei ihrer Beantwortung kann nun gar kein Zweifel darüber obwalten, daß mit der ersten Frage die anderen eigentlich entschieden sind. Welcher Art die Gottheit in Israel, vor allem auf seinen religiösen Höhepunkten, bei seinen Propheten, seinen vornehmsten Psalmisten und verwandten Vertretern seiner Religion ist, wissen wir.

Es ist der sittlich geartete Monotheismus. Ein einziger Gott schaltet nach sittlichen Grundsätzen. Welcher Art sie in Babylonien ist, ist ebenso zweifellos. Im ganzen kommt man trotz vereinzelter, vielleicht im engsten Kreise der Priester gebliebener Versuche, die Schranke zu überschreiten, nicht über den trassesten Polytheismus und mit ihm über die derbsten Formen der Naturreligion hinaus. Die Gottheit, die man um Vergebung bittet, ist eine der vielen, fast zahllosen Gottheiten, am liebsten Ishtar. Und sie stehen nicht allein in ihrer Vielheit dem Beter gegenüber, sondern eben damit auch in ihrer Beschränktheit und Kleinheit, sowohl was den Machtbereich des einzelnen anlangt, als was seine Gesinnung angeht. Sie fordern im letzten Grunde nicht Sittlichkeit und reines Herz, sondern „vorzüglichen Opferdurst, des Weizens Fülle“, wie es in einem der Lieder heißt. Der Gedanke, daß die Gottheit im letzten Grunde nicht Schlachtopfer und Brandopfer begehre, sondern des Menschen gottgefälliges Herz (Ps. 51, 18f.), der einen so wesentlichen Zug der Frömmigkeit Israels auf ihrem Höhepunkt ausmacht, fehlt im babylonischen Psalter vollkommen. Es bleibt die Naturreligion mit allen ihren Schwächen und Schranken, am besten gekennzeichnet dadurch, daß die am liebsten um Verzeihung angeflehte Gottheit dieselbe Ishtar ist, deren Dienst durch die Prostitution im Tempel geübt wird — ohne daß (wie es in Israel tatsächlich immer wieder geschieht) Prophetenstimmen diesen Dienst für eine Schmach und einer Gottheit unwürdig erklären; und weiter dadurch, daß, wenn der Gott nicht schnell Erhörung bietet, der Priester ihn durch Zauber zwingen muß oder der Büßende die anderen Götter als seine Nothelfer anfleht!

Damit ist natürlich auch die Vorstellung von Sünde und Schuld wie von Buße und Vergebung der Schuld

eine andere als in einer sittlichen Religion. Es bedarf dies nach dem Gesagten keiner weiteren Ausführung. „Sünde und Schuld“, „Vergebung und Entsündigung“ sind nun nur noch Worte desselben Klanges wie im Alten Testament, aber völlig anderen und viel niedrigeren Inhaltes. Sie sind ihrem Gehalte nach genau um so viel niedriger als die Vorstellung und die Verehrung von Ishtar unter der Vorstellung von Jahwe und seiner Verehrung in Israel stehen.

2. Frage: Wie ist das Verhältnis der Ergebnisse der literarischen Kritik zu dem Offenbarungswert des Alten Testamentes vorzustellen? Ist nicht zu befürchten, daß durch einzelne von ihnen tatsächlich der religiöse Gehalt und das besondere Ansehen des Alten Testamentes beeinträchtigt werde?

Antwort: Darauf ist zunächst mit der Mahnung zu antworten, daß wir die Bedeutung jener Ergebnisse nicht überschätzen und ihren Charakter nicht mißverstehen dürfen. Sie sind von großer Wichtigkeit für die geschichtliche Untersuchung des Alten Testamentes, sofern wir es als Erzeugnis der Weltliteratur ansehen, vor allem also für seine geschichtliche, wissenschaftliche Erkenntnis. Aber sie bringen zugleich, wie wir sahen, einerseits vielfach nur eine bedingte Gewißheit mit sich. Und über den religiösen Wert des Buches entscheiden sie andererseits überhaupt nicht. Aber nicht etwa deshalb, weil sie gelegentlich von der Überlieferung abgehen heißen, sondern deshalb, weil die geschichtliche Untersuchung und die Gewinnung geschichtlicher Gewißheit über den religiösen Gehalt des Werkes überhaupt nicht entscheiden kann. Auch wenn nachgewiesen wäre, daß alle fünf Bücher Moses von Mose und alle jene 73 dem David zugeschriebenen Psalmen von David kämen, würde uns nicht diese geschichtliche Tatsache, sondern lediglich der Inhalt jener Stücke ihren

Offenbarungswert verbürgen. Die Frage der religiösen Bedeutung des Alten Testaments ist keineswegs abhängig von den rein historischen Fragen der Abfassung und Entstehung seiner einzelnen Bücher. Es könnte nichts schaden, wenn unsere Laien und Gemeinden ein stärkeres Bewußtsein davon erlangten, daß nicht jede beliebige Hypothese über die Entstehung eines biblischen Buches, auch wenn sie sich beweisen ließe, gleich imstande wäre, das Alte Testament oder die Bibel religiös zu bewerten.

Vielmehr muß immer aufs neue betont werden: über religiöse Werte entscheiden überhaupt nicht historische Urteile, sondern religiöse. Offenbarungszeugnis ist das Alte Testament für uns Christen, weil es für uns mit Christus und dem Gotte Christi in Beziehung steht. Das ist ein reines Glaubensurteil, eine religiöse Gewißheit, die mit den Überlieferungen über seine Entstehung nichts zu tun hat und durch sie nicht bestätigt, und durch deren Widerlegung sie nicht widerlegt wird. Und jedes einzelne Buch hat nach Luthers allein richtigem Grundsatz seinen Offenbarungswert für uns genau in dem Maße, in welchem es „Christus treibet“, d. h. in dem es im Zusammenhang mit jenem Mittelpunkt unseres religiösen Glaubens steht.

Was daraus für die Praxis folgt, ergibt sich von selbst. Da sie die Religion, also das religiöse Leben, im Auge hat, so hat sie selbstverständlich auch auf die religiösen Werte immer in erster Linie auszugehen. Die rein historischen, literarkritischen Fragen wird sie deshalb immer nur als Angelegenheiten zweiten und dritten Ranges ansehen dürfen. Sie sind für die Beleuchtung der „menschlichen Seite“ der Bibel von Wert und dürfen auf derjenigen Stufe, die sie fassen kann, nicht fehlen. Aber religiöses Leben, Wärme und Kraft strahlen sie für

sich nicht aus. Sie rauben sie nicht, verkürzen sie auch nicht — das zu meinen haben wir zu verlernen. Sie geben sie auch nicht — das festzuhalten haben wir zu lernen.

IV. Aus der Besprechung über Abschnitt III,
Kap. 9. 10. 12.

1. Frage: Wie können die im Vortrag genannten Gesichtspunkte von der zum Teil noch unvollkommenen sittlichen Anschauung und von dem nicht immer streng geschichtlichen Charakter der alten Erzählungen in der Jugendunterweisung fruchtbar gemacht werden?

Antwort: Es ist mir keinen Augenblick zweifelhaft, daß diese Fragen zu den Meisterfragen der religiösen Pädagogik und der Katechetik der Gegenwart und nächsten Zukunft gehören. Von ihrer richtigen Beantwortung hängt zum guten Teile das Schicksal der religiösen Unterweisung der nächsten Generationen ab. Aus diesem Grunde und weil die rein wissenschaftliche Erörterung des Gegenstandes uns von selbst so nahe an die Frage herangeführt hat, daß ihr fast nicht auszuweichen war, möchte auch ich mich hier am Ende unserer Verhandlungen dem Versuch einer Beantwortung nicht entziehen, obwohl, wie ich früher geäußert habe, ich mich hierin nicht als eigentlicher Sachmann fühle. Ich möchte die beiden gestellten Fragen scheiden und sie selbständig beantworten.

a) Die sittlichen Anschauungen. — Streng genommen müssen zugleich auch die religiösen erwähnt werden, denn auch sie sind teilweise, wie sich wohl von selbst versteht, noch nicht auf der vollen Höhe neutestamentlicher Gotteserkenntnis angelangt.

Ein wirklicher Anstoß kann nun meines Erachtens überhaupt nur dann entstehen, wenn man zum Voraus an das Alte Testament, wie es freilich in der Gemeinde

nicht selten geschieht, mit dem Anspruch heranzutreten, als müßte es in allen Stücken dem Neuen Testament gleichartig sein, als dürfte somit zwischen ihm und dem Neuen keinerlei Widerspruch bestehen. Wer das fordert, hat vollkommen übersehen, daß das Reich Gottes einem Ackerfeld gleicht, dessen Wachstum von Stufe zu Stufe fortschreitet, „als wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft, schläft und stehet auf Nacht und Tag und der Same gehet auf und wächst — denn die Erde bringet von ihr selbst zum ersten das Gras, darnach die Ähren, darnach den vollen Weizen in den Ähren“ (Marc. 4, 27f.). Nach diesem Worte Jesu muß das Alte Testament die unvollkommene, weil erst vorbereitende Offenbarung enthalten.

Macht man damit Ernst, so wird man einmal sehen, daß Jesus selbst, nicht minder Paulus, die Sache durchweg so ansieht. Ihnen sind Altes und Neues Testament nicht in dem Sinne eine Einheit, daß sie beide genau denselben Erkenntnisinhalt und dieselbe Offenbarungsstufe darböten, sondern lediglich in dem Sinne, daß ein und derselbe Gott und Herr des Reiches Gottes im Alten und Neuen Bunde waltet. Wie sehr aber Jesus zu scheiden weiß, und wie er selbst im Alten Bunde geradezu noch Unvollkommenes, nicht für die alte Zeit, wohl aber im Lichte der neuen minderwertig Gewordenes erkennt, wird durch nichts klarer erhärtet, als durch sein: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Auge um Auge usw. Ich aber sage euch...!“ Wer sind die Alten? Es ist das Alte Testament und seine Gemeinde. Sie stehen ihm auf der Stufe der Vorbereitung. Dahin rechnet er aber auch Männer wie Samuel und Elia, in manchen Punkten auch die anderen Propheten.

Wollen wir noch einen weiteren Beweis und wollen wir zugleich die Gründe dafür uns nahe bringen, daß

Gott auch sittlich Minderwertiges — daselbe gilt vom religiös Minderwertigen — innerhalb des Alten Bundes zuläßt, so mögen wir daran denken, daß Jesus zu gewissen alttestamentlichen Verhältnissen und Einrichtungen, die er für überwunden erklärt, selbst Stellung nimmt. Er wundert sich nicht, daß gewisse Handlungsweisen, wie etwa laze Ehesitten zugelassen waren. Er schilt noch viel weniger auf Gottes falsche Weitzerzigkeit, sondern er sucht nach dem Erklärungsgrund. Und er findet ihn in Gottes Erziehungsweisheit, die um des menschlichen „Herzens Härtigkeit“ willen in alter Zeit manches zuließ, was eine reifer gewordene Zeit abstellen mußte.¹ Mit dieser Herzenshärtheit ist aber der Sache nach genau das gesagt, was der Vortrag (S. 210) so ausdrückte, daß losgelöst von den allgemeinen Verhältnissen und der Kultur- und Erkenntnisstufe Israels die höhere Gottesvorstellung oder sittliche Forderung Stein statt Brot bedeutet hätte.

Von jenem Bilde vom Saatfeld und seinem allmählichen Wachstum aus und von diesem Verhalten Jesu selbst aus läßt sich nun meines Erachtens auch der Gemeinde und dem reiferen Kinde eine Vorstellung von dem wirklichen Sachverhalte nahebringen. Man wird

¹ Heute, wo wir am Ende des furchtbarsten und blutigsten Völkerringens stehen, das die Welt je gesehen hat, darf dem hinzugefügt werden, daß Jesus ähnlich wohl auch vom Kriege dachte. Wir besitzen kein einziges Wort, das uns unzweifelhaft sagen würde, daß er ihn als Sünde verurteilt hätte, freilich auch keines, in dem er ihn einfach billigte. Hätte man ihn gefragt, so hätte er ohne Zweifel ähnlich geantwortet wie er auf die Bitte, er möge als Erbschlichter auftreten, antwortete. Er hätte gesagt, daß zwar in der jehigen Weltzeit wie Streit und Gericht, wie Recht und Strafe, so wohl auch der Krieg unvermeidlich sein möge, daß aber im Reiche Gottes, wenn es einmal verwirklicht sei, dies alles überwunden sein werde. Vgl. dazu meine Schrift: Das Alte Testament und unser Krieg, Spz. 1916.

dabei immer wieder sich selbst und die Unterweisenden daran zu erinnern haben, daß die Offenbarung des Reiches Gottes gerade nach der hier in Betracht kommenden Seite hin mit nichts zutreffender verglichen werden kann, als mit menschlicher Erziehung. Sie ist die „Erziehung des Menschengeschlechts“ zum Reiche Gottes. Keine Arbeit des Erziehers ist aber wichtiger als das weise, sorgsam bedachte Einhalten der richtigen Stufenfolge in der Mitteilung des Erkenntnisstoffes, überhaupt der Ausübung der Erziebertätigkeit. Mit anderen Worten: es darf für Erkenntnis und Leben dem Zögling immer nur das und immer nur so viel zugemutet werden, als für sein Alter, seine Fassungskraft, seine körperliche und geistige Entwicklungsstufe sich zurzeit eignet. Und der Erzieher muß imstande sein, mit dem Kinde in der Sprache des Kindes zu reden und an das Verständnis des Unmündigen anzuknüpfen.

Das sind allbekannte, jedem geläufige Tatsachen, mit denen ich nichts Neues sage. Sie sind aber für uns wichtig. Denn im Alten Bunde, überhaupt im Reiche Gottes, ist Gott der Erzieher. Sind nun jene Sätze richtig, so müssen sie auch auf den Erzieher Gott den Menschen, im besonderen dem Volke Israel gegenüber ihre Anwendung finden. Wenn also Gott in Israel sich selbst den Menschen erschließen und sich ein Volk zu seinem Dienste und zur Vorbereitung seines Reiches erziehen wollte, so mußte auch er der Fassungskraft und der jeweiligen Erkenntnis- und Entwicklungsstufe eines jeden Zeitalters sich anpassen. Er mußte, um mit Jesus zu reden, den Acker erst Gras, dann Ähren tragen lassen und konnte dann erst Weizen in den Ähren erwarten, und er mußte um des „Herzens Härteigkeit“, d. h. um der noch unvollkommenen Entwicklungsstufe in Kultur, Erkenntnis und Gesittung willen, manches

dulden, was eine reifere Zeit zu überwinden lernen mußte.

So angesehen werden, wie mir scheinen will, manche Bedenken und scheinbare Anstöße von selbst schwinden. Es wird dann m. E. dem reiferen Schüler und dem nachdenkenden Laien von selbst einleuchten, daß, wenn Jakob seinen Vater betrügt oder bei Laban unsaubere Kniffe anwendet, wenn Israel die Ägypter hintergeht oder wenn Samuel hart gegen den gefangenen Feind ist, wenn Elias die heidnischen Priester abschlachtet und Elisa fürwitzige Knaben gar töten heißt oder einzelne Psalmen und Prophetentexte wilde Rache schmauben, alle diese Dinge nichts weniger als vorbildlich für uns sind. Daß sie in der Bibel stehen, heißt noch nicht, daß sie darum schon gut und nachahmenswert für uns seien. Es heißt nur, daß auch sie innerhalb des göttlichen Waltens an Israel ihre Stelle haben, mit anderen Worten, daß Gott beim Bau seines Reiches und in seinem Volke sich auch solcher Werkzeuge bediente, die noch nicht in allen Stücken seine vollkommene Erkenntnis und die höchste Einsicht in seinen Willen besaßen.

Allgemein wird man sagen dürfen, daß es eine zum Voraus verkehrte Forderung wäre, wollte man von dem alten Israel dieselbe Vollkommenheit religiöser und sittlicher Reife verlangen wie von der christlichen Gemeinde. Eben deshalb war es auch eine große Verirrung, wenn seiner Zeit (von Delitzsch) gegen den Offenbarungscharakter des Alten Testaments Dinge wie die Blutrache oder gewisse Rachelieder geltend gemacht wurden. Es kann derselbe Mann, der so denkt oder handelt, also in diesem Punkte noch ganz ein Kind seiner Zeit ist, auf anderen Gebieten ein reiner Träger göttlicher Gedanken sein, und die an ihm gerügte Unvollkommenheit kann lediglich in einer bestimmten Seite seines Wesens oder in der Er-

kenntnisstufe seiner Zeit ihren Grund haben. Beides schließt nicht aus, daß der Mann und die Zeit ihre große Aufgabe im Rahmen des Ganzen haben können.

b) Stoffe von geschichtlich unsicherem Charakter. — Was den zweiten Teil der gestellten Frage anlangt, so denke ich hier in erster Linie an die Ur- und Patriarchen- und die Mosegeschichten; über sie ist oben gesagt, daß wir mehrfach keinen zureichenden Maßstab für ihre geschichtliche Untersuchung haben, oder auch, daß sie in einzelnen Partien geradezu als nicht mehr streng geschichtlich anzusehen seien.

Bei der Behandlung dieser Stoffe scheint mir nun zunächst als erster Grundsatz gelten zu müssen, daß die Frage, ob streng geschichtlich oder nicht, für ein gewisses Alter und eine gewisse Erkenntnisstufe überhaupt nicht in Betracht kommen kann. Ein wirkliches Kind und einfache Leute unter den erwachsenen Laien werden für sie von Hause aus keinerlei Verständnis haben und darum durch die Heranziehung solcher Dinge, wofern sie von ihnen nicht gesucht wird, viel eher verwirrt als gefördert werden. Sie sind dann in der Gefahr, nur zu verlieren, ohne entsprechend zu gewinnen. Hier werden die Stoffe also einfach zu geben sein, wie sie sind. Eine Ausnahme wäre m. E. nur zu machen, wenn etwa von außen Fragen in betreff des geschichtlichen Charakters der Erzählung oder Zweifel ihm gegenüber an den zu Unterweisenden herangebracht sein sollten und er auf Grund hiervon selbst ähnliche Fragen aufwirft. In diesem Falle wäre eine gestellte Frage mit aller Ruhe und mit schlichtem Wahrheitsinn zu beantworten.

Anders liegen die Dinge bei reiferen Schülern und reiferen Gemeindegemeinschaften. Auch hier ist die Kritik niemals um ihrer selbst willen zu üben. Sie ist in der religiösen Unterweisung in Schule und Gemeinde nie Selbst-

zweck. Deren eigentlicher Zweck wird vielmehr immer die religiöse Erbauung und die sittliche Erhebung sein (S. 267). In ihren Dienst sind solche Erzählungen zu stellen. Es wird demnach das religiös und sittlich Wertvolle in ihnen herauszuheben und zu zeigen sein, daß sie, obwohl nicht geschichtliche Urkunden, obwohl also in Einzelzügen von der Sage weitergebildet oder möglicherweise überhaupt nicht streng geschichtlich, uns doch nach dieser Richtung manches zu sagen haben.

Wenn Jahwe bei Adam oder bei Abraham erscheint und mit ihnen verkehrt wie ein Mensch mit den Menschen, mit ihnen geht und isst: so kann auch ein Schüler oder Laie leicht erkennen, daß das nicht eigentliche Geschichte ist, sondern Darstellung dessen, was die kindlich-naive Anschauung vergangener Zeiten vom Verkehr Gottes mit den Menschen dachte. Aber auch die volkstümliche Vorstellung kann den hohen religiösen Wert des regen persönlichen Verkehrs mit Gott, des steten vertrauten Umgangs mit ihm, deutlich zur Anschauung bringen. Wenn Jakob die Himmelsleiter sieht, auf der die Engel zur Erde nieder- und zu Gott emporsteigen, oder wenn er mit Gott selbst in heißem Kampfe ringen muß, um Segen zu erlangen, so wird, auch wenn es sich mehr um dichterisch freie Darstellung, als um strenge Geschichte handelt, doch niemand die erbauende Kraft des Gedankens verkennen, daß Gott dem Frommen ein Band zwischen Himmel und Erde geschaffen und ihm den Zutritt zu sich und Verkehr mit sich selbst erschlossen, aber auch, daß der Segen desselben nur in heißem Ringen und Gebet erworben wird. Wenn Gott in 1. Mos. 22 das Opfer des eigenen Kindes zwar verschmäht, Abraham aber bereit wäre, seinem Gotte auch dieses Äußerste zu leisten, so wird niemand sich dabei begnügen dürfen, über das pharaonische Kinderopfer zu reden. Die-

mehr wird dem wahren Gehalte der Erzählung erst Genüge geleistet sein, wenn wir auf das höchste Maß von Glaubensgehorsam hinweisen, das hier Abraham vom Erzähler zugetraut wird und das für alle Fälle, in denen Gott von uns ein schweres Opfer fordert, vorbildlich sein wird. Ähnliches gilt von der ganzen Josefsgeschichte, deren tief religiöser Gehalt, auch wenn wir ihre Einzelheiten mehrfach nicht mehr geschichtlich kontrollieren können, schon durch ihr Motto: „Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen“ (1. Mos. 50, 20), gewährleistet ist, und von manchen Abschnitten deuteronomistischer Abkunft, über die das oben S. 120 Gesagte verglichen werden mag.

In diesen und zahlreichen anderen Fällen ähnlicher Art wird es nicht schwer sein, das religiös oder sittlich Wertvolle an den Erzählungen, das bleibt, auch wenn sie nicht geschichtliche Urkunden strengster Art sind, ins Licht zu stellen. Kämen Erzählungen in Betracht, bei denen nach dieser Richtung hin ernste Schwierigkeiten entstünden, so wären sie m. E. aus dem Unterricht auszuschalten oder auf die allerspätste Stufe zu verweisen. Aber es wird auf der anderen Seite auch Geschichten geben, bei denen die Betonung ihres nicht streng geschichtlichen Charakters nach der genannten Richtung hin geradezu befreiend wirkt. Ich erinnere an Erzählungen wie die von Elisas Verhalten gegen die bösen Buben von Betel (2. Kön. 2, 23f.) oder auch des Elias Feuereifer gegenüber des Königs Boten (2. Kön. 1, 9 bis 14) oder die gegenüber von 1. Sam. 15 augenscheinlich legendarische Geschichte von Samuels Verhalten gegen Saul in 1. Sam. 13, 8—15.

2. Frage: Wie kann überhaupt ein bibelmäßiger Unterricht erteilt werden, wenn über manche Personen (z. B. Abraham) und Begebenheiten zwei oder drei, zum

Teil unter sich verschiedene Berichte vorhanden sind (nach welchem Bericht soll in solchem Falle erzählt werden?); weiter, wenn einzelne Berichterstatter geradezu sittlich Bedenkliches von ihren Helden erzählen?

a) Die Frage geht in ihrem ersten Teile aus von der ganz irrigen Voraussetzung, als wäre die Vereinigung der in den Quellen (z. B. J, E und P) gegebenen Einzelbilder zu einem Gesamtbild nicht „bibelgemäß“. Der Verfasser der heutigen Genesis, den wir den Redaktor (R) zu nennen pflegen, hat tatsächlich gar nichts anderes im Sinne als unsere Lehrbücher der biblischen Geschichte von heute, nämlich daß er die verschiedenen Nachrichten, die ihm vorlagen, nach Kräften zu einer Einheit verarbeiten will. Er hat darum ganz gewiß z. B. in 1. Mos. 15 (vgl. D. 6) die Glaubenstat Abrahams besonders betont wissen wollen und die gelegentlichen ihm überlieferten Notizen von einem Schwanken oder Zweifeln Abrahams (vgl. 1. Mos. 15, 8) hat er sicher nur im Sinne von vorübergehenden, das Gesamtbild nicht trübenden Anwendungen verstanden. Bei „bibelgemäßem“ Unterricht kann also zunächst — jedenfalls sofern es sich um jüngere Kinder handelt — die Frage gar nicht so gestellt werden: ob etwa nach J oder E usw. erzählt werden solle, sondern es soll einfach nach R, d. h. nach der heutigen Genesis erzählt werden, und die Unebenheiten sollen nach Kräften ausgeglichen werden. Erst auf einer höheren Stufe kann daran gedacht werden, eine geschichtliche Auffassung anzudeuten. Aber erst müssen doch die Erzählungen als solche gegeben werden. Die Frage, in welchem Alter damit begonnen werden soll, überlasse ich den Sachleuten.

b) Die Schattenseiten im Bilde der biblischen Männer, z. B. Davids oder Abrahams und Jakobs brauchen keinesfalls durchaus verschwiegen zu werden. Aber einzelne

können auf keiner Stufe des Schulunterrichts gewürdigt werden (wie will man das Verhältnis Abrahams zu Hagers Kindern erläutern?!). Aber man bedenke, daß die Schule auch unseren patriotischen und literarischen Größen gegenüber ihren Beruf nicht darin sieht, ihre kleinen Züge und ihre Liebeshändel oder andere Menschlichkeiten breitzutreten. Sind die Schüler erwachsen, so mögen sie die streng geschichtliche Auffassung über unsere Großen, Dichter, Heroen erfahren. In der Jugend sollen sie das Große an ihnen hören und schätzen lernen. Was ihnen recht ist, ist den biblischen Männern billig! Trotzdem kann Abrahams Unwahrheit oder sein Verhalten gegenüber Hagar ruhig als eine Schwäche bezeichnet und gesagt werden, daß auch ein solcher Mann von Schwächen nicht frei war. Aber das alles, auch 1. Mos. 21, 6 ff. nicht, sind keine Gründe, diese Stoffe der Jugend vorzuenthalten. Vgl. noch S. 282 f. und 266 f.

Wichtigere Literatur.

Zu Abschnitt I.

Zu Kap. 1:

- Kittel, Die orientalischen Ausgrabungen und die ältere biblische Geschichte² (1908).
Zimmern, Babylonische und biblische Urgeschichte (1902).
A. Jeremias, Das Alte Testament im Licht des Alten Orients² (1904) S. 159 ff., 203 ff., 220 ff.

Zu Kap. 2:

- Kittel, Geschichte des Volkes Israel II² (1917) S. 113 bis 122; I² (1916) S. 80.
Windler, Keilschriftliches Textbuch² (1909).
— Die Gesetze Hammurapis (1904).
Joh. Jeremias, Moses und Hammurabi² (1903).
Thomsen, Palästina und seine Kultur (1909).
Grenzmann, Texte und Bilder zum A. T. (1909).

Zu Kap. 3:

- Kittel, Geschichte des Volkes Israel I² (1916), S. 112—259.
Sellin, Der Ertrag der Ausgrabungen im Orient (1904).
Grenzmann, Die Ausgrabungen in Palästina und das Alte Testament (1908, Rel.-gesch. Volksb.).
Klostermann, Ein diplomatischer Briefwechsel aus dem 2. Jahrtausend v. Chr. (1903).

Zu Kap. 4:

- Kittel, Geschichte des Volkes Israel II² S. 356 ff., 400 ff., 415 f., 519 ff., 537 ff., 621 ff.

Zu Abschnitt II.

Zu Kap. 5:

- Merg, Die 5 Bücher Moses und Josua (1906, Rel.-gesch. Volksb.).
Kittel, Geschichte des Volkes Israel I² (1916) S. 260—359, II², S. 580 f., 589—597, 442—451.
Cornill, Einleitung ins Alte Testament² 1913.
Sellin, Einleitung ins Alte Testament² 1914.
Meinhold, Einführung in d. A. T. 1919.

Zu Kap. 6:

- Kittel, Geschichte des Volkes Israel II² (§§ 1—3. 28 f.), § 43 und die Einleitungen zu den Bb. Richt. und Samuel bei Kauffsch, Die heilige Schrift des Alten Testaments² (1909).
H. Schmidt, Die Geschichtsschreibung im Alten Testament (Rel.-gesch. Volksb.) 1911.
Grenzmann im Gött. Bibelw. II, 1 (1910).

Zu Kap. 7:

Kittel, Geschichte II², § 46; Guntel in „Kultur der Gegenwart“ (1906), I, VII, S. 79 ff.

Zu Kap. 8:

Kittel, Kommentar zu den Psalmen 1914.
Stark im Göttinger Bibelwerk III, 1 1911. (* 1920).
Guntel in Reden u. Aufj. 1913, S. 92 ff.

Zu Abschnitt III.

Zu Kap. 9:

Kittel, Geschichte des Volkes Israel I² (1916) (S. 359 bis 407), 408—461.

Zu Kap. 10: Ebenda § 37—43.

Greßmann, Mose und seine Zeit 1913.
G. Beer, Mose und sein Werk 1912.

Zu Kap. 12:

Kittel, Die Religion des Volkes Israel 1920.
Kittel, Geschichte des Volkes Israel II², §§ 12, 27, 44.

Zu Kap. 13: Ebenda §§ 45, 46.

Kittel, Die Religion d. D. Jsr. 1920.
Köberle, Die alttestam. Offenbarung (1908), S. 112—142.
Sellin, Der alttestam. Prophetismus 1912.
Höllcher, Die Propheten 1914.
Guntel, Die Propheten 1917.

Zu Kap. 14:

Sellin, Die israelitisch-jüdische Heilandserwartung (1909, Biblische Zeit- und Streitfragen).
Kittel, Geschichte des Volkes Israel II², S. 310 f., 464, 477 f., 561—566.
Kittel, Die Religion d. D. Israel (1920).

Vorbemerkung.¹

(Geschrieben im November 1909.)

Als vor einigen Monaten das Königlich Sächsische Ministerium des Kultus und Öffentlichen Unterrichts mit der Frage an mich herantrat, ob ich geneigt sei, in einem Kursus von sechs Vorträgen für Volksschullehrer mich darüber auszusprechen, was wirklich als gesicherte Ergebnisse der alttestamentlichen Wissenschaft anzusehen sei, da konnte ich der vorgelegten Behörde aus voller Überzeugung erwidern, daß ich sie zu diesem Vorhaben, Unterrichtskurse über die Ergebnisse der theologischen Wissenschaften zu veranstalten, nur beglückwünschen könne und daß ich meinerseits es für eine selbstverständliche Pflicht im Dienste einer überaus wichtigen Sache halte, meine Kraft und meine wissenschaftliche Einsicht diesem Kursus zur Verfügung zu stellen.

Aus welchen Erwägungen diese Veranstaltung des königlichen Ministeriums herausgewachsen ist, bedarf kaum einer näheren Erörterung. Überall in deutschen Ländern ist die Frage über die Gestaltung des Religionsunterrichts in der Schule, im besonderen der Volksschule, zu einer brennenden Frage geworden. Wir selbst hier im Königreich Sachsen stehen vor einer Neuordnung des Volksschulwesens. Eine wesentliche, vielleicht die tiefstgreifende, seit Monaten die Gemüter aufs lebhaft-

¹ Diese Vorbemerkung ist im Herbst 1909 geschrieben. Obwohl sich seitdem das Verhältnis der Volksschule zum Religionsunterricht wesentlich geändert hat, mag sie auch jetzt noch von Interesse sein. Denn ob vom Staate vermittelt oder nicht: Religionsunterricht wird immer ein Bestandteil gesunder Jugendunterweisung bleiben müssen.

teste erregende Sorderung der Lehrerschaft in nahezu geschlossener Einheit ist die einer Gestaltung des Religionsunterrichts „im Einklang mit den gesicherten Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung“. Indem das königliche Ministerium sich anschickt, diese Sorderung einer Prüfung zu unterziehen, konnte es, glaube ich, nichts Besseres tun, als erst diejenigen, die zu Vertretern der wissenschaftlichen Forschung auf dem hier in Frage stehenden Gebiete bestellt sind, zu einer Äußerung über das Vorhandensein und den Umfang solcher gesicherter Ergebnisse einzuladen. Den Anfang machten begreiflicherweise, bei ihrer Wichtigkeit für den Religionsunterricht der Volksschule, die biblischen Wissenschaften.

Weiterhin hat die Tatsache, daß unser Kursus nach dem Willen des königlichen Ministeriums sich an die Vertreter der Volksschule selbst wandte, natürlich in deren eigenem Berufe als Religionslehrer ihren Grund. So lange die Volksschule die religiöse Unterweisung der Jugend als eine ihrer wichtigsten Aufgaben ansieht, und so lange sie im besonderen — wie es in unserem Königreiche im Unterschied von einzelnen deutschen Staaten der Fall ist — diese Unterweisung bis auf die oberste Stufe in die Hand des Lehrers legt, so lange haben die Schule und die Schulleitung selbstverständlich dafür Sorge zu tragen, daß der Religionslehrer dem Fortgang des religiösen Wissens, genauer des Wissens über die Gegenstände des Religionsunterrichts, nicht fremd gegenüberstehe. Auch dieses Wissen, wie alles menschliche Wissen, vor allem soweit es mit den exakten Wissenschaften (wie der Geschichtswissenschaft, Naturwissenschaft usw.) in Beziehung steht, bleibt nicht stehen. Es ist, sei es nach seinen positiven Erkenntnissen, sei es nach seiner vollkommeneren Ausprägung und angemesseneren Formulierung mancherlei Fortbildung ausgesetzt. Von diesem Fortgang der Sor-

schung Kenntnis zu nehmen und mit ihm in lebendiger Fühlung zu bleiben, ist eine der vornehmsten Aufgaben dessen, der den Beruf hat, der nachwachsenden Jugend das Wissen von den religiösen Dingen zu vermitteln.

Die durchweg gemeinverständliche, keine hebräischen Sprachkenntnisse voraussetzende Form der Vorträge erklärt sich aus ihrem Anlasse von selbst. Sie waren nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, sondern lediglich für den engeren Kreis der vom königlichen Ministerium zu diesem Zweck einberufenen etwa 70, bisher schon im Religionsunterricht der Volksschule mit Erfolg tätigen Lehrer (einschließlich 3 Lehrerinnen). Schon im Verlauf der zu Ende September 1909 in den Räumen der hiesigen Universität gehaltenen Vorträge, noch mehr und entschiedener nach ihrem Abschlusse, trat an mich der lebhafteste Wunsch der Zuhörer heran, ich möge den Inhalt des Gesagten den Hörern selbst zum weiteren Nachdenken und Nacharbeiten, zugleich auch den vielen abwesenden Berufsgenossen, deren Meldung zum Kurse entweder nicht hatte berücksichtigt werden können oder die, ohne sich zum Vortragskursus gemeldet zu haben, doch seinen Verhandlungen mit Interesse entgegensehen, durch den Druck zugänglich machen.

Mein Hauptbedenken diesem Wunsche gegenüber gründete sich auf das Fehlen aller schriftlichen Unterlagen: ich hatte bei aller Sorgfalt der Vorbereitung meine Aufgabe in der Abhaltung von „Vorträgen“, nicht von „Vorlesungen“ im strengen Sinne dieses Wortes gesehen. Nachdem mir aber durch die Güte einiger besonders eifriger Hörer für jeden Vortrag eine Nachschrift zur Verfügung gestellt war, glaubte ich, dies hohe Maß freundlicher Teilnahme auch meinerseits nicht unerwidert lassen zu dürfen und unterzog mich der Mühe der Wiederherstellung des mündlich Vorgetragenen.

Die Nachschriften bedurften natürlich erneuter Durch-
arbeitung und sorgfältiger Redaktion bzw. Ergänzung
nach meinem Gedächtnis. Ich hoffe, die Hörer finden
alles wesentliche, was sie gehört haben, hier wieder. Ich
habe die Vorträge so gestaltet, wie ich sie, hätte ich sie
heute nochmals zu halten, halten würde.

An die Vorträge selbst schlossen sich Fragen der Hörer
an. Ihre Beantwortung bot häufig Gelegenheit, das im
Vortrag Gesagte näher zu erläutern. In der Annahme,
daß manche der dort gestellten Fragen auch dem Leser
aufsteigen mögen, habe ich, was mir aus diesen Be-
sprechungen von allgemeinerem Interesse zu sein schien,
beigegeben. — Einzelne der den Hörern zur Erläuterung
des Vortrags mitgeteilten Abbildungen werden auch dem
Leser willkommen sein.

Möge das von mir Dargeführte in den großen und
entscheidenden Fragen, vor denen unsere heimatische —
und mit ihr die deutsche und überhaupt die christliche —
Schule steht, als ein brauchbarer Beitrag zu ihrer Lösung
erfunden werden!

Leipzig, im November 1909.

Kittel.

Vorwort zur 2. Auflage.

Indem ich das anspruchslose Büchlein zum zweiten
Male ausgehen lasse, kann ich nicht umhin, den zahl-
reichen Freunden, die es sich auf seinem ersten Gang
gewonnen hat, meinen aufrichtigen Dank auszusprechen.
Eine Flut von überaus freundlichen, zum Teil begeister-
ten Äußerungen in Besprechungen und Zuschriften hat
mir gezeigt, daß die schlichten Blätter vielen eine willkom-

mene Gabe gewesen, nicht wenigen ein vertrauter Freund und Berater geworden sind. Übersetzungen sind mehrfach begehrt worden. Auch einige wenige abfällige Äußerungen — zwei besonders kräftige Anwürfe aus meiner alten Heimat, einen im Württembergischen Kirchenblatt und einen in der „Christl. Welt“, eingeschlossen — verpflichten mich zu Danke. Ein Bild ohne Schatten tut den Augen weh und läßt den Maßstab verlieren, und jeder Antriebe zu neuer Nachprüfung verdient Dank, in welcher Form er immer sich kleide. Freilich handelt es sich bei den wissenschaftlichen Einwänden, soweit sie mir bekannt geworden sind, durchweg um Versuche mit unzureichenden Mitteln. Die pädagogischen schätze ich höher ein — vielleicht zum Teil, weil ich hier nicht eigentlicher Sachmann bin. — Man vergleiche auch noch S.-6 Anm.

Dem Verlage spreche ich meinen Dank dafür aus, daß er ohne Erhöhung des Preises dazu geholfen hat, die neue Auflage nach Text und Bildschmuck zu einer vermehrten zu machen.

September 1911.

Kittel.

Vorwort zur 3. Auflage.

Für die dritte Auflage ist das Büchlein, das sich zwischen vielen im In- und Auslande als ein erwünschter Führer bewährt hat, einer neuen gründlichen Durcharbeitung unterzogen worden. Manches hat sich seit seinem ersten Erscheinen in etwas anderem Lichte gezeigt, in einigen Punkten ist auch unsere Erkenntnis seither schon wieder erweitert worden. Demgemäß sind viele Verbesserungen im einzelnen vorgenommen und sind ins-

besondere auch die inzwischen unternommenen weiteren Ausgrabungen berücksichtigt, außerdem ist eingehender über die literarische Eigenart der Geschichtsdarstellung und der Psalmendichtung gehandelt. Schon dadurch haben die Kapitel 3, 6 und 8 eine erhebliche Erweiterung erfahren. Daneben ist Kapitel 4 neu hinzugekommen, da bisher manchen der gerade ihnen wertvolle I. Abschnitt etwas stiefmütterlich behandelt schien. Auch diesmal sind wieder einige neue Tafeln und Abbildungen hinzugekommen.

Unter den mancherlei bisher begehrten Übersetzungen sind von uns genehmigt worden und im Druck erschienen eine englische, eine hebräische und eine tschechische.

Mai 1916.

Der Verfasser.

Vorwort zur 4. Auflage.

Neben einer Durchsicht des Ganzen hat diese Auflage wieder einige Bereicherungen erfahren. Auf S. 49 f. und 52 ist über die neuen Forschungen zur Entstehung des Alphabets gehandelt. Das übrige ist zumeist durch Delitzschs neues Buch „Die große Täuschung“, das freilich besser „Die große Enttäuschung“ hieße, veranlaßt. Ich habe mich lange gestraubt, dieser wenig erfreulichen Erscheinung die unverdiente Ehre anzutun. Schließlich überwog die Rücksicht auf eine Minderheit unselbständiger Leser. So entstanden Kapitel 2, § 4 und Kapitel 11, sowie die Schlusssätze von Kapitel 12.

Juli 1920.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Dorbemerkung.....	III
Dorwort zur 2., 3. und 4. Auflage	VI—VIII
Einleitung: Was sind gesicherte Ergebnisse? Grade der Sicherheit	1
I. Abschn. Ergebnisse auf Grund der Ausgrabungen	7—79
1. Kap. Assyrisch-babylonische Parallelen zu den bibli- schen Urgeschichten	8
1. Schöpfung und Sündenfall	8
2. Die Flut	12
3. Die Urväter	15
4. Das Ergebnis.....	18
2. Kap. Der Kodez Hammurapi und das altisraelitische Gesetz	
1. Bedeutung des Kodez Hammurapi	20
2. Vergleichung mit dem alttestamentlichen Gesetz	23
3. Entstehung des letzteren nach seiner älteren Schicht (vgl. Kap. 5)	25
4. Die „Große Täuschung“	33
3. Kap. Tell-Amarna und die altkanaanäische Kultur und Religion	36
1. Der Amarnafund und seine Bedeutung	36
2. Die Ausgrabungen in Palästina	38
3. Die altkanaanäische (amorit.) Kultur und Religion	51
4. Kap. Israel und die ausländischen Herrscher	62
1. Der Pharao Sifat und Mesa von Moab	62
2. König Jehu und der Assyrer Salmanassar ...	70
3. Die Assyrerkönige Tiglat-Pileser und Sargon..	71
4. Sanherib und Nebukadrezzar.....	74
II. Abschn. Ergebnisse auf Grund der Literarkritik und Literaturgeschichte	79—158
5. Kap. Die fünf Bücher Mose (vgl. Kap. 2)	80
1. Wesen und Bedeutung der Pentateuchkritik ..	80
2. Überblick über ihre Geschichte; ihre Haupt- schulen	88
3. Ihre festen Ergebnisse und ihre Zukunftsauf- gaben (das Deuteronomium; die Priesterschrift; Jahwist und Elohist).....	92

	Seite
6. Kap. Wesen und Methode der hebräischen Geschichtsschreibung	106
1. Vorstufen der historischen Bücher: Volkserzählung und Heldensang	107
2. Ihre heutige Gestalt	112
3. Ihre literarische Eigenart	121
4. Ihr geschichtlicher Wert	125
7. Kap. Die Eigenart des prophetischen Schrifttums ..	128
1. Die Propheten als Redner, Dichter und Schriftsteller (vgl. Kap. 12)	128
2. Die heutige Gestalt der prophetischen Bücher ..	132
8. Kap. Die althebräische Lyrik, besonders die Psalmen- dichtung	136
1. Profane und religiöse Lyrik	136
2. Alter und Entstehung der letzteren (David Psalmen- dichter?)	138
3. Die erlische und nacherlische Zeit. Individuum oder Gemeinde?	146
4. Hauptarten	150
5. Religiöse Bedeutung; überzeitlicher Charakter ..	154
III. Abschn. Ergebnisse auf Grund der geschichtlichen und reli- gionsgeschichtlichen Forschung	159—254
9. Kap. Die sogenannten Erzväter	159
1. Verschiedene Deutungen ihrer Gestalt und Ge- schichte	159
2. Der geschichtliche Tatbestand	165
10. Kap. Mose und das ägyptische Israel	171
1. Die Wüstenstämme und die Wanderung	171
2. Die Gestalt Moses	178
11. Kap. Art und Umfang der Eroberung des Landes ..	183
1. Die Überlieferung im Buch Josua	184
2. Die Überlieferung im Buch der Richter	184
3. Die Überlieferung im 4. Buch Mose	186
4. Ergebnis. Art der Kriegführung	186
12. Kap. Gottesidee, Religion und Moral der älteren Zeit in Israel	191
1. Israel und die Kanaanäer	191
2. Die (kanaanäisch beeinflusste) Volksreligion ...	193
3. Die höhere Religion	201
4. Der moralische Standpunkt der Zeit	206
13. Kap. Die großen Propheten Israels (vgl. Kap. 7) ..	212
1. Ihre Bedeutung	212
2. Der Hintergrund ihres Auftretens (die sittlichen und religiösen Zustände Israels; das politische Verhältnis zu Assur)	213



Hammurapi und der Sonnengott
(unten die Schrift des Gesetzes).



Massaba von Gezer. Nach Kittel, Studien 3. hebr. Archäol. usw.
auf Grund einer Aufnahme von Dr. G. Rothstein.



Heiliger Baum im heutigen Palästina. Aufnahme von Prof. Dalman.



Der große felsaltar von Zorea (Zar'a).
Erstaufnahme im Auftrag des Verfassers von Dr. Lohmann.



Der große felsaltar von Zorea (Zar'a).
Erstaufnahme im Auftrag des Verfassers von Dr. Lohmann.



Ufart von Taanach
($\frac{2}{3}$ der nat. Größe).
Nach Sellin.



Brief des Königs Abdiakiba
von Jerusalem an Amenophis IV.



Clontafel aus Taanach.
Nach Sellin.



Kleine Besfigur aus Taanach
(hellgrünes Porzellan).
Nach Sellin.



Der große Altar von Baalbek. Nach Kittel, Studien z. hebr. Archäol. usw.
auf Grund einer Aufnahme des Verfassers.



Nordblock des Felsaltars von Megiddo. Nach Schumacher.



Dolme (Doppeldolme) aus dem Westjordanlande.
Nach Eckardt, Fenner, Zickermann, Paläst. Kulturbilder (1907).



Altes Bild des Gottes Ramman (Hadad) aus er-Rummane.
Nach Eckardt, Fenner, Zickermann, Paläst. Kulturbilder (1907).



Das Staatsiegel des Königs Jerobeam von Israel.



Völkertypen im alten Syrien und Palästina
(oben: Hettiter; in der Mitte: Amoriter; unten: Philister).
Nach Flinders Petrie, Egypt and Israel.



**Semiten aus Südpalästina, die wegen innerer Kämpfe und
Mißwachs in Palästina nach Gosen in Ägypten wandern.
Ein hoher Beamter empfängt sie.
Nach Breasted, Gesch. Ägypt.**



**Ruinen des neugefundenen Palastes König Ahabs in Samarien.
Nach einer Postkarte.**



Proben altkanaanitischer Kultur: Kanaaniter in kostbaren buntgewirkten Gewändern bringen reiche Gaben, besonders kunstvolle Gefäße, nach Ägypten.



Tiglat-Pileser IV. auf seinem Kriegswagen.



König Sanherib (?) mit seinem Streitross.



Einzelbilder der Vertreter eroberter Städte in Palästina aus dem Denkmal Sifaks.



Sargon II., der Eroberer Samariens
(mit einem Würdenträger).



Merodach-Baladan von Babel
(einen Großen belehrend).



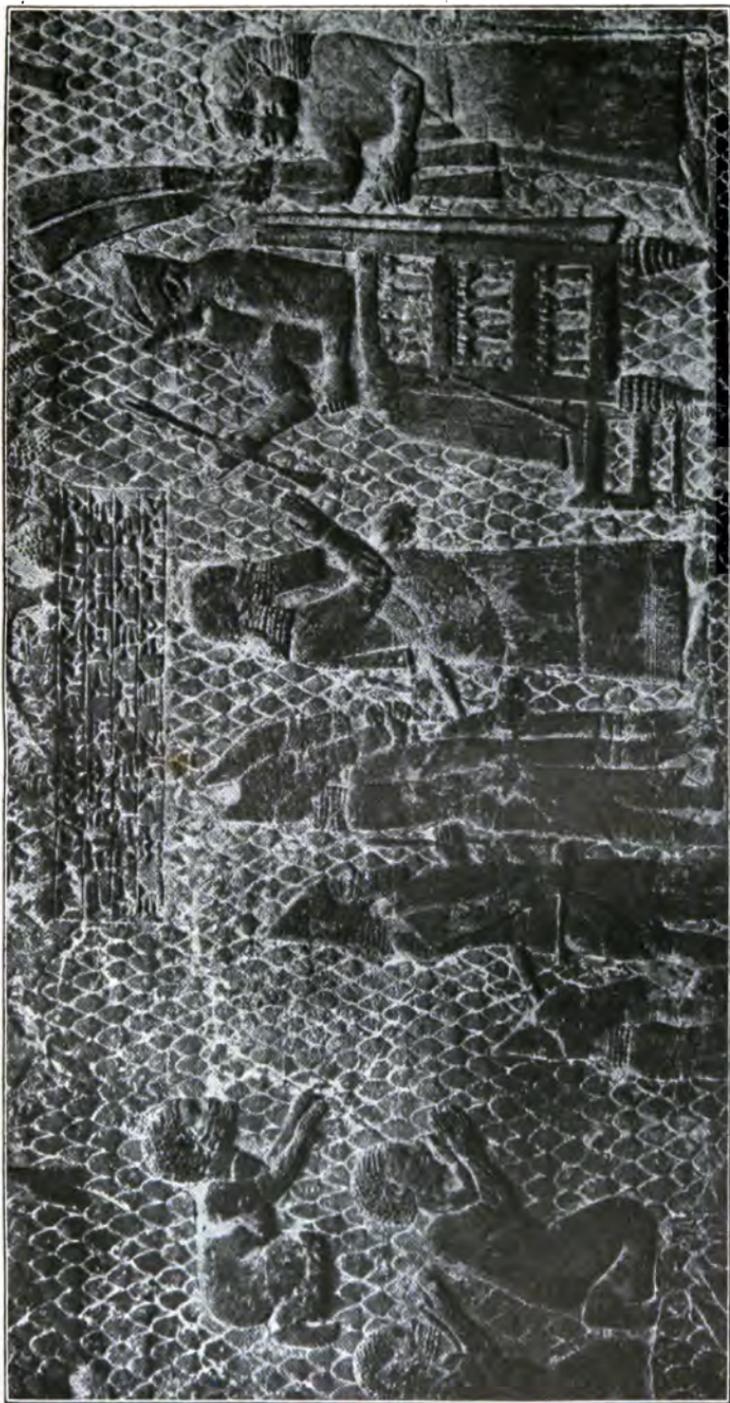
Die Siegesäule des Königs
Mesa von Moab (860 v. Chr.).



Der schwarze Obelisk
Salmanassars III. (860—824).



Einzelbilder vom schwarzen Obelisk Salmanassars, darstellend die Abgesandten des Königs Jehu mit dem Tribut Israels (842 v. Chr.).



Sanherib vor Sais: Der König auf dem Throne sitzend; hinter ihm Diener, vor ihm hohe Beamte und Krieger,
links gefangene Jüdäer aus der eroberten Stadt, um Gnade flehend.



Ramses II., der Pharao der Bedrückung.
Nach fl. Petrie, Egypt and Israel.



Merenptah, der Pharao des Auszugs.
Nach fl. Petrie, Egypt and Israel.

Register.

- Abrahamsgeschichte, Parallele**
 bet Hammurapi 22; geschicht-
 licher Charakter 159 ff.; „Seld
 Abrams“ 165; sein Glaube
 in der Schule 285.
- Adapamythus** 11; nach Palä-
 stina gewandert 22, 38.
- Agypten** übt die Oberhoheit
 über Palästina aus 37, 62 f.;
 Kultureinflüsse 37 f., 48 f., 52;
 ägyptische Nachrichten über
 das älteste Israel 165, 167;
 Israel in Agypten 172, 174;
 die Plagen 174; Verhältnis
 zu David und seinen Nach-
 folgern 63 ff.; Psalmen in
 Ag. 140 ff., 151; Zukunftser-
 wartung 243 f.
- Ahab, König** 69; wird nur ge-
 tadelte 125; sein Palaß 45.
- Alphabet, s. Ursprung** 49 f., 52.
- Amarnatafeln** 36—38; Amarna-
 zeit 22.
- Amenophis Pharao** 36.
- Amoriter** 53.
- Amos, seine richtige Einschät-
 zung** 220 f.; wie er Prophet
 wird 230.
- Amurru** 53.
- Annalen** 124.
- Ashera, Symbol der Astart** 55;
 auf Jahwe übertragen 195.
- Affer in alter Zeit genannt** 167;
 in Kanaan geblieben 169, 175.
- Assyrien siehe auch Babylonien.**
 Verhältnis zu Israel 65 ff.;
 Assur, in der prophetischen
 Zeit 216 ff.
- Astart, Hauptgotttheit der Ka-
 naanäer** 55 ff.
- Astruc, Leibarzt Ludwigs XIV.**
 88.
- Ausgrabungen 7—79; in Pa-
 lästina** 38—62.
- Baal, Hauptgotttheit der Kana-
 änäer** 55; seine Verehrung
 55—59; keine Bilder von
 ihm 56. Einfluß auf die
 Jahweverehrung 193 ff.
- Baalbet** 203.
- Babylonien, seine Herrschaft**
 über Palästina 21; babylo-
 nische Parallelen zu den bi-
 blischen Urgeschichten 8—36;
 babylonisches Recht in Palä-
 stina 21 f.; Mythen ebenda 22,
 38; babylonische Kultur da-
 selbst 26 f., 37 f., 41; babylo-
 nische Psalmen 150; Buß-
 psalmen 140, 272 ff.; Zu-
 kunftserwartung 242.
- Bann** 188, 208, 281.
- Bes, ägyptische Gotttheit, in Pa-
 lästina verehrt** 56.
- Betel, Feste dort, 109; Tempel-
 chronik** 125.
- „Bibelgemäßer“ Unterricht**
 284 ff.
- Bildlose Gottesverehrung** 32;
 bei den Kanaanäern 56.
- Bileam, der Seher** 232; seine
 Sprüche 247.
- Blutbann s. Bann.**
- Bronze in Palästina** 29, 42, 52.
- Bundesbuch, biblisches, 23—30;**
 Alter und Entstehung 28 f.;
 Verhältnis zu Hammurapi 23
 bis 25.
- Burdhardt, Reisender** 160.
- Byblos** 52.
- Chronik, ihr Geschichtswert** 127;
 ältere Reichschroniken 124.

D = Deuteronomium s. dort.
Dapur (Tabor?) 44.

David als Sänger einer Totenklage auf Saul und Jonatan 108, 125, 138, 143; seine Geschichte 126; ob Psalmsänger? 142 ff.; sein menschlicher und religiöser Charakter 143, 197 f., 202; seine Volkszählung 198; Verhältnis zum Ausland 63 f.; zur Literatur 123; Stellung in der Zukunftserwartung 249 f.; in der Schule 285.

Dekalog s. Zehngebot.

Deborah 108; eine Art Psalm 125, 173.

Delisch, Professor Friedr. 8, 33, 183, 211, 281.

Deuteronomium (D) 90; Verhältnis zu P 90 f., 94; Auffindung 95 f.; Alter und Entstehung 96 ff.; D eine Einheit? 95 ff.; D der feste Punkt für P? 99.

Dolmen 59.

Dt = Deuteronomistische Redaktion s. Redaktion.

Dubois-Reymond 263.

E = Elohist s. dort.

Eisen in Palästina 29, 42, 52.
Elias 45, 204, 208, 212, 214, 228; sein Verdienst um die Erhaltung Israels 119.

Elisa s. Elias; **El** und **Hasael** 217, 281.

Elohist (E), seine Entdeckung 89, Verhältnis zu P 94; Vorlagen 102 f.; seine Gottesanschauung 205.

Erlösererwartung außerhalb Israels? 241 ff.

Eroberung Kanaans 183 ff.; nur langsam vollzogen 187, 191 f.; Verfahren dabei 188 f.

Erstgeburt 29.

Erzähler, s. Sänger.

Erzählungen, volkstümliche 121.

Erzväter ob Götter, Stämme oder Personen 159 ff.; die Überlieferung hat einen geschichtlichen Kern 165 ff.; ist aber nicht Urkunde im strengen Sinn 170 f.; Behandlung im Unterricht 283.

Esra und **Nehemia** 128.

Flutgeschichte in Babylonien und der Bibel 13 ff.; wie nach Palästina hinüber gekommen? 14 ff.; historische Begebenheit 15; literarische Gestalt der biblischen Erzählung 83.

Geschichtliche Bücher und Geschichtsschreibung in Israel 106 ff., 121 ff.; in der heutigen Form nicht einheitlich 112; nicht vollständig 113, 117; ihre Redaktion 113 ff.; ihre literar. Eigenart 121 ff.; ihr Geschichtswert 125 ff.; wichtige geschichtliche Urkunden im A. T. 126.

Gezer, Ausgrabungen dort 38 f.; Kinderopfer 57 f.; Eigentum Salomos 66.

Gesetz s. Pentateuch; das des Hammurapi 20—25; sein Verhältnis zum mosaischen 23 f., 33 ff., 269 ff.; das mosaische in der heutigen Gestalt nicht von Mose 81 ff., 88 ff.; mosaische Grundlagen 30 ff., 98 ff.; Tempelsakungen 98 f.; Alter des Gesetzes 30 ff., 99 f.; vgl. noch Mose.

„Gesicherte Ergebnisse“, was unter ihnen zu verstehen sei 1—6.

Glaube 227, 238 f.

Golénischeff Papyrus 233, 244.

Gottesanschauung s. Jahwe und Offenbarung, auch Volksreligion.

Gottesbild, in Israel verboten 32; bei den Kanaanitern im öffentlichen Kultus selten 56 f.

Gräber, heilige 161.
Grassche Hypothese 90, 95, 100.

H = Heiligkeitsgesetz, s. dort.
Hadad, syrischer Wettergott 55f.

Hammurapi, babylonischer König 20; sein Gesetz 21 bis 25; Verhältnis zum mosaischen Gesetz 23f., 33ff.; zur Offenbarung an Moise 269ff.

Haremheb, äg. Großer 176.

Hafael 217.

Heiligkeitsgesetz (H) 90; Alter einzelner Teile 100.

Heldensang und Heldenzeit Israels 107ff.; Liederbücher 113, 118.

Hektter 53.

Hexateuch = Sechsbuch (Pentateuch und Josua) 80.

Hilkia, Oberpriester in Juda, Finder des D 95ff.; nicht sein Verfasser 96f.

Hiskia, König 47, 74ff.

Höhen als Kultusstätten 56, 96, 115, 194.

Hoffnung Israels s. Zukunftserwartung.

Hohes Lied 137.

Hypothese, ihr Wert für die Forschung 4, 5; in der Pentateuchkritik 93.

J = Jahwist, s. dort.

Jahwe, der Name als Kennzeichen einer Urkunde 88; Offenbarung durch Moise 181f.; Kenitergott? 182; Trübung der Erkenntnis von Jahwe unter dem Einfluß Baals 193ff.; als Landesgott gedacht 197; andere Sphären seines Wesens 197f.; seine offizielle Verehrung 202f.; diejenige bei den älteren Propheten 204f.; Verhältnis zur Sittlichkeit 206ff.; Jahwe unser Gott? 208ff.; der sittliche Monotheismus 221ff.; Jahwe „Schandgötze“ 211.

Jahwist (J), seine Entdeckung 88; sein Charakter in der Urgeschichte 18ff.; Verhältnis zu P 94; J keine bloße Schule, sondern ein Individuum 101f.; sein literarischer und religiöser Charakter 102ff.; Vorlagen 102f., 106, 205; seine Gottesanschauung 205; seine Hoffnung 249f.

Jacob s. Erzväter. Segen Jacobs 167, 248; sein Kampf mit Gott 102, 163, 283; Gau Jakobel 167.

Jau 46.

Jensen 162.

Jehu König 70f.

Jericho, Ausgrabung 50; Eröberung 183, 190.

Jerobeam, König Israels und sein Staatsiegel 42; seine Taten nur kurz erwähnt 125.

Jerusalem, Ausgrabung 51.

Jesaja, seine Berufung 234f.; geht barfuß und halbnackt 130; Stellung zum Kultus 224; zu sozialen Schäden 226; sein Begriff des Glaubens 238f.; seine Zukunftserwartung 240, 242, 251; Deuterojesaja 134, 252f.

Jesus über den Pentateuch 82; über Jesaja 83; mit den Propheten verglichen 223, 237f.; Verhältnis zur messianischen Idee 240, 253.

Jigen, Rektor von Schulpforta 89.

Josefsgeschichte, ihre literarische Gestalt 85; ihr geschichtlicher Gehalt 175f.; ihr religiöser Gehalt 284; Gau Josefel 167.

Josia, König von Juda 95; seine Reform 96.

Isaak s. Erzväter; Opferung Isaaks wie zu deuten 196; wie zu bewerten 283.

Isthar s. Istar.

Istharwaschur, König von Ua-nach 41.

- Isis, ägyptische Göttin, in Palästina verehrt** 56.
- Israel bei Merenptah** 167; Beziehungen zum Ausland 62 ff.
- Ishtar, babylonische Göttin** 274 f. in Palästina verehrt 56.
- Kanaan** s. Palästina. Kanaaniter, ihre Kultur und Lebensweise 51 f.; Verhältnis zu den Amoritern 53; ihr Kultus 55 ff.; nicht älteste Bevölkerung des Landes 53 f.; Kanaanisierung der Volksreligion Israels 193 ff.; Orgien im Kultus 199 ff.
- Kaufsitte** in 1. Mos. 1: 262.
- Kinderopfer** bei den Kanaanitern 57 f.; in Israel grundsätzlich abgelehnt 196.
- Klagelieder** 137.
- Königsbücher** 114; ihr Geschichtswert 126.
- Kriegsführung Israels und Assurs** 188 f.
- Kritik, ihr Wesen und Recht** 79; Literarkritik am Alt. Test. 79 bis 158; Pentateuchkritik 80—106; Verhältnis zum Offenbarungswert des A. T. 275 ff.
- Kultus der Kanaaniter** 55 ff.; der israel. Volksreligion 193 ff.; Stellung der Propheten 223 f.
- Kulturverhältnisse in Palästina:** im Bundesbuch 29; in vorisraelitischer Zeit (s. Stein, Bronze, Eisen) 41 f.; Festungsbau 42; babylonische Einflüsse 27, 37 ff., 41 f.; ägyptische 38.
- Lachis** 39, 76 f.
- Levitcn und Priester** in D 97 f.; Levi als Stamm Moses 203.
- Lied und Heldensang als Grundlage der Geschichtsschreibung** 107 f.; alte Lieder 121, 136 u. Liederbücher 113, 118, 121; religiöse Lieder und ihr Alter 138 ff.; Klage- und Liebeslieder 137 (s. Lyrik).
- Luther, den Propheten verwandt** 224; seine Erkenntnisstufe gelegentlich noch alttestamentlich 209; sein Urteil über den Psalter 155; über das A. T. 276.
- Lyrik** s. Lied. Alter der religiösen Lyrik 138 ff. Profane Lyrik 136—138.
- Märchen** 168 f.
- Masseben oder Steinskulen im Kultus** 55; in Gezer 40; in Israel 195 f.
- Megiddo, Ausgrabungen** daselbst 42 ff.; Kinderopfer 57 f.
- Menahem, König** 72.
- Merodach-Baladan von Babel** 74 f.
- Merenptah, Pharao** 167, 178.
- Mesa** 47, 69.
- Messias** s. Zukunftserwartung.
- Moabiter** 68 ff.
- Mondkultus** 162.
- Monotheismus** s. Jahwe.
- Moral** s. Sittlichkeit.
- Mose nicht Verfasser des heutigen Pentateuchs** 80 ff.; 88; wohl aber seiner Grundlagen 30 ff., 98 ff.; historische Person 178 f.; geschichtliche Bedeutung 180 f.; religiöse Stellung und Gottesoffenbarung 181 ff., 230, 236 f.; literarischer Charakter der Überlieferung über ihn 86 f.; historischer 172 f.; Behandlung im Unterricht 282. Mose Prophet 183, 227, 236 f.
- Muhammed als Ekstatiker** 238.
- Mythen, babylonische** 14; nach Palästina gewandert 22, 38; mythische Elemente in Israel 20, 105. Vgl. noch Sage.
- Napföcher** s. Schalensteine.
- Natan, Prophet Davids** 204, 228, 247.
- Naturgesetz** in 1. Mos. 1: 262.
- Naturreligion in Israel** 223; in Babylonien 274 f.

Naturwissenschaft und Theologie 260 ff.

Nebuladrezzar 78 f.

Offenbarung, an Mose 34 ff., 181 ff., 230 f., 236 f., 269 ff.; an die Propheten 230 f., 236 f.; in der Urgeschichte 257 f., 264 f.; Stufen der Offenb. 209 ff., 278 f.; Offenbarung und Kritik 278 f.; Offenb. als Erziehung 210, 280.

Omri 45, 69.

Orgien 200 f.

Ostrata 45 ff.

P = Priesterschrift, s. dort.

Palästina, in alter Zeit unter babylon. und ägypt. Herrschaft 21; unter babylon. Kultureinfluß 27, 37 ff., 41; unter ägyptischem 38, 52 f.; älteste Bevölkerung Arier? 60.

Papyrus 48.

Pentateuch = mosaisches Sünfbuch 80; P.-Kritik 80 ff.; deren sichere Ergebnisse 92 ff.; ihre Zukunftsaufgaben 94 ff.

Philister 54; ihre Kunst 54 f.; ihre Tempel 54.

Plagen in Ägypten, wie zu verstehen 174.

Priester am Tempel zur Zeit Josias 97.

Priesterschrift (P oder PC), ihre Ausscheidung 87, 89; in der Urgeschichte 16 ff.; ihr Alter 90, 100 f.; Verhältnis zu D 94; keine einheitliche Größe 100; alte Bestandteile 100 f.

Propheten, die großen kanonischen 212 ff.; ihr Wesen 227 f., 257 f.; ihre Bedeutung 212 f., 229; Wert ihrer Einseitigkeit für die Erhaltung der Nation 118 f.; die Logik ihrer Gedanken 214 ff.; Verhältnis zu Assur und Aram 216 ff.; Verhältnis zum Patriotismus 219; zur Volksreligion 220 ff.; ihr sittlicher

Monotheismus 221 ff.; Stellung zum Kultus 224 ff.; zur sozialen Frage 226; ihre Geschichte 227 f.; Inspiration 230 ff.; Berufung 234; ihre Hoffnung 238 ff.; Prophetische Literatur 128 bis 136; die Propheten als Redner und Dichter 128 ff.; als Schriftsteller 131 ff.

Prot-evangelium 250.

Psalmen, ihr Alter 138 ff.; Überschriften keine Urkunde 142 f.; David Psalmen-Sänger? 142 ff.; altertümliche Psalmen 145 f.; spätere Lieder 147; Subjekt im Psalter, ob kollektiv? 148 f.; ihre Hauptarten 150 ff.; ihre religiöse Bedeutung 154 ff.; biblische und babylonische Bußpsalmen 272 ff.

R = Redaktor, s. dort.

Rachepsalmen 155, 281.

Rahmen des Richterbuchs 114.

Ramman, syrischer Wettergott 55.

Ramses II., Pharao, nennt Affer 167; bedrückt Israel 178; Ramses III. 63.

Redaktion der historischen Bücher 113; ihre Methode 114 f.; ihr Geist 115 f.; die Art der Auswahl der Stoffe 116 f.; ihre Bedeutung für die Erhaltung der hl. Schriften 117 f. und der Nation 118 f. Wert für Kirche und Schule 120; für die Geschichte 120 f.

Reuß 90.

Richterzeit als Heldenzeit in Israel 111, 113.

Sabbat 32.

Sänger als Stand in Israel 108 f. Sage, Begriff 255 f.; Anteil der biblischen Geschichten an ihr 19 f., 257 f.; sie gehen darin nicht auf 257, 259; Behandlung ähnlicher Stoffe im Unterricht 282.

Salmanassar III. 70f.
 Samarien, Kunde dort 45ff.; Eroberung 73.
 Samuel als Prophet 202, 208, 227, 234. Bücher Samuelis 126.
 Sanherib 74ff.
 Sargon 73.
 Schalensteine als Zeichen vorsemitischer, primitiver Gottesverehrung 61.
 Schemasiegel 42.
 Schöpfung: in Babylonien und der Bibel 8—11, 12; religiöser Gehalt der bibl. Erzählung 10, 19; Verhältnis zur Naturwissenschaft 255ff.; ob Sage? 258ff.; Erzeugnis eines religiösen und wissenschaftlichen Genies 262f.; ihre Behandlung in der Schule 265ff. Doppelte Schöpfungs-erzählung in der Bibel 84; relativ hohes Alter 101.
 Schrift 28, 48f.; s. Alphabet.
 Schule, ihr Anrecht auf das Alte Testament überhaupt 253; auf gesicherte Ergebnisse 6; deren Behandlung 265ff.; Bedeutung der Redaktoren (Dt) für sie 120, 285; Behandlung der sittlichen Anschauungen des A. T. 277ff.
 Segen Jakobs s. Jakob.
 Sellin, Professor 41.
 Sethi, Pharao nennt Affer 167.
 Sicherheit wissenschaftlicher Ergebnisse, hat verschiedene Grade 1—6.
 Siloastein 47f.
 Simson 54, 203.
 Sinai, seine Lage 181; Offenbarung am S. 34ff.
 Sintflut s. Flut.
 Sifat, Pharao 66f.
 Sittlichkeit und sittliche Anschauung, in der israelitischen Volksreligion 198, 206ff.; bei den höheren Geistern 204, 212; bei den großen Propheten 214ff., 221f.; Verhältnis zur

christlichen 208f. Wie im Jugendunterricht zu behandeln? 277ff.
 Steinzeit in Palästina 29, 42, 52, 58ff.; Steintreife u. dgl. 59; Schalensteine 61.
 Sündenfall, Parallelen zu ihm 11; religiöse Bedeutung 19; in welchem Sinn eine historische Begebenheit? 19f.; Vorlagen des S. 103, 251; ob Sage? 255ff.
 Syrien, Kriege Israels mit ihm 217.

Taanach, Ausgrabungen dort 41f.
 Tabor s. Dapur.
 Tempel von Jerusalem, seine Säkung schon alt 98; Vereinnigung des Kultus an ihm 96ff.
 Tempelchronik 125.
 Thutmes III., Pharao, nennt Jakob 167.
 Tiglat-Pileser IV. 73ff.

Urgeschichten, biblische 8ff.; nicht Urkunden im strengen Sinn 19, 258ff.; Behandlung im Unterricht 265ff.; 281. S. weiter Schöpfung und Sündenfall.
 Urkunden, ihre Bedeutung für die wissenschaftliche Sicherheit 2f.; U.-Hypothese im Pentateuch 88; die Urgeschichten nicht Urkunden im strengen Sinn 19, 258ff.; desgleichen die Erzväter- und Mosegeschichten 170f.
 Urväter, biblische 16ff.

Volksreligion Israels unter kanaanitischen Einfluß 193ff.; Gottesanschauung 197f.; Orgien im Kultus 199f.; Verhältnis der Propheten zu ihr 223ff.; Einschätzung als Naturreligion 223.

- Doltschule s. Schule.
 Dortanaanitische Bewohner des Landes 53.
- Wellhausen und seine Schule
 über Dekalog und Bundes-
 buch 26, 31; über P und den
 Pentateuch 90ff., 100; über
 die Psalmen 138.
- Windler, Hugo 162.
- Zehngebote, mosaisches 26, 31.
 Theorie von den zwei Defa-
 logen 31.
- Zeichensprache der Propheten
 129f.
- Zorea, Altar von 203.
- Zukunftserwartung 238ff.; im
 Ausland? 240ff.; ihr Alter
 245ff.; ihre Entwicklung
 247ff.; der leidende Knecht
 Gottes 252f.

Verzeichnis der Tafeln und Abbildungen.

1. Tafeln.

Tafel	I. Hammurapi und der Sonnengott.
"	II. a) Masseben von Gezer; b) heiliger Baum im heutigen Palästina.
"	III. Der große Felsaltar von Zorea.
"	IV. a) Astart von Taanach; b) Brief Abdichibas; c) Tafel aus Taanach; d) Besfigur.
"	V. a) Der große Altar von Baalbet; b) Nordblock des Felsaltars von Megiddo.
"	VI. a) Dolme; b) Der Gott Ramman; c) Schemasiegel.
"	VII. Döfertypen im alten Syrien.
"	VIII. a) Nach Gosen wandernde Semiten; b) Palast des Ahab.
"	IX. Proben altkanaänaischer Kultur.
"	X. a) Tigrat-Pileser IV.; b) Sanherib; c) das Denkmal Sifsats.
"	XI. a) Sargon II.; b) Merodach-Baladan; c) Mesastein; d) der Obelisk Salmanassars.
"	XII. Die Gesandten Jehus.
"	XIII. Sanherib vor Lachis.
"	XIV. a) Ramses II.; b) Merenptah.

2. Abbildungen im Text.

Abb.	1. Durchschnitt durch den Hügel von Lachis ...	Seite 39
"	2. Schnitt durch die Mauer von Megiddo	" 43
"	3. Belagerung von Dapur durch Ramses II.	" 44
"	4. Die Mesainschrift	" 47
"	5. Die Siloainschrift	" 47
"	6. Philistäische Töpferei	54
"	7. Ochsentarren der Philister	" 55
"	8. Philister Schiffe	" 55
"	9. 10. Astartbilder aus Gezer	" 56. 57
"	11. Krug mit Kinderleiche	" 58
"	12. Kindergrab	" 59
"	13. Felserrasse mit Napflöchern	" 60
"	14. 15. Der Stein von Marmita	" 61
"	16. Siegesliste des Sifat	67
"	17. Sanherib erstürmt Lachis	" 77
"	18. Der Petersburger Prophetenlodeg	" 98
"	19. Reigen um einen heiligen Baum	" 195
"	20. Assyrische Opferzene mit heiligem Pfeiler ..	" 199
"	21. Opferhandlung mit Festreigen	" 200

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Einleitung in das Alte Testament

Von Professor Dr. E. Sellin

3. fast umgearbeitete Aufl. / etwa 190 Seiten

Geb. etwa M. 12.— / Geb. etwa M. 16.—

„Der Verfasser sagt in der „Einführung“, daß die Einleitungswissenschaft in das Gebiet „historisch-kritischer Forschung“ gehöre. Diese bewege sich zwar in Blickachsen vorwärts, korrigiere sich aber immer selbst und nähere sich je länger je mehr der geschichtlichen Wahrheit. Dieser wissenschaftliche Standpunkt beherrscht das ganze Werk und macht es damit nicht nur für weitere, biblisch interessierte Kreise, sondern auch für den künftigen Theologen zu einem brauchbaren Handbuch. Diesem „Konservatismus“ fehlt alles Parteiliche. E. befließigt sich in seinem Urteil der größten Vorsicht. Jeder wird es dem Verfasser gern glauben, daß hinter dem Buche größere Arbeit steckt, als es vielleicht dem ersten flüchtigen Blicke auf seinen Umfang erscheint.“

Theolog. Literaturzeitung.

„Eine sehr geschickte, knappe Zusammenfassung des umfangreichen Stoffes, die außerdem viel neue Beurteilungen bietet . . . Das erfreuliche Buch hat sich gerade als Lehrbuch bereits sehr zahlreiche Freunde erworben.“

Zeitschrift für wissenschaftl. Theologie.

Zur Einleitung in das Alte Testament

Eine Replik auf die gleichnamige Schrift E. S. Corniffs

Von Professor Dr. E. Sellin

105 Seiten / Broschiert M. 2.80

Nicht nur eine eingehende Auseinandersetzung mit Corniffs Angriffen, sondern zugleich auch ein wertvoller Nachtrag zur Einführung, die durch neues, interessantes Material ergänzt und weiter begründet wird. ➔

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Die Religion des Volkes Israel

Von Geheimrat Professor Dr. R. Kittel

Gebunden ca. M. 18.—

Einer unserer hervorragendsten Kenner der altjüdischen Religion gibt hier für weiteste Kreise die Ergebnisse seiner langjährigen Forschung. Er zeigt, wie sich allmählich die Religion Israels unter der Einwirkung der sie umgebenden Völker zu der hohen Stufe des Monotheismus emporgeschwungen, die dem Judentum seine einzigartige Stellung in der alten Welt gegeben. Dabei wird abweichend von bisherigen Darstellungen besonders die bodenständige Religion der Kanaaniter untersucht, und es ergibt sich in überraschendem Lichte, wie nicht nur auf religiösem Gebiete, sondern auch in Sprache und Sitte jene Bevölkerung auf die israelitische Kultur von Einfluß war.

Die Weisheit Israels in Spruch, Sage und Dichtung

Von Professor Dr. J. Meinhold in Bonn

351 Seiten / Gebunden M. 8.80

„Sein neues Buch will aber nicht nur ein Bild der ethischen und religiösen Anschauungen jener Zeit entrollen, es will nicht nur beschreiben und schildern, sondern zugleich nach dem Woher und Wohin, nach der Entstehung und Entwicklung der jüdischen Weisheit fragen. Mit Recht darf der Verfasser geltend machen, daß er hiermit nicht nur der großen Zahl der religiös, insonderheit religionsgeschichtlich Interessierten, für die er in erster Reihe schreibt, sondern auch den Fachgenossen etwas Eigenartiges und Neues bringt, da das Thema nach der Entstehung und Entwicklung der jüdischen Weisheit auch in der fachgenössischen Literatur in gleicher Art noch nicht behandelt worden ist.“ *Kölnische Zeitung.*

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Einführung in das Alte Testament Von Prof.

Dr. M. Lühr. 124 Seiten mit zahlr. Abbildungen. Geb. M. 3.—

„In gefälliger Darstellung orientiert diese gut illustrierte „Einführung“ im I. Teil über die literarischen Gattungen in Poesie und Prosa, im II. über die wichtigsten literarischen Probleme der alttestamentarischen Literatur und im III. über die literaturgeschichtlichen Beziehungen zwischen Israel und dem alten Orient.“

Zeitschrift für wissensch. Theologie.

Geschichte des jüdischen Volkes von seinen An-

fängen bis gegen 600 n. Chr. Von Professor Dr. H. Meinhold.

110 Seiten. Gebunden M. 3.—

Obwohl wir von Jugend auf mit den Geschichten des Alten Testaments vertraut sind, über die Könige und Propheten genau Bescheid wissen, so haben wir doch meistens nicht die Geschichte dieses Volkes in der historischen Abfolge und im Zusammenhange mit den weltgeschichtlichen Vorgängen kennen gelernt. Diese dankenswerte Aufgabe wird hier vom Verfasser gelöst.

Die israelitischen Propheten Von Professor Dr.

W. Caspari. 156 Seiten. Gebunden M. 3.—

„Das Buch liefert in eingehender, klarer Darstellung ein Bild des israelitischen Prophetentums und zeichnet seine einzelnen Träger in ihrem Wesen und Wirken in beständiger Anknüpfung an die Geschichte ihrer Zeit und alles unter sorgfältiger Angabe der in Betracht kommenden Bibelstellen.“

Der Bibliothekar.

Vom Griechentum zum Christentum Von

Professor Dr. A. Bauer. 160 Seiten. Gebunden M. 3.—

„Das sehr anregende und lesenswerte Büchlein beginnt mit einigen handgreiflichen Beispielen des Fortlebens antiker Kultur in der Gegenwart und bezeichnet den Hellenismus als die Epoche der griechischen Geschichte, die auf den modernen Staat und auf das Christentum den stärksten Einfluß ausgeübt hat. Das gedankenreiche Buch wird auch dem Forscher von Wert sein.“

Theol. Literaturzeitung.

Vom Judentum zum Christentum Von Prof.

Dr. A. Bauer. 156 Seiten. Gebunden M. 3.—

„Geht der Verfasser in seinem Werke „Vom Griechentum zum Christentum“ den Nachwirkungen des Staates und der Religion der hellenistischen Zeit im modernen Staate und im Christentume nach, so zeigt er in dem vorliegenden Buche, daß ein nicht minder wichtiges Element des neuen Glaubens das Judentum ist, aus dem die Lehre Jesu unmittelbar hervorging.“

Leipziger Tageblatt.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Einleitung in das Neue Testament (Evangel.-Theologische Bibliothek.) Von Geheimrat Prof. Dr. P. Feine. 324 Seiten. Gebunden M. 6.60

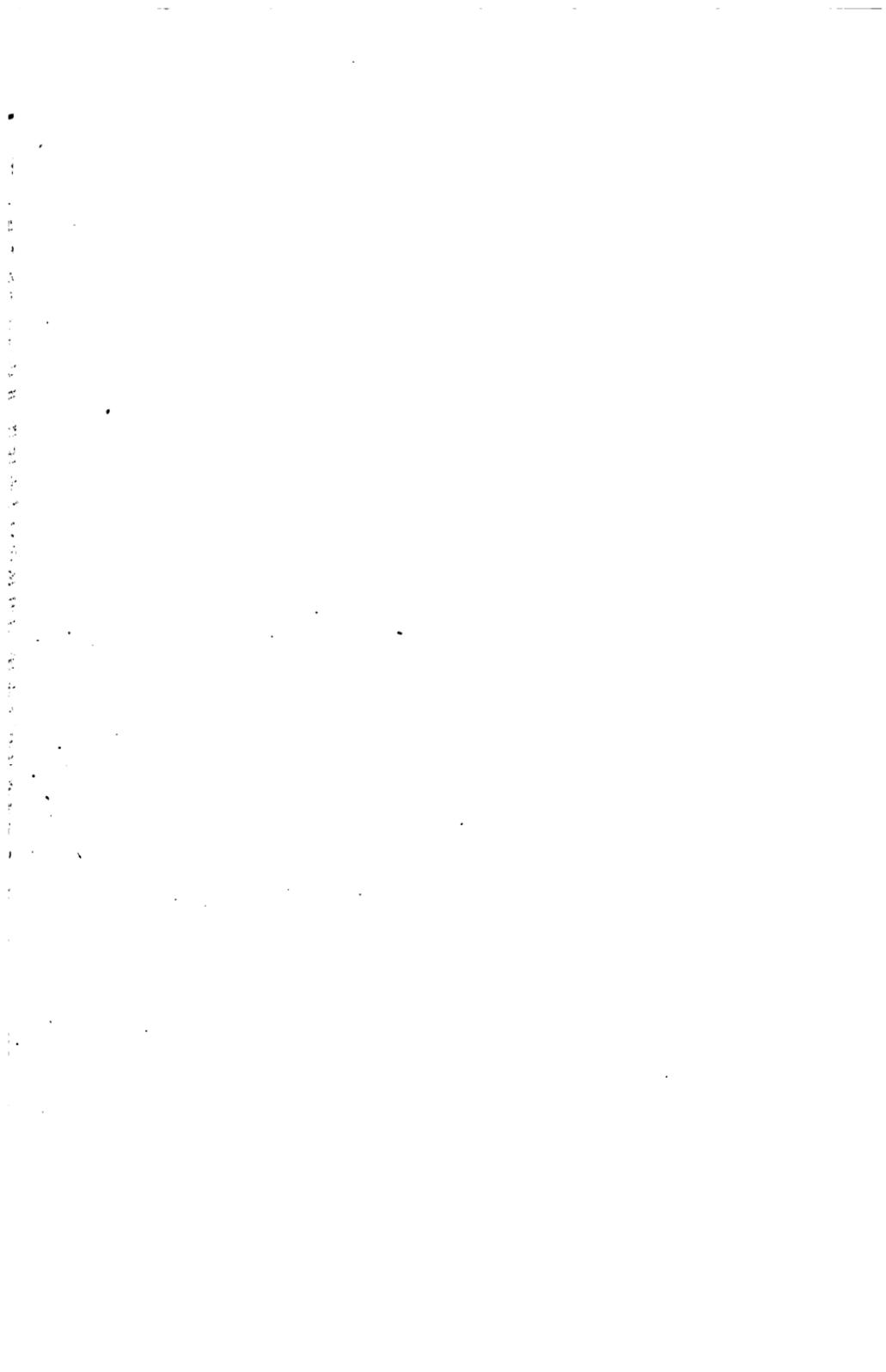
„Der Verfasser der Theologie des Neuen Testaments, die sich in kurzer Zeit einen großen Leserkreis erobert hat, hat uns nun auch eine Einleitung in das Neue Testament geschenkt, die um ihrer Kürze, Handlichkeit und Zuverlässigkeit willen vielen, hoffentlich nicht nur Gelehrten, Lehrern und Studenten, sondern auch religiös interessierten Laien willkommen sein wird.“
Selbststempel der Gegenwart.

Geschichte der Christlichen Kirche im Altertum bis zur Kaiserkrönung Karls des Großen. (Evangel.-Theol. Bibliothek.) Von Geheimrat Prof. Dr. F. Arnold. 240 Seiten. Geb. M. 9.— Die Geschichte der alten Kirche wird in engstem Zusammenhange mit der Entwicklung des griechisch-römischen Weltreiches dargestellt. Wir sehen, wie das Christentum bei seinem Austritt aus dem jüdisch-palästinensischen Rahmen sofort in den Strudel der das griechisch-römische Weltreich bewegenden, geistigen und materiellen Faktoren hineingerissen wird, um schließlich als Siegerin über die antike Welt hervorzugehen.

Die Entwicklung des Christentums zur Universalreligion. Von Prof. D. Dr. R. Beth. 342 Seiten. Geb. M. 6.— Ein tieferrstes, eigenartiges Buch, das nicht unter dem Gesichtswinkel einer religiösen Richtung, sondern in streng wissenschaftlichem Geiste geschrieben ist. Es behandelt die heute wohl für die meisten Menschen brennende Frage nach der Relativität, Absolutheit und Entwicklungsfähigkeit des Christentums und seiner Neugestaltung im Rahmen der modernen Kulturwelt. Verfasser stellt seine Darstellung auf die breiteste wissenschaftliche Basis.

Handbuch für den Religionsunterricht erwachsener Schüler. In Verbindung mit Direktor Dr. G. Rothstein / Prof. Dr. Niebergall / Pastor H. Köster herausgegeben von Direktor Hans Richter. 364 Seiten. Geb. M. 12.—

„Eine höchst erfreuliche Erscheinung ist das Handbuch für den Religionsunterricht . . . Was uns an diesem Handbuche, an dessen Würdigung es in den Kreisen der Religionslehrer gewiß nicht fehlen wird, besonders gefallen hat, ist jene überall hervorleuchtende Kenntnis der in den verschiedenen Jugendaltern gerade zur Religion sich so verschieden verhaltenden Seelenlage des Schülers und die aus dieser Kenntnis entspringende Weltherzigkeit in der Beurteilung auch der biblischen Fragen und rücksichtsvolle Anpassung an die Bedürfnisse der Jugend.“ Frauenbildung.



U.C. BERKELEY LIBRARIES



C039044557

